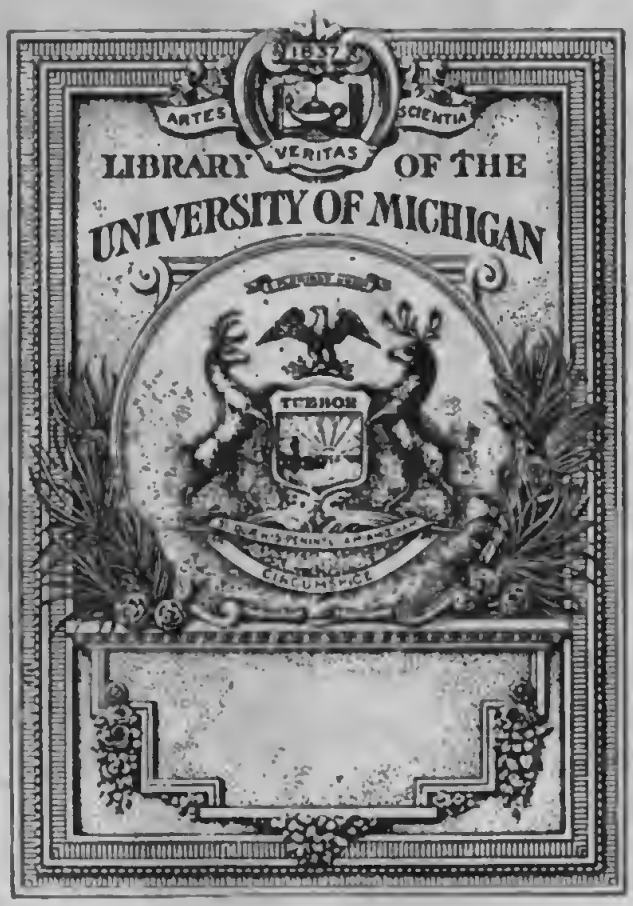
A 606007

Peter Rosegger

I. N. R. I.

Frohe Botschaft
eines armen Sünders


1837
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE

8 3 6
R 8 i
Cop 2

I. N. R. I.

Frohe Botschaft eines armen Sünders

von

Peter Rosegger

Neunzehntes Tausend

Leipzig
Verlag von L. Staackmann
1905

Alle Rechte vorbehalten.

Druck von C. Grumbach in Leipzig.

Wilhelm Kienzl

dem Dichter-Komponiſten des

„Evangelimann"

zugeeignet

vom Verfaſſer.

371479

Unser dunkler Weg nach jenen Gärten, wo die Wasser des Lebens funkeln, führt uns zunächst in eine große Stadt. Dort pulsiert der Herzschlag der fiebernden Zeit. Vor dem Gerichtsgebäude auf dem weiten Platz ist große Menschenansammlung, die Wagen der elektrischen Trambahn stocken. Deren sechs oder acht stehen schon in der Reihe, und den Wachleuten will es nicht gelingen, die Menge zu durchbrechen. Alles drängt sich — teils aufgeregt hastend, teils gelassen sich vorschiebend — gegen das Gerichtsgebäude hin, und immer neue Zuströmungen kommen von den Straßen her. Jeden Augenblick ist zu erwarten, daß dort oben der Staatsanwalt heraustreten wird auf den Söller, um die Entscheidung öffentlich zu verkünden.

Alles erging sich über den Angeklagten, der so Unerhörtes hatte vollführen wollen.

„Er wird zugesagt!“ rief einer. „Der fährt in den Himmel mit hanfenem Lift!“

„Man sei nicht kindisch!“ sagte ein anderer mit großartiger Überlegenheit. „In längstens einer halben Stunde geht er als freier Mann zum Tore heraus. Den lassen die Geschworenen nicht fallen.“

Viele ſtimmten für den erſteren Sprecher, noch mehr für den letzteren.

„Wer glauben kann, daß der freigeſprochen wird, der iſt ein Narr!“ rief jemand laut. „Denkt nur was er getan hat, tun hat wollen!“

„Etwas Herrliches hat er tun wollen!“

Ein leidenſchaftliches Raten und Wetten begann. Guten Beobachtern konnte es auffallen, daß die feinen Tuchröcke die Verurteilung erwarteten, während die Arbeiterkittel und das zerfahrene Straßenvolk mit Heftigkeit den Freiſpruch verlangten. Ein umfangreicher Herr fragte laut über die Köpfe hin, wer mit ihm zehn Dukaten wetten wolle, daraufhin, daß das Scheuſal baumeln werde.

Ein ausgehungertes Männlein erklärte ſich zur Wette bereit. Der Stattliche wandte langſam ſeinen Kopf mit dem Seidenhut, und als er den Spärlichen ſah, murmelte er ſchläfrig: „Der! Der will mit mir um zehn Dukaten wetten! Lieber Herr, gehen Sie mal heim zu Muttern und bitten Sie ſie um ein Zweipfennigſtück.“

Gelächter. Aber es wurde unterbrochen. Wie ein Windſtoß, der in die Wellen der See gräbt, ſo fuhr es jählings in die Menge. Auf dem Söller des Gerichtsgebäudes war ein Mann erſchienen. Er hatte einen dunklen kurzgeſchnittenen Vollbart, das Haupt mit der hohen Stirn war unbedeckt. Mit gemeſſener Gebärde trat er vor bis an die Brüſtung und erhob die Hand — Achtung gebietend. Und als das Geſurre ſich dämpfte, rief er mit dünner Stimme, jedes Wort

ſcharf hervorſtoßend: „Der Angeklagte, Konrad Ferleitner, iſt mit einer Stimmenmehrheit von zwei Drittteilen der Geſchworenen ſchuldig geſprochen und im Namen Seiner Majeſtät des Königs verurteilt worden zum Tode durch den Strang.“ — —

Nach dieſer Verkündigung blieb er noch eine Sekunde ſtehen, dann trat er ins Haus zurück. In der Menge gellten einzelne Ausrufe.

„Märtyrer machen! Schwärmerblut ſteckt an.“

„Ein Schwärmer bloß! Wenn das ein Schwärmer iſt, dann bin ich ein Spitzbub'!“

„Warum denn nicht?“ lachte ein wildhaariger Kopf.

„Auseinander!“ herrſchten die Wachleute, die mit aufmarſchierenden Truppen verſtärkt worden waren. Die Menge drängte nach allen Seiten zurück, und die Wagen der Trambahn hatten freies Geleiſe.

Neben demſelben Geleiſe rollte einige Minuten ſpäter ein geſchloſſener Wagen dahin. Im Fenſter des Wagens ſah man das Blinken eines Bajonettes. Rudelweiſe lief der Straßenpöbel dieſem Wagen nach, aber er rollte raſch über das Pflaſter hin, das unter den Hufen der Pferde Staub gab, und entſchwand endlich in der langen Pappelallee, die nach dem Strafhauſe führt. Etliche blieben ſchnaufend ſtehen und fragten ſich nun, weshalb ſie ſo toll gelaufen wären. „Heute geſchieht's ja noch nicht. Man lieſt es doch erſt in den Blättern, wenn's geſchieht.“

„Glaubſt du? Ich ſage dir, das iſt nur für Geladene, für Ehrengäſte! Die Zeiten ſind vorbei, mein

Lieber, wo das Henken öffentlich war. Das Volk muß überall zurückstehen."

„Geduld, weiser Zeitgenosse! Wenn erst die Henker gehenkt werden — das wird ein Volksfest sein."

Die Gestalten verschwanden im Straßengewoge.

Im Wagen, der die Allee dahinrollte, zwischen zwei Gendarmen saß gefesselt der schmächtige, eingeknickte Mann. Seine Schultern wogten auf und nieder, so schwer ging das Atmen. Er hatte heute sein schwarzes Gewand angezogen, und an dem Halse wie an den Händen sah man weißes Linnen. Das Haar war rötlich-braun, er hatte es sorgfältig gekämmt, Backen und Kinn ganz glatt rasieren lassen. Er hatte auf diesen Tag vertraut, der würde ihm die Freiheit geben oder sie nach nicht langer Zeit in Aussicht stellen. Sein fahles Gesicht mit den eingesunkenen Wangen zeigte etwa vierzig Jahre an, aber er konnte viel jünger sein. Im Auge lag ein blaues, schwärmerisches Feuer, aber es war voller Schreck. Geradezu schön wäre sein Gesicht gewesen, dieser Schreck entstellte es. Die gefesselten Hände auf den zusammengepreßten Knien, die Finger ineinandergekrallt, das Haupt jetzt gesenkt, daß das Kinn sich in die Brust grub — so war er in sich eingebrochen. Er zog die Beine noch enger an sich, daß die Gendarmen bequemer sollten sitzen können. Einer derselben blickte ihn von der Seite an und mochte denken, wie denn das möglich ist, daß dieser sanfte Mensch ein solches Verbrechen begangen hat. —

Man fuhr entlang der hohen Mauer des aus-

gedehnten Gebäudes, an dem sich das Tor nun öffnete. Im Hofe wurde der arme Sünder aus dem Wagen gehoben und durch das zweite Tor in einen engen Hinterhof geführt. Dort nahm man ihm von den Händen das Eisen und hierauf wurde er durch gewölbte Gänge entlang geführt, an denen hin und hin Pförtlein mit vergitterten Fensterchen waren. Der dunkle Weg ging in Krümmungen dahin, dort und da von einer Lampe beleuchtet. Die Luft wurde frostiger und dumpfiger. Hoch oben die Mauerlücken, durch die noch blasses Taglicht schimmerte, wurden immer seltener, bis endlich Nacht und Gruft war. Vom Kerkermeister wurde der Ankömmling in Empfang genommen, einem graustruppigen Alten mit stark vorspringenden Stirnknochen und Gesichtszügen, die ein beständiger Unmut ins Grimassenhafte verzerrt hatte. Freilich Unmut darüber, wenn man — selber blutsunschuldig — sein Leben im Kerker unter Räubern und Mördern und sogar — was noch das Schlimmste — unter „blindlings Eingenähten" zubringen muß! Kaum sah er die schwankende Schattengestalt des Gefangenen um den Pfeiler kommen, und er wußte, was es geschlagen. Zwölf hat es geschlagen bei dem armen Kerl. Aus Ärger darüber, daß solche Leute sich so dumm erwischen lassen, hatte er ihn stets harsch angeschnauzt. Heute geleitete er ihn schweigend in die Zelle und vermied beim Absperren das Rasseln des Schlüsselbundes. Aber das konnte er nicht lassen, durch das Guckloch lugte er noch, was der arme Mensch drinnen nun wohl tun werde. Und

da ſah er, wie der Verurteilte auf die Ziegelflieſe hinfiel und bewegungslos liegen blieb. Dem Kerkermeiſter wurde bange und er ſchloß das Türchen wieder auf, am Ende war der Mann doch klug genug geweſen, um ſchnell zu ſterben. Dann war's mißlungen. Der Sträfling bewegte ſich ein wenig und flehte, ihn jetzt allein zu laſſen.

Und dann war er allein. War wieder in dieſem dumpfen Raume, der eine Holzbank und einen Strohſack und auf dem Brett einen Waſſerkrug hatte, Dinge, die er während der langen Unterſuchungshaft hundertmal ſtumpfſinnig angeſtarrt, nichts denkend als: Sie müſſen mich freiſprechen! Aus Brettern, die den Strohſack geſtaut, hatte er ſich ſelbſt eine Art von Tiſch gezimmert, eine Arbeit, die der Kerkermeiſter derb gerügt, aber nicht zerſtört hatte. — Hoch in der Wand ein Fenſterchen mit gekreuzten Eiſenſtangen; von dem kam etwas Widerſchein einer gegenüberſtehenden Mauer herab. Der obere Teil der Mauer war jetzt von der Sonne beſchienen — die Steine ſandten barmherzig den Widerſchein. Dann war durchs Fenſter noch zu ſehen der Rand eines ſteilen Ziegeldaches und ein Schornſtein, und dazwiſchen blinkte ein dreieckiges Stück blauen Himmels herein. Das war der Reichtum dieſer Zelle. Konrad wußte nicht, daß er gerade dieſe Kammer einem beſonderen Wohlwollen verdankte. Das kärgliche Licht von oben war ihm wochenlang ein Troſt geweſen, gleichſam eine Verheißung: ſie werden dich wieder freilaſſen ins Sonnenlicht! Tropfenweiſe war dieſe Hoffnung nie-

dergesickert in seine einsame Seele. Und heute? Das bißchen Widerschein war ihm ein Hohn geworden. Er wollte keine Dämmerung mehr. Der Tag war auf ewig vergangen — so dürstete er nach Nacht. Nacht, Nacht, die so schwer und dunkel wäre, daß er von seinem Elende auch inwendig nichts mehr sähe. — Denken konnte er jetzt gar nichts. So dumpf, so taumelig, als ob man ihn mit einer Keule aufs Haupt geschlagen hätte.

Als der Kerkermeister vorübertrabend wieder durch das Guckloch schaute und der Mensch immer noch auf den Ziegeln lag, wurde er zornig. Heftig polternd öffnete er das Pförtchen: „Zum Sakermenter noch einmal! Sie Nummer Neunzehn! Hören Sie! Ist Ihnen was?“ Das letztere Wort war beinahe zu weich gesagt, daß so ein dummer Junge am Ende noch glauben könnte, man hätte Mitleid mit ihm. Das gibt's nicht. Selber gesäet, selber geschnitten.

Der Gefangene hatte sich rasch aufgerichtet, blickte verstört um sich. Als er den Kerkermeister erkannte, tastete er nach dessen Hand. Die hielt er fest und sagte dann heiser: „Ich möcht' was bitten. Rufen Sie mir einen Priester.“

„Na also! Doch endlich!“ knurrte der Alte. „Diese Herren Gottesleugner! Zuletzt kriechen sie doch zum Kreuz.“

„Ich bin kein Gottesleugner,“ entgegnete der Sträfling gelassen.

„Nicht? Na, das macht weiter nichts. Den Beichtvater sollen Sie schon haben.“

Den Beichtvater hatte Konrad zwar nicht gemeint. Mit Gott in Ordnung kommen? Es dürfte an der Zeit sein. Vor allem verlangte es ihn nach einem Menschen. Ein anderer kommt nicht. Mit dem Verworfenen will keiner was zu tun haben. Jeder dankt Gott, daß er nicht auch einer ist. Aber der Geistliche muß.

Nach einer halben Stunde — der Verurteilte fuhr zusammen, denn vor jedem Geräusch an der Tür erschrak er — kam jemand. In die Zelle trat leise ein Mönch. Er huschte in Sandalen daher. Der matte Fensterschein zeigte einen Greis mit langem, grauem Bart und froh blickenden Augen. Seine Kutte aus rauhem Tuch war um die Mitte mit einem weißen Strick zusammengehalten. Am Strick hing ein Rosenkranz. Nach der Hand des Sträflings langend grüßte er: „Darf ich sagen: Guten Abend? Ich brächte ihn gern, wenn Sie ihn annehmen wollten."

„Ich habe Sie bitten wollen, Pater —. Weiß nicht, ob Ihnen bekannt ist, wie es mit mir steht."

„Ist mir bekannt, ist mir schon bekannt. Aber heute ist der Herr näher bei Ihnen, als etwa noch gestern."

„Ich hätte," sprach Konrad zagend, „noch mancherlei zu sagen. Aber nicht beichten. Beichten nicht. Einen Menschen möchte ich bei mir haben."

„Sie wollen Ihr Herz erleichtern, armer Freund."

„Sie kommen wohl nur zu mir, weil es Ihr

Beruf ist. Es ist ja nicht angenehm. Trösten sollen und nicht wissen wie. Für mich gibt's nichts mehr."

„Gehen Sie mir mit solchen Reden. Sie haben, wenn ich verstehe, mich noch nicht als Beichtvater rufen lassen. Wohl nur als Menschen, nicht wahr? Und als solcher komme ich freiwillig. Bekehren kann ich Sie doch nicht. Bekehren müssen Sie sich selber. Denken Sie einmal, ich wäre Ihr Bruder, den Sie lange nicht gesehen haben. Und jetzt kommt er auf einmal her, findet Sie an diesem Ort und weint Sie fragend an, wie so das habe geschehen können."

Der Gefangene saß nun auf der Bank, hielt die Hände gefaltet, blickte starr auf den Boden hin und murmelte: „Ich habe einen Bruder gehabt. Wenn der noch lebte, ich wäre nicht da. — Er war älter als ich."

„Also haben Sie wohl keinen Verwandten mehr?"

„Meine Eltern starben, als ich noch nicht zwölf Jahre alt war. Rasch nacheinander. Der Vater hat die Mutter nicht überleben können. Ich habe sie — überleben können. Meine Mutter — eine gute, arme Frau. Immer heiter, fromm. Auf dem Dorfe draußen. Eine glücklichere Kindheit kann kein Mensch haben. Ach na — verzeihen . . . ." Seine Worte erstickten.

„Fassen Sie sich! Halten Sie die Kindheit nur fest in der Erinnerung! Sie ist ein Licht in solchen Tagen."

„Es ist vorbei," sagte Konrad, sein Schluchzen überwindend. „Mein Pater, mich kann diese Erinnerung halt nicht trösten, nur noch schwerer anklagen.

Wie kann aus einem ſolchen Segen ein ſolches Unglück kommen? Wenn ich jetzt niederknien dürfte vor meinem Gott — nur danken! Danken, daß ſie dieſen Tag nicht erlebt hat."

„Nun, nun!" ſagte der Pater. „Es haben noch ganz andere Mütter an ganz anderen Söhnen etwas erlebt."

„Will auch alles Unſerer lieben Frau aufopfern."

„So iſt's recht. — Und jetzt erzählen Sie mir etwas. Denn wohl frühzeitig unter fremde Leute, gelt?"

Verworren brachte er es hervor.

„Nachdem mir Vater und Mutter geſtorben, bin ich in die Lehre gekommen. Zu einem Tiſchler. Auch noch eine ſchöne Zeit. Nur zu viel zuſammen geleſen hab' ich dem Meiſter, ſo allerhand Zeug, und ſpintiſiert darüber. Und kein Unrecht aushalten wollen, oder was ich mir ſo hab' eingebildet. Einen närriſchen Phantaſter hat mich der Lehrmeiſter geheißen — und fortgeſchickt. Und nachher halt die Wanderſchaft — München, Köln, Hamburg. In Köln zwei Jahre bei einem Meiſter. Bei dem wenn ich geblieben wäre! Wollten mich nicht fortlaſſen — auch eine Tochter . . . Ja, und dann nach Hamburg. Das war ſchon 's Unglück. In den Verein bin ich eingeführt worden. Schutz gegen Volksverräter hat es geheißen. Erlöſer ſein, das Leben wagen. — Ganz langſam iſt es in mich gekommen, ganz nach und nach, wie ich ſo recht erfahren muß, was das für ein Elend iſt unter ſolcher Tyrannei. Als Knabe hab'

ich einmal einen Hund niedergeſtochen, der auf der Gaſſe armer Leute Kinder biß. Ein Herrenhund. Bin dafür auf die Bank gelegt worden, aber es hat gar nicht weh getan — immer im Gedanken: Von der Beſtie haſt du ſie befreit! — So iſt es wieder über mich gekommen jetzt bei jenem Verein. Ich kann's nicht ſagen, was in mir vorgegangen. Bin ganz irr und wirr. Bei Gericht iſt ja ſo alles ausgeſagt worden, die ganze ſchreckliche Geſchichte. Nur ja hab' ich geſagt mit hundert anderen, nur ja hab' ich geſagt und gedacht: Dich trifft's nicht. Und hat mich doch getroffen, als ob unſer Herrgott nicht anders gewollt hätte. Auf mich, juſt auf mich iſt's gefallen, wie ſie das Los haben gezogen . . ."

„Dieſe Geſchichte kenne ich, armer Menſch."

„Ich nicht. Seit dem Augenblicke, als ſie mir den Revolver aus der Hand genommen, iſt's dunkel geweſen. Nichts habe ich erfahren, erſt heute habe ich gehört, daß er lebt. Und mir haben ſie geſagt, daß —"

„Was haben ſie dir geſagt?"

„— Daß ich ſterben muß." Dann fuhr er den Prieſter heftig an: „Er war ja ein Unglück. Iſt es denn wirklich ein ſo großes Verbrechen? Sagen Sie mir das!"

„Mich deucht, das brauche ich Ihnen nicht mehr zu ſagen."

„Gut. Dann iſt's recht. Dann geſchieht mir recht. Den Willen dazu habe ich ja gehabt, und ſie ſagen, der gilt fürs Werk. Iſt in Ordnung. Heißt es nicht:

Leben um Leben? So steht's ja in der Schrift. Aber auch nur das, nicht mehr. Sie sollen mir's nehmen. Aber — unversehens, plötzlich sollen sie's tun. Wie ich ihm wollte. Sonst steht's ungleich. — Sagen Sie mir noch, geistlicher Herr, ob es feige ist, so Angst zu haben. Ich habe so Angst — was mir bevorsteht. Diese Todesangst steht nicht in der Schrift, die nicht. Die mich heute abgetan haben, sie sahen doch aus wie Menschen. Gut, dann sollen sie bedenken, daß sie mich tausendmal hinrichten, statt einmal. Warum lebe ich denn noch, da sie mich vor drei Stunden umgebracht haben! Schnell! Von rückwärts! — Wenn sie so viel Barmherzigkeit hätten. Da hat heute einer gesagt, ich hätte die Pflicht zu sterben. Mein Gott, mich deucht, ich habe das Recht zu sterben, und daß sie mir das Recht nicht in der ersten Stunde angetan haben, das ist ihr Verbrechen. Es wäre jetzt vorbei. O Gott, mein Gott, wenn's vorbei wäre!"

So hatte er aufgerast und die Hände gerungen und gebrüllt vor Qual. Im Antlitz plötzlich blaß wie Lehm; als ob der Herzschlag still stünde, so erstarrten seine Züge.

„Armer Mensch!" sagte der Priester und legte den Arm um seinen Nacken und zog das Haupt an seine Brust. „So sollst du nicht, so nicht. Schau, wenn wir ein Leben lang Sünder waren, sollen wir denn nicht einige Tage lang Büßer sein? — Sage mir, Bruder, hast du nicht ein wenig Verlangen nach geistlichem Trost?"

„Wie ſehr, wie ſehr!“ ſtammelte der arme Sünder. „Und ſo hätte ich gleich bitten wollen —“

„Sie ſehen, ich bin bereit —“

„Um ein Evangelienbuch möchte ich Sie bitten. Wenn's ſein kann.“

Der Mönch ſchaute ihn an, dann ſagte er gelaſſen: „Ein Evangelienbuch wollen Sie haben?“

„Ich möchte gern darin leſen. Meine Mutter, ſie hat ſo ein Buch gehabt, da hat ſie gern vorgeleſen und ausgelegt. Es wollte mich anheimeln, wenn ich jetzt darin leſen könnte.“

Hierauf der Pater: „Ich will Ihnen was ſagen, lieber Freund. Das Evangelium iſt ein ſehr gutes Buch, nicht umſonſt nennt man es die Frohe Botſchaft.“

„Mein Gott, ja, was bedürfte ich jetzt notwendiger, als eine frohe Botſchaft!“

„Wer ſie verſteht. Aber mit dieſem Buche iſt es eine eigene Sache. Unter zehn Leſern kann's kaum einer verſtehen. Und der eine verſteht's auch nicht. Es iſt ein zu tiefſinniges, ich möchte ſagen, ein zu göttliches Buch; wie es heißt, mit ſieben Siegeln verſchloſſen. Daher muß es erklärt werden von Fachleuten. Einzelnes daraus wollte ich gelegentlich ja gerne mit Ihnen durchnehmen, einſtweilen gebe ich Ihnen etwas anderes zur Erbauung, aus dem Sie Troſt und Frieden ſchöpfen können.“

Konrad deckte mit der Hand ſein Geſicht zu, dann ſagte er kaum vernehmlich: „Am liebſten wäre mir doch das Evangelium geweſen.“

Und hierauf der Mönch mit Ernſt: „Freund, Sie ſind der Kranke, und ich bin der Arzt. Und der Arzt muß am beſten wiſſen, was dem Kranken frommt. — Sie können ſich dann auch für das Sakrament vorbereiten.“

Weil der arme Sünder weiter nichts mehr ſagte, ſo verließ ihn der Prieſter, nachdem er noch ein paar gütige Worte geſprochen. Und eine Stunde ſpäter brachte der Kerkermeiſter ein Paket Bücher herein: „Das ſchickt der ehrwürdige Bruder, damit Sie ein biſſel eine Unterhaltung haben.“

Unterhaltung! Der Witz war grauſam, Konrad lachte ſchrillend auf. So lacht ein verzweifeltes Herz, das ſich nicht ſchützen kann vor den Bildern des letzten Ganges, die immer kraſſer herandrängen. — Was ſchickt der Pater? Schlichte Gebet- und Erbauungsbücher. Zwiſchen Blättern, deren Inhalt beſonders beachtenswert, als Betrachtungen der vier letzten Dinge, Buß- und Sterbegebete, auch Gebete für die armen Seelen im Fegefeuer, waren Papierſtreifen gelegt. Der ſeelenunkundige Seelſorger hatte dem Troſtloſen ſtatt Leben — neue Todesangſt geſchickt. Konrad ſuchte nach Brot, wie er es bedurfte, er blätterte in den Büchern, begann immer wieder da und dort zu leſen und legte allemal die Sachen betrübt aus der Hand. Noch eifriger durchwühlte er ſein Gedächtnis, um Bilder der Kindheit auszugraben. Ganz beſonders die Mutter, die ſeit vielen Jahren geſchlafen, ſie ſtand wieder auf, um ihrem unglücklichen Kinde Beiſtand zu leiſten. Ihre Geſtalt, ihre Worte, ihre Lieder,

ihre heiligen Erzählungen aus dem Leben des Heilandes auf Erden — sie kamen friedlich heran zu seiner Seele. Da ward er plötzlich inne: Ganz hat mich Gott noch nicht verlassen. — Wie er sonst getobt hatte vor Verzweiflung: als nun aus vergangenen Zeiten diese lieblichen Schatten erschienen, flossen erlösende Tränen.

In der Nacht nach der Verurteilung hatte er nicht eine Stunde geschlafen. Er betete, er träumte, und dann kam wieder die grause Angst, die an seinen Gliedern rüttelte. Immer wieder mußte er die Augen aufschlagen nach dem Fenster, ob es etwa schon zu tagen beginne. Früh morgens, wenn es zu tagen beginnt — so hatte er oft gehört — da kommen sie .... Im Fenster war immer noch die dunkle Nacht. Siehe, dort im kleinen Himmeldreieck steht ein Sternlein. In früheren Nächten hatte er es nicht gesehen. Es steigt gleichsam aus der Dachscharte herauf und leuchtet eine Weile freundlich durch das Fenster herab. — Das Auge war gebannt an diesen Funken, bis er sachte hinter dem Gemäuer verschwand. Als es endlich graute und an dem Pförtlein der Schlüssel rasselte, begann Konrad zu beben an Händen und Füßen. Es war der Kerkermeister, der ein Bündel Zwilchkleider brachte.

Als Konrad tonlos fragte, ob es das Galgengewand sei, harrschte der Alte: „Was schwatzen's denn? Das Hauskleid ziehen's an!"

Der Sträfling trat an den Profosen, klammerte vor dessen Augen die Finger beider Hände anein-

ander und sagte: „Nur das eine, wenn ich wüßte — wann, wann? Die Ungewißheit ist nicht zu ertragen!"

„Ei, diese Ungeduld!" spottete der Alte. „Ja, mein Lieber, das geht bei uns nicht so schnell. Sie sind doch erst gestern aufgesagt worden. Nun also! Noch nicht einmal die Tafelfreiheit ist herabgelangt."

„Die Tafelfreiheit?"

„Daß Sie Speiszettel machen dürfen, verstehen Sie. Ist noch kein Befehl da. Auf vierundzwanzig Stunden sind Sie also noch bombenfest sicher. Aber wenn Sie etwas gern essen — ich mach' schon einmal eine Ausnahme. Und jetzt machen's vorwärts mit dem Gewand! Über Ihre eigenen Sachen," er deutete auf die Kleider, „können Sie testamentarisch verfügen. Haben Sie wen? Nicht. Wüßte arme Leute. Aber machen's, machen's! Jetzt kommt die heiße Zeit, da ist der Zwilch nicht schlecht."

Dieses gutmütige Geplauder des sonst so rauhen Kerkermeisters war dem armen Menschen besonders unheimlich. Recht angeschnauzt und gescholten, das hätte schon eher eine Lebensdauer in Aussicht gestellt, die nicht mit Stunden gemessen wird. Ob er's weiß? Und nur aus Mitleid nicht sagt? oder aus Bosheit? Sonst war der Alte leicht zum Zorne geneigt, und wenn er in die Hitze kam, da schlug er mit den Armen in der Luft umher und bedrohte die widerspenstigen Sträflinge schlechthin mit dem Davonjagen! Jetzt kein Galgenhumor und kein Gepolter mehr. Mit einer fast wehmütigen Gelassenheit blickte er manchmal auf

den armen Sünder, der in so große Betrübnis versunken war. — „Armer Teufel!“ — Plötzlich wurde es ihm zu arg, und heftig fuhr er los: „Jetzt hören's aber einmal auf! Das hätten Sie wissen können. Gehen's, sein's gescheit, ich kann das Gejammer nicht leiden. Freilich ist's nicht leicht, das Sterben, sollten froh sein, wenn Ihnen wer hilft dabei. Übrigens — wer weiß, ob Sie's derleben. Gescheit sein!“

Als nachher wieder das dunkle Schweigen um ihn war, versuchte der Gefangene es neuerdings mit den Büchern. Der Pater hatte für unterschiedlichen Geschmack vorgesehen. Die „Andacht des heiligen Rosenkranzes“, die „Gebete zum Herzen Maria“, „Der Tod, das Gericht, der Himmel und die Hölle“, die „Geschichte der heiligen Theresia“, „Die sieben Himmelsriegel“ und „Ablaßandachten für die armen Seelen“. Welch eine Fülle von Erbauung! — Der Tischlergeselle war stets ein Bücherfreund gewesen; drei Esel, so hatte er scherzeshalber einmal berechnet, würden die Bücher nicht ertragen können, die er seit Kindeszeit durchgelesen. In alle Zeiten und Räume der Welt hatte er hineingeguckt und in alle Bereiche des Menschenlebens. Jetzt fragte er sich einmal, was ihm davon Brauchbares geblieben war. Verworrenheit, Ratlosigkeit, sonst nichts. Über alles nachgedacht, über nichts ins reine gekommen. Das könne man überhaupt nicht, war es in einem der Bücher zu lesen, und das hatte ihn damals beruhigt. Auch derlei kirchliche Schriften hatte er gelesen, hatte sich dem aus der Kindheit her trauten Wortklange flüchtig

hingegeben, tiefer ging es nicht. Nun sollten sie sich bewähren, und nun ließen sie ihn im Stiche. Er blätterte und las und betete und suchte und fand nichts für seine Not. Unmutig schob er die Bände von sich, daß etliche über den Tischrand auf das Ziegelflez fielen.

In der Nacht, die nun folgte, hatte Konrad einen Traum, so lebhaft und licht, wie noch nie. Zuerst war ein dunkles Land, und er hatte sich verirrt. In kalten, feuchten Felsen tappte er umher und konnte sich nicht zurechtfinden. Da tasteten seine Finger einen Faden, den ergriff er und folgte ihm durch die Finsterniſſe dahin. Die Gegend wurde heller und heller, der Faden führte ihn in das sonnenbeschienene Heimatstal, in den Ort mit den alten Giebelhäusern, in das Vaterhaus, das unter Obstbäumen stand, und der Faden, an dem seine Finger immer noch unwillkürlich entlang glitten, führte hinein in die Stube, wo er hervorgesponnen war aus dem Spinnrocken der Mutter. Und sie saß dabei und spann den Faden, und hatte ihr blasses Gesicht mit den zarten Fältchen und den guten Augen, und als der Knabe nun neben ihr war, erzählte sie Geschichten vom Heilande. Er hörte ihr zu und war ein seliges Kind. — So hatte er geträumt. Und beim Erwachen, da war wiederum nichts als die Kerkerzelle, nur die milde Stimme der Mutter klang noch in seinem Ohr: „Mein Kind, du mußt dich an Jesus halten."

* * *

Täglich wurde Konrad auf eine halbe Stunde lang in den Hof geführt, der schmutzig und sonnenlos war. Aber diese halbe Stunde fürchtete er. Zwecklosses Erregen des Lichtdurstes. Und die rohen und frechen Mithäftlinge, mit denen er da zusammenkam! Lieber allein in der stillen Zelle sein.

Während seiner Haft hatte er oft um Arbeit gebeten. Der Bescheid war immer gewesen, dafür sei in der Untersuchung nichts vorgesehen. Zudem — Arbeit sei eine ehrende Begünstigung, und es müsse sich erst zeigen, wer einer solchen würdig wäre. Jetzt aber sei nicht mehr die Zeit zum Arbeiten, vielmehr zur Vorbereitung. Was soll er nun beginnen, um über diese Tage hinwegzukommen? Oder was soll er tun, um die fliehenden festzuhalten? Manchmal siehe — da blitzte es über den Fußboden hin. Dann war's wieder weg. Hoch oben an der gegenüber liegenden, manchmal von der Sonne beschienenen Wand, war ein Fenster, dessen Flügel, im Luftzuge bewegt, den Widerschein in den Kerker geworfen hatte. Konrad war erschrocken über diesen Himmelsfunken; dann suchte er auf dem Ziegelflies umher wie nach einem Goldstück, das sich verrollt hatte.

Da kam der Besuch. Ungeahnter, erschreckender Besuch. In Begleitung des Kerkermeisters erschien, stramm und ernst aufgerichtet, die Gestalt des Gerichtspräsidenten.

Konrad fühlte es wie einen betäubenden Schlag, er konnte nur noch denken: die Stunde ist da! — Dieser Mann, der das Urteil ausgesprochen hatte so

kalt und seelenlos, als wäre er eine Maschine, die bei dem Druck auf die Taste wortähnliche Laute hervorbringt. Der Präsident befahl dem Kerkermeister, daß er hinausgehe. Der Alte zögerte — was denn das wieder wäre! Der Herr mußte seinen Befehl wiederholen, bis er ging. Und als der Richter allein war mit dem Sträfling, beugte er sich nieder; seine Hand tastete, denn sein Auge hatte die Dunkelheit noch nicht überwunden. Dann sagte er freundlich: „Konrad Ferleitner! Ich komme Sie zu fragen, ob Sie etwas wünschen."

Der Angesprochene rang krampfig die Hände, sein Körper wurde gestoßen von den wilden Pulssprüngen, die nach unregelmäßigen Zwischenpausen in harten Doppelschlägen pochten. So heftig war das, und dabei stöhnte der Arme Worte hervor, die der Richter nicht verstehen konnte.

„Fassen Sie sich!"

Als er dem Lallen des Gefangenen das Wort „Beichtvater!" entnahm, da fiel es ihm ein, der arme Mensch könne glauben, die Justifizierung sei da. „Ferleitner!" sagte er, „setzen Sie sich jetzt einmal zu mir da auf die Bank. Sie glauben am Ende gar —. Nein, so weit ist es noch nicht und kommt's vielleicht auch nicht. Ich will Ihnen sagen, daß an Seine Majestät die Bitte um Begnadigung gestellt wird."

Konrad schaute wie verträumt auf, das blasse Licht zeigte, wie schrecklich eingesunken und fahl seine Wangen waren. „Begnadigung!" sagte er tief ge-

dämpft. „Um meine Begnadigung? Ja — warum haben Sie mich denn verurteilt?“

Dieſe Frage ſchien den Richter zu verblüffen. Delinquent ſcheint ſich allen Ernſtes unſchuldig zu fühlen. „Sie waren ſelbſt dabei, Ferleitner, und haben gehört, wie die Geſchworenen nach den Tatſachen entſchieden haben. Danach mußten die Richter Sie verurteilen, da gab es keine Wahl.“

„Um Begnadigung? Den König?“ fragte Konrad, der mehr verwundert als getröſtet war, ſich doch aber wegen der unſicheren Beine auf die Bank geſetzt hatte.

„Der Verteidiger hat's gewagt. Daß Sie von dem Wahne gerettet ſind, davon hat uns Ihr ganzes Weſen überzeugt. Weiter wünſchen wir ja nichts. Sie ſehen doch nun ein, Ferleitner, daß man Unrecht mit Unrecht nicht aus der Welt ſchaffen kann. Unrecht durch Unrecht bekämpft, wird nur noch mächtiger. Zum Verzeihen einer ſolchen Tat oder Abſicht gehört ein großes Herz. Hoffen wir einſtweilen, unſer König habe es. Dem Kanzler geht's ja beſſer. Na, wollen halt ſehen. — Unterſchreiben Sie das Schriftſtück.“ Er zog ein gefaltetes Blatt hervor, dann Tintenfläſchchen und Feder. Konrad beugte ſich auf den Tiſch hin und im Hinſchreiben ſeines Namens ſtöhnte er auf.

„Ach ja,“ ſagte er. „Wenn ich noch einmal ins Tageslicht ſollte kommen! Nicht den Gedanken mehr. Soll's gehen in der Welt wie es will. Ich wollt' mein Handwerk treiben und mich um weiter

nichts kümmern. Nur —“ und das ſagte er leiſe, unſicher: „Nur Gott will ich nicht mehr vergeſſen.“

„Natürlich iſt die Wahrſcheinlichkeit nur mäßig,“ ſprach der Richter. „In gewiſſen Fällen, wo es ſich ums Ganze handelt . . .“

„Es iſt alſo doch ſehr unſicher?“ fragte Konrad. „Aber mein Gott, wie kann man das ertragen? Wenn dieſe Zeit noch verlängert werden ſoll — wie iſt denn das zu ertragen? Dieſe ſchreckliche Ungewißheit!“

„Es ſoll eine Zeit der Hoffnung ſein.“

„Wie lange kann es denn dauern?“

Der Richter zuckte die Achſel. „Es kann drei Wochen dauern, aber es kann auch doppelt ſo lang dauern.“

Ganz zutraulich fragte nun Konrad: „Glauben Sie, Herr Richter, daß ein Menſch das aushalten kann? So wochenlange Todesangſt.“

„Haben Sie ein klein wenig Vertrauen!“ mahnte der Gerichtspräſident. „Muß es nicht jeder Menſch aushalten, das Ungewiſſe? Der Richter ſo gut wie der Gerichtete?“

„Aber was ſoll ich denn anfangen? Was ſoll ich denn hier tun, die fürchterliche Zeit? So lebendig begraben!“

„Ihnen eine beſſere Kammer anzuweiſen, das liegt leider nicht in meiner Macht. Es iſt ja nicht die ſchlechteſte Zelle dieſes traurigen Hauſes, die Sie hier innehaben. Aber vielleicht haben Sie einen andern Wunſch, der erfüllt werden kann. Sprechen Sie ganz offen, Ferleitner.“

Damit tat er seine Schrift zusammen und barg das Schreibzeug in die Rocktasche. Konrads Auge hing an diesen Bewegungen. Er konnte es noch immer nicht fassen, daß der schreckliche Mann jetzt so liebreich mit ihm sprach. „Mit der Kammer," sagte er dann, „es ist ja alles da, was man braucht — wenn man nichts tun und nichts mehr sein darf, was braucht man denn? Wenn der Mensch nicht frei ist — alles andere ist einerlei. — Aber eins — eine Bitte hätte ich wohl doch, Herr Richter."

„So sprechen Sie," sagte dieser, und während er Konrads Hand fest in der seinen hielt, brach es aus ihm hervor: „Sehen Sie, es ist hart, zu denken, daß alle, die man aburteilen muß, glauben, man sei ihr persönlicher Feind. Sie meinen, das wäre so leicht hingesprochen im Gerichtssaal, und ahnen es nicht, wie unsereiner mit sich fertig wird. Nicht allein der Angeklagte hat schlaflose Nächte, auch manchmal der Richter. — Wir Leute vom Recht haben — aber außerhalb des Berufes — eine Vereinigung gegründet, um solche, die wir schuldig sprechen müssen, zu halten und zu ermuntern, daß sie nicht trostlos untersinken. Also vertrauen Sie, lieber Ferleitner, soweit ich Ihre Lage erleichtern kann, soll es geschehen."

Da sagte Konrad — dabei starrte er auf das Ziegelflez nieder —: „Ich möchte bitten um Schreibzeug."

„Schreiben wollen Sie?"

„Wenn ich bitten dürfte um Papier, Feder und Tinte. In früheren Jahren habe ich gerne meine

Gedanken aufgeschrieben — so wie es halt gehen mag. Ich habe ja nicht viel gelernt."

„Und wollen jetzt an Ihre Bekannten schreiben?"

„O nein. Hätte ich ihrer, so würden sie froh sein, von mir nichts mehr zu hören."

„Oder eine Rechtfertigung?"

„Nein."

„Oder gar Ihre Lebensbeschreibung?"

„Auch das nicht. Dazu ist mein Leben wohl nicht gut genug. Ein solches Unglück sollt' man vergessen und nicht aufschreiben. Nein, ich wüßte vielleicht etwas anderes zu schreiben."

„Schreibzeug sollen Sie haben," sagte der Richter. „Und etwa fehlt sonst noch was? Ein besseres Bett, wie?"

„Ich danke. Da bin ich zufrieden, wie es ist. Wenn sonst nichts wäre, als daß das Lager hart ist —"

„Doch wohl auch die vorgeschriebene Reinlichkeit?"

„Wenn man immer so warten muß und denken — jetzt — jetzt kommen sie. Herr Richter, da schläft man halt nicht gut."

„Peinigen Sie sich nicht immer mit solchen Vorstellungen, Ferleitner!" mahnte der Richter den neuerdings in Erregung geratenen Menschen. „Keiner von uns weiß, was ihm in nächster Stunde bevorsteht — und man lebt doch gelassen dahin. Benutzen Sie diese Zeit," setzte er launig bei, „um für die Verurteilung sich durch ein Dichterwerk zu rächen. In alten Zeiten haben es große Geister auch so gemacht."

Antwortete Konrad: „Ich kann kein Dichterwerk ſchreiben und ich habe mich auch nicht zu rächen. Verdient habe ich den Tod. Aber dieſes Warten auf ihn! Die Pein in der Hölle kann nicht größer ſein.“

„Die Hölle, dächte ich, geht uns nichts an. Denken wir bloß an das Fegefeuer, in dem wir ſitzen. Soll ihm ja der Himmel folgen, wie es heißt. — Haben Sie alſo kein Anliegen? Nicht doch an jemand etwas zu beſtellen?“

„Niemand, niemand!“

„Ein Glück, um das Sie viele Schickſalsgenoſſen beneiden würden. Mit ſich ſelbſt wird ein Mann fertig. Wenn es Sie beruhigt, Ferleitner, das kann ich Ihnen ſagen, in unſeren Augen ſind Sie kein Böſewicht. Nur ein armer Verführter. — Das iſt für heute genug. Ihr beſcheidener Wunſch ſoll ſofort erfüllt werden.“

Nach dieſem ſeltſamen Geſpräche zwiſchen Richter und armem Sünder hat der Präſident die Zelle verlaſſen. Er war nicht befriedigt. Hatte er zu wenig gehört oder zu viel geſprochen? Dieſer kindliche Menſch, den Eidestreue zum Mörder machen ſollte. — Im Vorgange ſprach er mit dem Kerkermeiſter und legte ihm einiges aufs Gewiſſen.

„Auch muß ich Ihn aufmerkſam machen, daß der Mann ſchwer krank iſt. Sei Er nicht hart gegen ihn.“

Der Alte war unwirſch.

„Zu Gnaden, Herr Präſident! Hart ſein mit ſo einem armen Teufel! Wenn er euch nachher derbarmt, warum denn ſelber ſo grob ſein?“ Dabei rieb er mit dem Lodenfetzen an einem Lampenſchirme,

um den Ruß loszukriegen. „Gleich zum Tode durch den Strang. Mag noch so butterweich gesagt werden, tut doch weher, als wenn unsereiner einmal mit den Leuten sakermentiert — was gleich übel vermerkt wird. Nur probieren! Krank! Natürlich ist er krank, der arme Teufel. Wundert mich so, daß die Doktors nicht schon da sind und kurieren. Daß er gesund genug wird zum Gehenktwerden."

„Lass' Er's gut sein, Trapser."

Der Kerkermeister ließ von seiner Arbeit ab, stellte sich soldatisch auf und sagte: „Herr Präsident, ich bitt' um meinen Abschied."

„Wie? Ihren Abschied wollen Sie?"

„Ich bitt' gehorsamst um meinen Abschied." Kerzengerade blieb er stehen. „Wissen's, ich bin die sechsundzwanzig Jahr her viel gewohnt worden dahier. Siebzehn hab' ich henken lassen. Geradaus siebenzehn, jawohl, Herr Präsident. Vierundzwanzig wären ihrer gewesen, sind aber sieben begnadigt worden zu lebenslänglichem Kerker. Tragen heut' noch an der Gnade. Wissen's, Herr Präsident, 's ist ein Schindermetier, Herr Präsident! Aber daß ich's sag', den Ferleitner, den hab' ich bisher nit erlebt. Was hat er denn getan, ich bitt' Ihnen! Er hat ja nichts getan. Schaun's, da hätten wir doch ganz andere Galgenstricke auf Lager. Einen Bankier Deckblatt, hat sechs Familien ruiniert und die siebente zum Selbstmord getrieben. Acht Monate. Einen Studiosus Krackel, hat zwei Duellmorde auf dem Gewissen. Sechs Monate. Aber der da — weil er eh nix 'troffen

hat, möcht' ich ſagen —. Kurz und gut, mir grauſt."

„Noch immer bei Temperament, alter Bär, und bei Humor! Gott erhalte ihn!" Dabei ein wohlwollendes Achſelklopfen. Das Abſchiedsgeſuch war wieder einmal abſchlägig beſchieden. Der Präſident war gemeſſen davongegangen.

Doch das Grollen des Alten wollte ſich noch lange nicht legen. „Alter Bär! Alter Bär! Das iſt allemal ſeine ganze Weisheit. Will euch den alten Bären ſchon zeigen. Jeſſes, bei uns geht's zu!" — Er ſiffelte dahin, ſchrillte derb mit dem Schlüſſelbund, damit die Häftlinge Vorkehrungen treffen konnten, ehe er pflichtſchuldig durchs Guckloch ſah, wie die Herrſchaften ſich die Zeit vertrieben. Dann ging er und beſorgte einen großen Tintentiegel und einen Pack Kanzleipapier für Numero Neunzehn.

„Wird's reichen?"

„Ich danke, ich danke," ſagte Ferleitner. „Nur brauch' ich auch noch eine Feder."

„O nein, mein Lieber, o nein! Das kennen wir. Seit ſich vor fünf Jahren auf Numero Dreiundvierzig der Notar mit einer Stahlfeder abgeſtochen hat, geb' ich keine mehr."

„Aber ohne Feder kann man doch nicht ſchreiben."

„Das geht mich nix an. Ich kann's nit einmal mit der Feder."

„Der Herr Präſident hat mir eine zugeſagt," erinnerte Konrad beſcheidentlich.

Da fuhr der Alte neuerdings auf: „Wiſſen's,

dieſer Präſident, der geht mir jetzt ſchon bis da herauf!“ Er legte ſeine Hand wagrecht ans Kinn. „Er brockt ein und unſereiner ſoll nachher allemal alles auslöffeln.“ Dann kaum verſtändlich in ſeinen Bart: „Ich ſag' juſt einmal das, wenn ſie einen wochenlang hängen laſſen, ehe ſie ihn hängen, ſo iſt das ein — ein — Herrgott, ich kann nit mehr ordentlich — ich finde keine ſchönen Worte nicht! Wenn einer da auskneift, kein Wunder!“

„Töten werde ich mich nicht,“ ſagte Konrad gelaſſen. „Sie ſagen, ich hätte Hoffnung auf den König.“

„Und da wollen Sie ihm ſchreiben. Wiſſen's, helfen wird das nit viel, aber Sie können's tun. Haben ja Zeit. Immer einmal iſt es doch gut, daß wir eine lange Bürokratenbank haben. Wiſſen's, tröſten's Ihnen, mir tun's auch unrecht. Mir geben's meinen Abſchied nit. Na, bei uns geht's zu!“

Dann ging er und brachte einen Tiegel mit roſtigen Stahlfedern. „Aber, daß Sie mir keine vertun!“ Denn es waren lauter Federn, mit denen Todesurteile geſchrieben worden; der Alte hatte eine Sammlung von ſolchen Malefizſachen und hoffte, ſie einmal an einen reichen Engländer verkaufen zu können. „Befehlen Euer Gnaden noch etwas?“ Mit dieſen Spottworten verließ er die Zelle und polterte und fluchte den Gang entlang. Die Gefangenen glaubten immer, er fluche über ſie.

* * *

Der Gerichtspräſident ſchritt, die Hände auf dem

Rücken, durch ſein großes Arbeitszimmer. Doch ein verdammt kritiſcher Fall! Wäre der Kanzler an dem Tage nicht aufgegeben geweſen, ſo hätte das Urteil anders gelautet. Das Gnadengeſuch! Ob es andere Folgen haben wird, als dem armen Menſchen die Qual zu verlängern? Ob es am Ende nicht doch beſſer geweſen wäre —? Es könnte alles vorüber ſein. — Aus dem Nebenzimmer kam ein alter Beamter und legte ein Aktenbündel auf den Tiſch.

„Herr Gerichtsrat, auf einen Augenblick. Das Gnadengeſuch an Seine Majeſtät iſt abgegangen?“

„Iſt abgegangen.“

„Was halten Sie davon?“

Der Gerichtsrat hob die Achſeln und — ließ ſie wieder fallen.

* * *

Konrad kauerte da und ſtarrte auf den Tiſch. Hier lag alles — Papier, Tinte, Federn. Was wollte er ſchreiben? Seine Traurigkeit herausſchreiben, wie fängt man das nur an? Er hob ſein Geſicht, als ſuche er nach etwas. Der Blick fiel durch das Fenſter auf die Mauer, deren oberer Rand im Abendſonnenſchein leuchtete. So glühen die Alpenſpitzen. Ach Welt, du ſchöne Welt! — Drei Wochen noch. Oder doppelt ſo lang. Dann —. Das Herzklopfen tat ihm weh, es ſchlug wie Hämmer an die Schläfen. Da denkt man immer an den einen — kam es ihm plötzlich zu Sinn — es gibt doch auch noch andere Scharfrichter! — Das Abendmahl war da. Eine Blechkanne mit

Reisbrei und ein Stück Brot. Er verzehrte es gleichgültig, doch bis auf das letzte Krümchen. Dann kam die Nacht, und auf dem Fleckchen zwischen Dach und Schornstein stand wieder der Stern. Mit Andacht schaute Konrad zu ihm auf, die wenigen Minuten, bis er verschwunden war. Dann die lange, lichtlose, trostlose Nacht. Und das nennt man leben. Und um dieses Leben bittet man den König. Wenn ein König Gnade gibt, so sei es Sonnenschein. Nein — es ist viel verlangt. Wer zu seinem Bruder sagt: Du Racker, der ist schuldig. Und wer die Absicht hat, zu töten? — Die Güte, die er vom Richter erfahren, hatte ihn zwar ein wenig gestärkt, aber der letzte seiner ringenden Gedanken war allemal: Hoffnungslos!

In der folgenden Nacht bekam Konrad einen andern Besuch. Seine Mutter. Im Sonntagskleide, wie einst, wenn sie zur Kommunion ging. Und sie hatte jemanden bei sich. Sie trat ans Lager des Sohnes und sagte: „Konrad, hier bringe ich dir einen guten Bekannten."

Als er nach ihrer Hand tastete, war sie nicht mehr da. Hingegen stand mitten in der dämmernden Zelle der Herr Jesus. Sein weißes Kleid ging hinab bis zum Boden, seine langen Locken lagen über den Achseln, sein helles Gesicht war gegen Konrad gewendet. — —

Als der arme Sünder am Morgen erwachte, war sein Herz voller Wonne. In dieser Nacht war ihm gut gewesen. Flink sprang er vom Lager auf: Himmelsgestalt, dich lasse ich nimmer!

Ein bisher kaum Bewußtes war ihm klar geworden, ganz plötzlich. Er will sich zum Heiland flüchten. Er will sich versenken in Jesus, in dem sich alles vereint, was je seine Seligkeit gewesen war und werden muß — seine Mutter, seine schuldlose Jugend, seine Gottesfreude, seine Ruh' und Hoffnung, sein ewiges Leben. Jetzt weiß er's: Seinen Heiland will er festhalten. Ein Buch über Jesus will er schreiben. — Nicht etwa, als ob er ein schriftstellerisches Werk leisten möchte, das kann er nicht, das liegt ihm fern. Aber so recht lebendig vergegenwärtigen will er sich den Herrn, recht mit ganzer Seele hineinspinnen will er sich in die Heilandsgestalt, daß er einen Freund habe in der Zelle. Dann vielleicht schwindet seine Bangigkeit. In früheren Zeiten hat er sich gerne ein Anliegen so vom Herzen geschrieben, nicht allemal gerade in Briefen, auch oft ganz für sich selbst. Manches, was ihm sonst nicht klar und faßbar werden wollte — mit der Feder in der Hand gelang es ihm, sein inneres Auge zu stärken, daß dämmernde Anbilder fast wesenhaft wurden. Manchen Kameraden und frohen Genossen hatte er sich so gleichsam erschaffen auf seinen Burschenreisen in der Fremde, wenn ihm bange werden wollte. So will er nun in seiner Verlassenheit versuchen, den Heiland zu sich zu laden in die Armensünderzelle. Kein äußerer Behelf ist zur Hand, aus sich heraus muß er ihn erwecken. Aus kindlichen Erinnerungen, aus den Resten des Schulwissens, aus den Bruchstücken seiner Bücherbelesenheit, vor allem aus den

bibliſchen Erzählungen der Mutter, will er es wagen, den Herrn Jeſus ſo lange zu bitten, bis er kommt.

Und nun begann der zum Tode verurteilte Ferleitner eine Schrift zu ſchreiben, ſoweit es ihm gegeben war. In der erſten Zeit wurde ſein Träumen und Denken und Geſtalten gar oft unterbrochen durch Verzagtheit und angſtvolle Erregung, die ihm die Pulſe raſen und wieder den Herzſchlag faſt ſtillſtehen machte. Dann kauerte er im Winkel und weinte und ſtöhnte und rang vergeblich mit der Gier nach irdiſchem Leben. Wenn es ihm aber doch wieder gelang, ſich zu ſammeln und er neuerdings die Feder ergriff, dann kam ſachte die Beruhigung, die immer länger anhielt. So ereignete es ſich, daß er oft ſtundenlang ſchrieb, daß ſeine Wangen ſich röteten und ſein Auge zu leuchten begann — dann wandelte er mit Jeſus in Galiläa. — Erwachte er plötzlich aus ſeinen Geſichten und fand ſich in der Kerkerzelle, ſo kam wohl die Traurigkeit, aber es war nicht mehr der Sturz in die Hölle, er war ſchon ſtark genug, um ſich auf ſeine Inſel der Seligen zurück zu retten. Und ſo ſchrieb er und ſchrieb. Nicht danach fragte er, ob es der Heiland der Bücher war. Sein Heiland war es, wie er in ihm lebte, wie er ihn und gerade ihn erlöſen konnte. So vollzog ſich bei dieſem armen Sünder im Kleinen, wie es ſich bei den Völkern im Großen vollzieht: wenn ſchon nicht immer der hiſtoriſche Jeſus zum Heilande wird, ſo wird doch der geglaubte Heiland zum hiſtoriſchen, indem er durch das Gemüt der Menſchen die

Weltgeſchichte leitet. Der im Buche ſteht, iſt es nicht für jeden; der im Herzen lebt, iſt es. Solches iſt auch das Geheimnis von des Heilands ewiger Kraft, daß er für den einen Menſchen gerade der iſt, den derſelbe Menſch braucht. In den Evangelien leſen wir, daß Jeſus zu verſchiedenen Zeiten und verſchiedenen Menſchen in anderer Geſtalt erſchienen iſt. Das ſoll uns eine Mahnung ſein, jedem gerade ſeinen Jeſus zu gönnen. Wenn es nur der Jeſus der Liebe und des Vertrauens iſt, dann iſt es der rechte.

In dieſem Dichten und Schreiben des Gefangenen geſchah es auch manchmal, daß vom Fenſter herab ein breiter, weicher Lichtfunke in die Zelle flog, über die Wand, über den Ziegelboden, über das Tiſchchen zuckte und dann wohl gar ein Weilchen liegen blieb auf dem weißen Papier. Und ſo war es, daß Licht kam in dieſen einſamen Raum, aber noch unſagbar mehr Licht ins Gemüt des Schreibenden. —

Der Kerkermeiſter bekam von der Schrift wenig zu ſehen. So oft der Schlüſſel raſſelte, wurde ſie raſch verborgen hinter einem Laken — wie der Kindliche ſein Liebſtes verdeckt vor unberufenen Augen. — Als der Wochen fünf oder ſechs vergangen waren, lagen Hunderte von beſchriebenen Blättern da. Konrad legte ſie in einen Umſchlag und ſchrieb darauf hin:

I. N. R. I.

Wenn's dunkel ist in der Welt, da schaut der Mensch gern immer einmal gegen Morgen hin. Dort geht das Licht auf. Alle Lichter gehen dort aus dem Osten herauf. Auch die Menschengeschlechter sollen gekommen sein von jener Seite her. Da ist ein uraltes Buch und ist der Anfang darin beschrieben und die erste Menschheit. Aus dem Volk der Juden ist dieses Buch gekommen und die alten Juden sind das Volk Gottes genannt worden. Denn sie haben über sich gesehen einen einzigen, ewigen Gott. Und große Männer sind in diesem Volk aufgestanden, mit heiligen Lehren. Der größte hat Moses geheißen und es steht geschrieben, daß er die zehn Gebote herabgebracht hätte zu den Menschen. Aber die Juden sind gesunken und immer tiefer gefallen und dann schwer geknechtet worden von fremden Reichen. Im Elend wie wir, in Fluch und Verzweiflung sind sie gewesen, und das hat gedauert tausend Jahre und länger. Von Zeit zu Zeit sind Propheten erschienen und mit einer lichten Gnade haben sie kundgetan, daß ein Heiland würde kommen, der die Juden in das Reich der Herrlichkeit führt. Auf diesen Heiland haben sie gewartet hundert Jahre und viele hundert Jahre. Oft ist einer gewesen, den sie dafür gehalten haben, und waren doch betrogen. Und als endlich der rechte erscheint, der rechte große Heiland — den haben sie nicht erkannt. Denn er ist anders gewesen, als sie ihn gedacht haben.

Soll ich anfangen zu sagen, wie in Winterabenden meine Mutter mir, dem Knaben, erzählt hat, daß es

gewesen sei? Soll ich mir es vorsagen wie einer, der sich selbst wecken will um Mitternacht, ehe der Herr kommt? Soll ich ohne Schrift und Lehr aus meinem armen wirren Haupte hervorsuchen, was an Bruchstücken etwa noch darin erhalten geblieben, was verschüttet ist worden in der Welt Irr und Wirr, und was jetzt, dieweilen es so dunkel ist worden, wieder aufblitzt und hoch zu leuchten anhebt wie in der Nacht die Sternenkrone! Soll ich die heiligen Gestalten rufen, daß sie mir beistehen in meiner letzten Tage Angst, daß sie mich umkreisen mit ihrem ewigen Rosenlicht — und kein Geist des Verzagens zu mir mag kommen? — Es ist gar ein schmaler Weg zwischen den Mauern dieser harten Burg, auf dem ein wenig Licht zu mir kann dringen.

Wie Gott will. Dankbar zufrieden will ich sein mit dem blassen Abglanz des Himmels, der durch die Mauerlücke zu mir kommt vom heiligen Osten her. — O Gott, mein Vater! Laß aus fernen Ländern und aus vergangenen Zeiten die Botschaft zu mir kommen, so wie sie mein einfältig Herz kann fassen und verstehen. Nach Gottes Wahrheit dürste ich, und was mich stärkt, tröstet und erlöst, das wird für mich ja Gottes Wahrheit sein. Du blasses Licht! Sollst du der Mutter Erbschaft und Segen sein? O meine Mutter! Sprich herüber aus der Ewigkeit zu deinem unglücklichen Jungen — sprich herüber!

Habe ich doch immer dich gesehen in dem Weibe, das zur harten Winterszeit übers Gebirge hat müssen, weit weg von heim. Und so will ich anfangen.

Das Judenland ist zur Zeit unter der Herrschaft der gewaltigen Römer gewesen. Da hat der römische Kaiser wissen wollen, wie viele ihrer wären, und hat im Judenland eine Volksaufschreibung angeordnet. Alle Juden sollten in ihren Geburtsort kommen und sich dort angeben beim Amtmann. Da hat in dem Städtlein Nazareth in Galiläa — das ein gebirgiges Gebiet des Judenlandes ist — ein Zimmermann gewohnt. Schon ein älterer Mann, der ein junges Weib gehabt hat, von dem noch heute ein Volkslied singt: „Schön weiß als wie Kreiden, Schön mild als wie Seiden; Ein wunderschön Weib, Voll Demut dabei." Arme Leute, aber fromm und fleißig und gehorsam. Kein Mensch hätte nach ihnen gefragt in der weiten Welt und das römische Reich wäre ohne diesen Zimmermann nicht zugrunde gegangen. Ob man nicht vielmehr sagen könnte: Wegen des Zimmermanns ist es später zugrunde gegangen! Im Lande Galiläa haben Leute aus aller Welt gewohnt, auch eingewanderte Barbaren aus dem Westen und aus dem Norden. Und sind die Abstammungen oft schwer zu unterscheiden gewesen. — Unser Zimmermann ist gebürtig aus dem südlichen Judenlande, der Stadt Bethlehem, die in noch älteren Zeiten auch die Heimat des Königs David gewesen war. Joseph, der Zimmermann, soll nicht ungern davon gesprochen haben und auch durchblicken lassen, daß er von David abstamme, dem großen Könige. Schöner — mag er wohl gedacht haben — ist's freilich, wenn man von unten hinaufkommt, als von oben herab. Oder ist

es doch anders? Kommt nicht der Menſch von unten hinauf und Gott von oben herab? David war in ſeiner Jugend Hirte geweſen; man ſagt, er habe als ſolcher mit einem Steinwurf einen feindlichen Führer getötet, weshalb er dann ſo hoch hinaufgekommen iſt. Nun ja, und weil der Zimmermann Joſeph gerne wieder einmal ſein Heimatsſtädtl geſehen hat, und weil er gerne auch ſein liebes Weib einmal hat hinführen wollen, um ihr ſeiner Jugend Land zu zeigen, ſo iſt ihm die Volksaufſchreibung ganz recht geweſen. So haben ſich die zwei Leutlein zuſammengetan und ſind nach Bethlehem gereiſt. Drei Tagreiſen oder länger, und wird's wohl geplagt haben. Hat ein Handwerker noch heute nichts zum Beſten, ſo kann man ſich's bei Meiſter Joſeph, der immer mehr auf gute Arbeit als auf gutes Geld geſehen hat, leicht denken. Ein Bündel Nahrung mögen ſie von heim mitgetragen haben und die Ehegeſponſin wird wohl oft haben raſten müſſen unterwegs. Der Weg iſt unſicher in dem Steingebirge und haben ſie durch das verdächtige Land der Samariter reiſen müſſen. Aber Joſeph denkt nicht dran. Und kommen endlich nach Judäa. Wo ſie auf alte Denkmäler ſtoßen, da bleibt er gerne ſtehen, erſtens um zu ſchauen, wie ſie gebaut ſind, und zweitens, um der großen Männer und Taten der Vorzeit zu gedenken. An einer Statt namens Bethel haben ſie eine Nacht zugebracht, und in derſelben Nacht hat Joſeph von einer Leiter geträumt, die er vor ſich ſtehen ſieht und die von der Erde bis zum Himmel reicht. Joſeph denkt noch,

wenn's die Sprosseln halten, so könnte man da hinaufsteigen; dieweilen sieht er schon, wie von oben ein weißer Engel herabsteigt, ganz langsam immer tiefer herab bis zu Joseph; und wie dieser die Hand nach ihm ausstreckt, ist er nicht zu sehen. Er wacht auf, der Traum steht ihm groß und süß vor der Seele, und ist es der Platz gewesen, wo einst der Patriarch Jakob die Himmelsleiter geschaut hat, und daß die Leiter gleichsam stehen geblieben ist, damit zu allen Zeiten zwischen Himmel und Erde Engel auf und nieder steigen können. Sind dann wohlgemut fürbaß gezogen. Aber wenn Joseph auf der Steppe die Schakale schreien hört und im Sande die Beduinentapfen sieht, so wird ihm bange. Doch denkt er, der Engel, der herabgestiegen ist, wird wohl neben ihm schweben, denn das Fächeln der Fittiche glaubt er manchmal an seiner Wange wahrzunehmen.

Der Boden, auf dem sie wandern, ist starr; die Kräuter, vom Froste versengt, liegen welk dahin. Auf dem Libanongebirge, das den Reisenden aus der Heimatsgegend ferne noch nachschaut, liegt Schnee, und auf den Niederungen des Landes Juda sinken aus trüber Luft weiße Flimmerchen nieder, so daß die Steine und die Rasen weiß werden. Als sie an einem Brunnen rasten, blickt das Weib nachdenklich in den Tümpel und sagt: „Siehe, Joseph, was sind das auf der Wasserfläche für wunderbare Kräuter und Blumen?“

Und sagt Joseph: „Du hast das wohl noch nie gesehen, Maria? Du bist jung und hast der kalten

Winter noch wenige erlebt. So weißt du auch nicht, was dieſe Blumen bedeuten. Höre mir zu! In der Morgenröte ſteht eine Jungfrau. Mit ihrem Fuße ſteht ſie auf dem Mond und um ihr Haupt kreiſen die Sterne. Und der Schlange, die unſere erſten Eltern hat verführt im Paradieſe, zertritt ſie den Kopf. Siehe, und um dieſe Jungfrau wirbt der Frühling und bringt ihr ſeine Roſen. Und um dieſe Jungfrau wirbt auch der Winter, und weil er keine anderen Blumen hat, ſo läßt er ihrer auf der Waſſerfläche und auf den Fenſtertafeln wachſen. Aber ſie ſind ſtarr und kalt, und die Jungfrau, die geheimnisvolle Roſe, von der ein Prophet geſungen: Selig werden dich preiſen alle Geſchlechter! — ſie hat den Frühling gewählt" . . .

So erzählt Joſeph, deſſen Bart ſo grau iſt wie die Blumen auf dem Eiſe. Maria hat die Mär gehört und geſchwiegen.

Am dritten Tage liegt vor unſeren Wanderern die Königsſtadt. Herrlich auf dem Berge prangt ſie mit ihren Kuppeln und Tempelzinnen. Zur Zeit ſitzt der Judenkönig Herodes dort auf dem Thron und glaubt zu herrſchen. Aber er herrſcht nur, ſoweit ihn die Fremden herrſchen laſſen. Dieſe Stadt, die ſonſt der Stolz des auserwählten Volkes geweſen, jetzt wimmelt ſie von römiſchen Kriegern, die alle Straßen mit Lärm und Rohheit erfüllen. Joſeph führt ſein junges Weib wegsab gegen Felshänge hin, wo die Gräber der Propheten ſind. Dort überkommt es ihn ſo, daß er plötzlich die Hände gegen Himmel ſtreckt:

„Allmächtiger Jehova, wann kommt der Meſſias?“ Sein Schrei widerhallt in den Höhlen, ſo daß Maria ſagt: „Du ſollſt nicht ſo ſtürmiſch rufen, Joſeph. Die Toten wachen doch nicht auf, und Jehova hört auch ein demütiges Beten.“

Maria hat bei ſich erwartet, daß ſie in Jeruſalem einkehren und übernachten würden. Joſeph meint, er möge das nicht, in dieſer Stadt habe er keine Verwandten, bei denen er Herberge nehmen könnte, und für Fremdherbergen ſei er nicht genug beſilbert. Auch gefalle ihm hier das fremde Weſen nicht, es plange ihn ſchon nach dem lieben Bethlehem. Das ſei nur etliche Wegſtunden noch fern, ob ſie es ermachen könne?

Maria neigt mit dem Haupt Ja und ſtrengt ihre letzten Kräfte an, weiterzukommen. Aber als ſie unter der Stadtmauer erſchöpft zuſammenſinkt, ſagt er: „Wir wollen doch bleiben, daß du dich ausruheſt, und ich dir morgen den Tempel zeigen kann.“

Am Steinbühel iſt ein Mann, der nagelt zwei Holzbalken zuſammen. Joſeph verſteht was von ſolcher Arbeit, aber dieſes Ding leuchtet ihm nicht ein. Er frägt alſo was das werden ſoll?

„Wer's braucht, der will's nicht,“ antwortet der Arbeiter. Da kommt es Joſeph zu Sinn, ob das nicht etwa gar ein Henkerpfahl ſoll werden?

Maria faßt ihn am Arm: „Gehen wir, Joſeph, gehen wir nach Bethlehem.“ Denn ihr iſt bange geworden.

Sie wanken die Straße hinab. Nach einem Trunk

an der Quelle des Joſaphattales ſind ſie erfriſcht. Weiterhin in den grünen Auen von Juda weiden Lämmer und Ziegen, und Joſeph hebt an, von ſeiner Kindeszeit zu reden. Sein ganzes Weſen iſt friſch und freudig. Die Heimat! — Um die Abendſtunde liegt vor ihnen auf der Anhöhe das leuchtende Bethlehem.

Eine Weile ſtehen ſie da und betrachten es. Hernach geht Joſeph in die Stadt, um das Amt und die Zeit der Aufſchreibungen zu erfragen und um eine Nachtherberge zu ſuchen. Vor dem Tor, unter den zackigen Fächern einer Palme ſitzt das junge Weib und ſchaut hinaus. Die abendliche Gegend — alles fremd — und doch trautſam — das Kindeseden ihres Joſeph. — Wie lärmend war es in Jeruſalem geweſen und wie friedſam iſt es hier. Faſt ſo ſtill und gottesfeierlich wie ein Sabbatabend in Nazareth! Das liebe Nazareth! Wie weit, wie weit! — Manchmal eine Schalmei der Hirten klingt herüber von den grünen Hügeln. Dort an dem Ölbaum lehnt ein Jüngling, der windet aus Zweigen einen Kranz und ſingt: „Meine Freundin! Sieh, wie ſchön du biſt! Deine Augen ſind Turteltauben in lockendem Haar, deine Lippen ſind purpurne Roſenknoſpen, und deiner Brüſte zwei atmen wie junge Gazellen, die unter Lilien weiden. Getroffen haſt du mein Herz, wie ſüß, o bräutliche Schweſter, iſt deine Liebe!“ — Dann ſchweigt er und leiſe rieſeln die Blätter im Abendhauch.

Maria ſchaut nach Joſeph aus. Er will nicht kommen. Und der Sänger ſingt wieder: „Wer biſt du, leuchtend wie Morgenröt', ſchön wie der Mond

und rein wie die Sonne! Evas göttliche Tochter . . .“ Und immer wartet Maria unter dem Palmbaum und horcht — und hebt es an, ihr leiſe weh zu werden. Enger zieht ſie den Mantel um ſich und ſieht, am Himmel ſtehen ſchon die Sternlein. Joſeph will nicht kommen. Und am Hügel der Sänger: „Aus Iſaias Stamme wird ein Reis entſproſſen . . .“ Und eine zweite Stimme: „Selig, ſelig werden ſie preiſen alle Geſchlechter!“ — So haben Hirten die Lieder ihrer alten Könige und Propheten geſungen.

Endlich kommt Joſeph langſam geſchritten aus der Stadt. Die Beſchreibung ſei morgen von der neunten Stunde an, das füge ſich recht wohl. Aber Nachtherberge? Bei reichen Verwandten habe er vorgeſprochen; hätten ſich recht gefreut, hätten aber leider ein Hochzeitsfeſt im Hauſe, und da möchte müden Wandersleuten im ſchlichten Gewand leicht unbehaglich ſein. Das habe er wohlverſtanden. Dann ſei er zu ärmeren Verwandten gegangen, die hätten ſich noch mehr gefreut, aber ein Jammer wäre es, daß ihr Dach ſo klein ſei und ihr Herd ſo ſchmal. Die öffentlichen Herbergen ſeien ſchon alle überfüllt mit Fremden. Leute aus Galiläa ſcheine man hier überhaupt nicht ſehr hoch zu halten, weil dort allerhand heidniſches Volk lebe — als ob einer, der in Bethlehem geboren, ein Heide ſein könne! Und nun wiſſe er nicht, was werden ſolle.

Maria ſtützt das Haupt auf ihre Hand und ſchweigt.

„Dir zittern die Hände und Füße, Maria!“

Sie schüttelt das Haupt, es wäre nichts.

„Komm, Weib, wir wollen zusammen hineingehen. Strolche sind wir doch nicht, daß sie uns den Unterstand verwehren könnten."

Also sind sie zu zweien in die Stadt gegangen. Da wird der Herbergvater grimmig. „Ich habe es Euch schon gesagt, Alter, für solches Volk gibt's in meinem Hause keinen Platz. Bietet Euer feines Töchterlein anderswo aus."

„Das ist nicht meine Tochter, Herr, die ich ausbiete, es ist mein Eheweib, mir von Gott anvertraut, das ich beschützen werde!" Dabei zeigt er seine Zimmermannshand auf. Das Tor wird zugeschlagen vor ihrem Angesichte. Ein Obstverkäufer hat das mit angesehen, der dehnt seinen braunen Hals und frägt nach ihrem Paß. „Wenn ihr mir den Passierschein weiset und drei Silberlinge, so nehme ich euch auf um Gotteswillen. Denn wir alle sind Fremdlinge auf Erden."

„Wir haben nichts Geschriebenes, sind aus Nazareth in Galiläa zur Aufschreibung gekommen, weil ich vom Stamme Davids bin."

„Vom Stamme Davids! Ei, ei, da seid Ihr arg gepurzelt!" Lachend geht der Obsthändler seines Weges. Es ist wahr, denkt Joseph, ein kleiner Mann empfiehlt sich nicht mit dem Hinweis auf große Vorfahren. Er will in Zukunft den David sein lassen.

Maria rät nun, doch wieder hinaus vor die Stadt zu gehen. Vielleicht wäre bei den Ganzarmen und Ganzfremden Barmherzigkeit zu finden. Und als sie

— Arm in Arm — hinabwanken auf ſteiniger Straße gegen das Tal, läßt das Weib ſich nieder auf den feuchten Raſen.

Joſeph blickt ſie forſchend an. — „Maria! — Maria! — Was iſt das?“

Ein Hirte kommt gegangen, der ſieht die Leute, und hört die Bitte um ein Obdach:

„Mein Weib iſt krank. Die Leute wollen uns nicht haben.“

„Dann müſſet ihr eben zu den Tieren gehen,“ ſagt der Hirt froh. „Kommt mit. Gerne teile ich mit euch mein Haus. Die Erde iſt mein Bett, der Himmel iſt mein Dach. Und die Felskluft iſt mein Schlafgemach.“

Und hat er ſie hingeführt zu einer Höhlung, die zwiſchen bemooſten Felſen in den Berg hinein iſt, und vornüber hat ſie ein Dach aus Binſengeflecht. Da drinnen iſt ein Rind, Heu wiederkäuend, das es aus der Krippe gefreſſen hat. Daneben ſteht ein brauner Eſel und beleckt das Rind an ſeinem großen Kopfe. In der Krippe liegt noch trockenes Gras und im Winkel iſt eine Schicht von dürren Blättern.

„Weil ihr nichts Beſſeres habt, ſo laſſet euch hier nieder und ruhet wie ihr könnt. Ich will zu meinem Nachbar ſchlafen gehen.“ So ſagt der Hirte und geht hin. Es iſt ſchon dunkel geworden.

Das junge Weib hat ſich niedergelaſſen auf das Laub und hat einen Seufzer getan aus banger Bruſt. — Joſeph ſchaut ſie an — und ſchaut ſie an. Da ſchlägt an ſeine Wange leicht der Fittich des Engels.

— „Joſeph! Gräme dich nicht. Erhebe dein Herz und bete. Es iſt das Geheimnis aller Ewigkeiten, und du biſt auserwählt, der Nährvater deſſen zu ſein, der vom Himmel kommt —"

Er blickt um ſich, weiß nicht, woher dieſe Gedanken kommen, dieſe Stimmen, dieſer wunderſame Geſang.

„Du biſt müde, Joſeph, du ſollteſt ſchlafen," ſo ſpricht Maria. Und wie er friedſam ſchlummert, betet ſie in ihrem Herzen: „Ich bin eine geringe Magd des Herrn. Es geſchieht nach ſeinem Willen."

Um Mitternacht ist es, da sehen die wachenden Schäfer einen hellen Stern. Ein seltsamer Stern, haben um diese Zeit noch keinen solchen gesehen. Er funkelt so stark, daß die Hirten lange Schatten machen auf der Au. Und etliche wollen gesehen haben, daß andere Sterne des Himmels anfangen zu wandern gegen den einen hin, daß sie ihn umkreisen. Und da hebt es an, daß aus dem neuen Sterne weiße Fünklein sprühen und erdwärts fliegen, erdwärts herab, und bleiben stehen in den Lüften, und sind es Kinder mit weißen Flüglein und güldenem Haar. Und singen liebliche Weisen, dem hohen Gott zur Ehr' und den Menschen zum Frieden.

Zur selben Stunde bringt ein Knabe die Nachricht, vor der Felsenhöhle des Hirten Ismael stehe ein großer, weißer Jüngling und drinnen auf dem Laubwerk ruhe ein junges Weib und habe an der Brust ein Kindlein. Und hoch in den Lüften höre man singen.

Die Mär verbreitet sich rasch in den Bergen um Bethlehem. Hirten, die aufrecht stehen, wecken die Schlafenden. Überall ist ein süßes Schauern und ein großes Verwundern. — Ein fremdes, armes Weib und ein nacktes Kind! Was nützt da Singen! Da gehören Windeln und Decken und Milch. Der eine sucht den Pelz eines geschlachteten Schafes hervor; der andere hat getrocknete Feigen und Trauben und in einem Schlauch roten Wein. Noch andere Hirten bringen Milch herbei und Brot und ein feistes Zicklein, jeder etwas, als gingen sie mit dem Zehent

zum Amtmann. Ein alter Schäfer kommt mit einem geflickten Dudelſack daher, und als etliche darüber lachen, ſagt Ismael: „Soll der gute arme Iſaak etwa Davids güldene Harfe bringen? Er gibt, was er hat, und das iſt oft mehr als güldene Harfen.“

Als ſie hinabkommen, ſehen ſie nicht mehr den Stern und nicht die Engel, aber ſie finden die Höhle, den Vater und die Mutter und das Kind. Es liegt in der Krippe auf dem Heu, und davor ſtehen die Tiere und glotzen es an mit ihren großen, pechſchwarzen Augen. Der Hirten Mitleid mit dieſen armen Leuten iſt ſo groß, daß keiner denkt, ein gutes Werk wolle er verrichten, etwa daß ihn die Leute loben und Gott dafür ſegne; keiner blickt ſcheelſüchtig auf den Nachbar, ob dieſer mehr gibt oder weniger — ihr einziges Empfinden iſt Erbarmen.

Auch aus der Stadt ſind Leute herbeigekommen, denen ſtellt ſich am Eingang der Grotte ein eckiger Hirte entgegen, ſtemmt ſeinen Stab wie einen Speer und ſagt: „Bethlehemiten, euch laſſe ich nicht vor, er ſchläft.“

Abſeits ſteht ein Greis, der ſpricht traumhaft alſo: „Die Stadt hat ihn verſtoßen. Ich habe immer geſagt, dort iſt kein Heil. Es iſt bei den Armen unter freiem Himmel. Hier geſchehen Wunder — die Menſchen werden barmherzig. Was bedeutet das?“

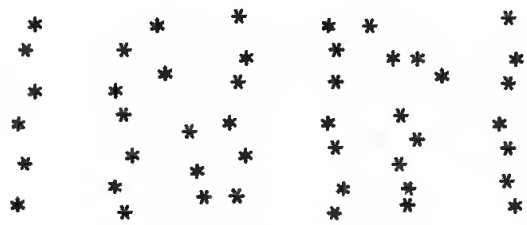
Weiter unten in der Felskluft kauert ein armer Sünder und wühlt mit den dürren Fingern, als wollte

er ſich hervorgraben aus der Tiefe. Mit glaſigen, gloſenden Augen ſchaut er gegen die Höhle hinauf, wo das Kind iſt. Aus ſeiner Bruſt quillt wie ein blutiger Brunnen ein Gebet um Gnade. — Die ihn ſehen, ſie wenden ſich ſchaudernd von ihm. Für den Brudermörder Kain haben ſie ihn gehalten. —

Durch die Wüsteneinsamkeit Arabiens reitet auf trägem Kamel ein Fremder. Im Dunkeln sind alle Menschen Moren, dieser bleibt es auch im Scheine des Sternes. Ein unerhörter Stern hat den Mann hervorgelockt von den Ufern des Indus. Alle Kalender des Morgenlandes hat er befragt, keiner hat den Stern ihm deuten können. Balthasar aber ist ein Mann, der fremde, paßlose Sterne nicht schlechthin laufen läßt. In den Schoß Gottes versteckt sich keiner vor einem indischen Gelehrten, nicht einmal Gott selber hat einen Paß für die Lande der Weltweisen. Vielen von denen ist die Welt durch und für sich allein, der Mensch muß, wie aus dem Schlamm die Lotosblume, aus sich selber emporwachsen zum Licht. So meint Balthasar und fühlt sich als ein mißratenes Leben. In solche Weisheit webt sich morgenländischer Glaube. Wenn der Mißratene redlich trachtet und sein Fleisch züchtigt, so kann's in einem nächsten Leben besser gehen. Denn er muß so oftmals geboren werden und den Körper züchtigen, bis dieser zusammenschrumpft, sündenrein und willenlos wird. Dann löst die Seele sich auf und wird nicht wieder geboren, denn das letzte Ziel ist — Nichtsein. Nur das Schlechte lebt. — Seit Jahrhunderten verkommen Indiens Völker an dieser Lehre. Dem Weisen aber liegt sie nicht. Balthasar denkt: Wenn man sich durch ein paar Dutzend Leben hinangehungert hat, dann müßte auch etwas Rechtes werden. Wie, oder ist das Böse gut genug, um zu bestehen, und das Gute schlecht genug, um aufzuhören? — Balthasar sucht nach bes-

ſerem Rat. Er ſucht im Weltall einen Haken, um eine neue, gedeihlichere Lebensweisheit daran zu hängen. Als er dann am Himmel den neuen Stern geſehen, läßt er ihn nicht mehr aus den Augen. Zwar — auch der wandert den Weg von Oſt nach Weſt, den alles geht. Was nur dort ſein muß, im Sonnenuntergang, daß alles dahin wandert, auf Erden wie am Himmel? Müßte ein beſonderer Stern nicht gegen den Strom ſchwimmen? Allerdings, dieſer neue Himmelspilger nimmt einen ungewöhnlichen Weg, er lenkt mehr gegen den Norden der Barbaren hin. — So hat der Weiſe des Oſtens die duftenden Gärten Indiens verlaſſen und folgt dem Sterne. Auf der Wanderung ſchließen ſich ihm unter reichem Gefolge noch zwei Fürſten des Oſtens an, die auch ſuchen, ohne zu wiſſen was.

Da iſt es in einer Nacht, daß ſie am Himmel noch ein ſeltſames Sternbild ſehen. Eine Gruppe, die allen drei Weiſen bisher unbekannt geweſen.



Lange betrachten ſie dieſes Sternbild und Balthaſar meint, es ſehe aus wie ein Schriftzeichen. All ihre Weisheit ſetzen ſie dran und können es nicht deuten, ſo hell es auch leuchtet. Schreiben die Götter

hier nicht eine Botschaft? — Wer kann sie verstehen? Grauenhafte Erscheinung, von keinem Wissen und keinem Glauben heimlich gemacht! In der nächsten Nacht haben sie das Bild nicht mehr gesehen, ihr Leitstern aber geht vor ihnen her und weicht keiner Sonne.

Eines Morgens, als es anhebt zu tagen, reiten sie auf der Straße von Jericho. An der Straße liegt ein Mann auf dem Angesicht, den frägt der Mohr, warum er so tief im Staube sei.

„Ich bin im Staub," antwortet der Mann von Juda, „weil ich mich in Demut üben muß, um nicht in den Hochmut zu geraten. Wir sind über alle Maßen groß geworden in diesen Tagen. Der Judenkönig ist geboren, der gottverheißene Messias."

Da erinnert sich der Weise aus Indien, daß die Juden seit alten Zeiten ihren Messias erwarten, den königlichen Befreier aus der Knechtschaft.

„Dächte ich doch," sagt er, „ihr hättet den König Herodes."

„Das ist der rechte nicht," antwortet der Mann im Staube, „Herodes ist ein Heide und kriecht vor den Römern."

Jetzt ziehen aber vom Libanon her Wolken, die verdecken den Stern, und die Reisenden wissen nicht wohin. In dieser Ratlosigkeit wendet Balthasar sich gegen die nahe Königsstadt Jerusalem, dort würde wohl Näheres zu erfahren sein. Im Königspalast fragt er nach dem neugebornen König. Eine solche Frage ist dem Könige Herodes etwas Neues. Ihm

ein Sohn geboren? Daß er nicht wüßte. Er will den Fremden ſehen, der ſolches frägt.

„Herr!" ſagt zu ihm der Mohr. „Es liegt etwas in der Luft. Dein Volk munkelt vom Meſſias."

„Köpfen laſſe ich es!" brauſt Herodes auf, doch ſänftiglich ſetzt er bei: „Köpfen laſſe ich es, wenn es nicht auf den Knien liegt vor dem Meſſias. Ich ſelber will mich vor ihm beugen. Wüßte ich nur erſt, wo man ihn findet."

„Ich werde noch ein weniges herumſuchen," ſagt der bereitwillige Balthaſar, „und wenn ich ihn finde, es dir mitteilen."

„Tue es, tue es ja gewiß, edler Fremdling. Dann ſollſt du Raſt halten in meinem Palaſt, ſolange es dir genehm iſt. Liebſt du goldigen Wein?"

„Ich trinke ſchwarzen."

„Oder blaſſe Frauen vom Abendlande her?"

„Ich liebe ſchwarze."

„Gut, ſo komm dann, Freund, und berichte mir von dem neugeborenen König."

Balthaſar iſt mit den Reiſegenoſſen hierauf weitergeritten, und als er die Stadt hinter ſich hat, leuchtet vor ihm wieder der Stern. Er ſchwebt dahin in den Höhen, und nach Stunden, da ſie ihm folgen, neigt er ſich ſachte erdwärts und ſteht ſtill über einer Felſengrotte. Und hier finden die Fremden aus dem Morgenlande, die ausgeritten waren, um die Wahrheit zu ſuchen, hier finden ſie die Wahrheit, das Leben, hier finden ſie — ein Kind. Ein Kind, ſo zart und ſchön, wie eine Roſenknoſpe im Monden-

ſchein. Ein kleines Kind armer Leute, und ringsum ſtehen andere arme Leute und geben das Letzte her, was ſie haben, und ſind voller Freuden.

Der ſchwarze Balthaſar ſchaut jetzt einmal ſo drein. Hat er je Augen ſo leuchten ſehen, als in dieſer Hirtengrotte? Ihm iſt, als ſei ein neues Licht und ein neues Leben da — aber er kann es nicht verſtehen. Und in den Lüften iſt ein ſeltſamer Geſang — mehr Ahnung als Wort: „Selig werdet ihr ſein! Ewig werdet ihr ſein!“

Die Fremdlinge horchen auf. Was iſt denn das? Selig werdet ihr ſein! Und ewig werdet ihr ſein!? — Wir wiſſen doch nur von der Seligkeit im Nichtſein. — Bei dieſem neugeborenen Kind das erſtemal kommt ihnen der Gedanke von ewiger Wiedergeburt.

Goldenes Geſchmeide legen ſie der armen Mutter hin. Und iſt ihnen auf einmal ſo wohl und frei ums Herz, und ſo wunderſam. Sonſt haben dieſe Fürſten und Weiſen nur im Nehmen Freude gehabt, heute iſt ſie im Geben. Sonſt hat Balthaſar ſein Ziel nur in ſich ſelbſt geſehen, hat ſich eingeſponnen in eitel Einſamkeit, hat alle Welt verachtet und nur ſich ſelbſt geliebt. Und urplötzlich jetzt dieſe Freude an der Freude armer Menſchen. Und dieſes wehe Leid über ihr Leiden! Es fröſtelt ihn unter ſeinem ſeidenen Mantel, und als er ihn auszieht, um das Kind damit einzuhüllen, wird ihm warm.

Sie alle legen Gaben hin, edles Gold, koſtbares Räucherwerk und heilſamen Balſam. Aber ſie ſchämen ſich der Gaben vor den königlichen Geſchenken der

Hirten, die zwar nur Geringes, doch alles, was sie besessen, dargebracht haben.

In seinem Freudgefühl will Balthasar nach Jerusalem eilen, um dem Herodes zu sagen: Den Judenkönig habe ich zwar nicht gefunden bisher, aber ein armes Kind habe ich gefunden, und wer es ansieht, der ist selig, er weiß nicht wie. — Nun wollen aber Könige nicht sowohl selig, als vielmehr gewaltig sein. — Aus dem Hintergrunde der Höhle tritt ein Jüngling hervor und der sagt zu Balthasar: „Kennst du den, zu dem du jetzt gehen willst? Den Kaiser Tiberius, wenn er könnte, würde er erwürgen, geschweige ein hilfloses Kind, das vom Volke geliebt ist, wie eines Königs Sohn."

„O Kind!" sagt Balthasar, „du hast das Unglück, der Liebling des Volkes zu sein. Darum hassen dich die Großen."

„Fremdling, gehe nicht nach Jerusalem. Sage nichts von diesem Kinde."

Die Fremdlinge, denen es nicht mehr geheuer vorkommt in dem Lande, das einen Kaiser und einen König hat — und soll doch keiner der rechte sein! — besteigen ihre Kamele. Noch einen Blick auf das Kind in der Krippe, dann reiten sie fürbaß auf den Steinen der Wüste. Allem Gestirne entgegen, dem Osten zu geht ihr Lauf, sie träumen von einer neuen Offenbarung, nach der sie fürder liebreich und ewigkeitsfroh leben möchten.

Dieweilen ist der König Herodes friedlos, wachend und schlafend. Nicht, als ob ihm seine Gemahlin,

ſeine Brüder erſchienen, die er hat ermorden laſſen aus Argwohn, ſie könnten ihn um den Thron bringen. Anderes macht ihm Sorgen. Der neugeborene König! Dieſe Botſchaft verſchweigt ihm zwar ſein Hofſtaat, aber er hört ſie aus den Wänden ſeines Palaſtes, aus den Balſamſträuchern ſeiner Gärten, aus den Kiſſen ſeines Lagers. Wer hat das Wort zuerſt ausgeſprochen? Von wannen kommt es? Ein neugeborener König! Wo? Daß er doch eilends hingehe, ihm huldige, ihm ein Angebinde mache mit ſeidener Schnur. — Und eines Tages ergeht in Bethlehem der Befehl, jede Mutter, die ein junges Knäblein hat, ſolle dasſelbe nach Jeruſalem bringen in den Königspalaſt, der König wolle den Nachwuchs ſeiner Untertanen ſehen, um Hoffnung zu faſſen für die Befreiung des Judenlandes, er wolle die Knaben beſchenken, ja er wolle zur großen Überraſchung des Volkes noch etwas Beſonderes tun. Das gibt keine geringe Erregung unter den Weibern, und das letztere legen ſie ſich dahin aus, als ob der kinderloſe König den ſchönſten der Knaben zu ſeinem Sohne machen wolle. Dieweilen jede Mutter ihr Kind für das ſchönſte und wohlgeartetſte hält, ſo nimmt jede das Knäblein, das ſie hat, und trägt es nach Jeruſalem in den Palaſt des Königs Herodes. Und die nicht kommen wollen, ſie werden geſucht von Söldnern.

Unglückſeliger Tag, der deinen Namen, o Herodes, durch ewige Zeiten tragen wird! Raſender König, der den Gegenkönig töten will und blindlings die zukünftigen Hüter ſeines Reiches ermordet! Der das

Mannesgeschlecht vernichtet, das einst die herrliche Stadt hätte schützen sollen vor der Zerstörung!

„Heil unserem Könige, er lebe!“ rufen die Mütter im Hofe des Palastes, da stürzen aus allen Pforten Schergen hervor, entreißen den Müttern die Kinder und schlachten sie hin. Es ist nimmer zu beschreiben und keiner soll's versuchen, wie die unglücklichen Mütter wahnsinnig gerungen haben werden mit den Wüterichen, bis sie selbst in Ohnmacht oder tot hingesunken sind zu den Leichen ihrer Lieblinge. — Bebet, ihr Menschen, vor diesem gräßlichen Bericht des herodianischen Kindermordes, doch verzaget nicht. Der, für den sie durch Gottes Ratschluß ihr Blut vergossen haben, wird es wett machen in unendlichem Übermaße.

Er, auf den Herodes es abgesehen, war unter den Knaben nicht gewesen. Denn Maria hatte kein Verlangen getragen, ihr Kind dem Könige zu zeigen.

Sie sind verborgen geblieben mit ihrem allergrößten Schatz. Sind verborgen geblieben lange Zeit. Durch den Blutschnitt haben sie das Knäblein aufgenommen in die Gemeinschaft des Volkes, das der Väter Gott sein Volk genannt hat. Dieses Kindes Stammbaum reicht hinauf bis zu Abraham, dem die Verheißung ist gemacht worden. Aber wenn ich es nach der Schrift lasse herabsteigen von Abrahams Stamme, Ast um Ast, so kommt es endlich an bei Joseph, dem Manne Mariens. — Und hier ist es, wo die Botschaft mit harter Hand uns ablenkt von aller irdischen Wesenheit — dem Geiste zu, aus dem Maria ihn geboren hat, Ihn, den wir mit heiliger Ehrfurcht nennen: Jesus. —

Nun ist es geschehen in einer Nacht, daß Joseph aus dem Schlafe fährt und erwacht. — „Steh auf, Joseph, wecke sie und fliehe!" — Eine Stimme hat's gerufen hell und deutlich — zweimal — dreimal.

„Fliehen? Vor wem? Da uns doch die Hirten behüten," wagt Joseph zu sagen.

„Der König will das Kind. Tut euch eilig zusammen und fliehet!"

Joseph blickt auf sein Weib und das Kind. Mondlichtweiße Gesichter. Und diese Wesen hätten einen Feind auf Erden? Fliehen! Wohin, daß der König euch nicht kann erreichen? Durch das ganze Juden-

land reicht sein Arm; ins liebe Nazareth dürfen wir am wenigsten zurück, dort sucht er uns am sichersten. Sollen wir nach der Gegend, wo die Sonne aufgeht? Dort sind die wilden Männer der Wüste. Oder dahin, wo die Sonne untergeht? Dort sind die unendlichen Wasser, und wir haben kein Fahrzeug, um in jene Lande zu segeln, wo Heiden leben, die milderen Herzens sind als die finsteren Fürsten Israels.

„Wecke sie auf!" ruft die Stimme deutlich und dringend. „Führe sie nach dem Lande der Pharaonen."

„Nach Ägypten, wo die Väter einst als Sklaven gelebt und nur mit Not entkommen sind?"

„Säume nicht, Joseph! Geh zu dem Volke, dessen Glaube Wahn, aber dessen Wille gerecht ist. Dort, wo die Wellen des Nils das Erdreich bringen und segnen, dort wirst du Frieden haben und Erwerb finden, Sicherheit für dein Weib und Lehre für das Kind. Ist es Zeit, so wird euch Gott heimgeleiten, wie er einst Moses und Josua hat geführt zurück über das Meer."

Joseph weiß nicht, wessen Stimme das gewesen; er forscht auch nicht und zweifelt nicht, seine Seele ruht vertrauend in den Armen des Herrn. Seine Hand legt er auf die Schulter der Geliebten und sagt sanft: „Maria, wach auf und erschrick nicht. Sammle die wenigen Dinge, die wir besitzen, in Säcke, ich packe sie auf das Tier, das uns Ismael geschenkt hat. Dann nimm das Kind. Wir reisen."

Maria streicht das lange, seidenweiche Haar aus

dem Geſicht. Befremdlich iſt ihr der plötzliche Entſchluß des Eheherrn, der Aufbruch in eitel Nacht, aber ſie ſagt nichts. Sie ſammelt das arme Eigentum, ſie nimmt das ſchlummernde Knäblein in den Arm und ſetzt ſich auf das Laſttier, das die Ohren ſpitzt darauf hin, was das für ein Tagewerk werden ſoll, weil es ſo grauſam früh beginnt. Verzärtelt hat es ſein früherer Beſitzer nicht, ſo ſteht es mit den kurzen Beinen feſt und wohlgemut. Noch einen dankbaren Blick auf die Felſenhöhle, deren Geſtein weicher iſt als die Herzen der Bethlehemiten. Joſeph nimmt Stock und Riemen und geht leitend einher neben dem Tiere, das ſeine ganze Welt trägt und ſeinen Himmel, und — den Himmel der ganzen Welt.

Nach langer Strecke wollen ſie raſten unter Palmen, es iſt unweit Hebron. Aber das Laſttier will nicht ſtillſtehen, und ſo laſſen ſie ihm freien Lauf. Da reiten herodianiſche Kriegsknechte des Weges; ſie ſehen auf dem Sande ſitzen ein braunes Weib mit einem Kinde.

„Iſt es ein Knabe?“ rufen ſie ihr zu.

„Ein Mädchen,“ antwortet das Weib. „Fremdlinge ſind eben vorübergezogen, die haben, deucht mich, einen Knaben bei ſich, wenn ihr ſie wollet einholen.“

Da ſauſen die Reiter vorwärts. Die Flüchtlinge aus Nazareth ſind mittlerweile auf ſchlechten Straßen, voller Mühſal und Kummer. War nicht einſt auch Jakobs Lieblingsſohn alſo nach Ägypten geſchleppt worden wie jetzt dieſes Kind? Was ſoll denn das

werden? Auf kahler Steppe gewahren sie hinter sich die Verfolger. Kein Baum, kein Strauch, um sich zu verbergen. In die Kluft einer Felswand flüchten sie, aber Joseph sagt: „Was soll uns dieses Versteck? Sie müssen uns schon gesehen haben.“ Als sie aber drinnen sind gewesen in dunkler Spalte, da ist von der bemoosten Wand eine Kreuzspinne herabgekommen, hat in Eile ihre ganze Brut und die entfernteren Anverwandten zusammengerufen, auf daß sie eilends ein Gespinst weben über den Eingang in die Felsenkluft, ein Gewebe, das stärker sei als die ehernen Gitter im Salomonischen Tempel an der Pforte zum Allerheiligsten. Kaum der Schleier fertig ist, sind die Schergen schon da. So sagt der eine: „am Ende sind sie in dieses Felsenloch gekrochen.“

„Ah was!“ ruft ein anderer, „seit David, dem Hirten, ist da hinein niemand mehr gekrochen. Ihr seht doch die dichten Spinnenweben!“

„Wahr ist's!“ lachen sie und sind fürbaß geritten.

Zu dem braunen Weib im Sande aber, das sein eigenes Knäblein verleugnet und die fremden Wanderer verraten, tritt jetzt, wie aus Grüften gestiegen, ein Greis. Woher dieser gekommen, das weiß er wohl selbst nicht. Er liebt die einsame Wüste, die Heimat großer Gedanken. Die Wüstenräuber fürchtet er nicht, denn er ist stärker als sie — er ist hablos. Bisweilen verlangt es ihn, ein Menschenantlitz zu sehen, daß er darin lese, ob die Seelen der Geschlechter aufwärts trachten oder niederwärts sinken. Dieser Greis nun tritt an das Weib heran, das sein Knäblein verleugnet

und die Flüchtlinge verraten hat. Und er ſpricht: „Tochter des Uria! Zweimal haſt du deinem Sohne das Leben geſchenkt: einmal durch die Luſt und einmal durch die Lüge. So wird ſein Leben eine Lüge ſein. Er wird atmen, ohne zu leben, er wird nicht ſterben können!"

„Hoſianna!" ruft ſie.

„Er wird Jeruſalem fallen ſehen!"

„Wehe!"

„Er wird Rom brennen ſehen!"

„Hoſianna!" jauchzt ſie.

„Er wird die alte Welt verſinken ſehen. Er wird die nordiſchen Barbaren ſiegen ſehen. Er wird raſtlos wandern, wird verhärtet ſein und verachtet überall, er wird des Weltelends grenzenloſe Verzweiflung leiden und nicht ſterben können. Er wird die Menſchen beneiden um ihre Todesangſt und um ihr Recht, zu ſterben. Er wird erleben, wie ſie aus höchſter Blüte ſüßes Gift ſaugen und daran vergehen, und wie zwölfjährige Knaben aus Überdruß ſich ſelbſt den Tod geben. Er iſt der Lüge Sohn, und ſoll verbannt bleiben ins Reich der Lüge. Er wird unter des Alters Mühſal einſam wimmern und nicht ſterben können. Selig preiſen wird er die Kinder, die durch des Herodes Würgerhand geſtorben ſind, und mit den Zähnen zerfleiſchen das Andenken des Weibes, das ihn durch Lüge gerettet hat."

„O halte ein!" ſchreit das Weib, „wann wird er erlöſt werden?"

„Vielleicht einſt, wenn die ewige Wahrheit kommt."

Unter bleigrauem Wolkenhimmel liegt die Wüste. Ihre gelbe wellige Sandfläche ist wie ein erstarrtes Meer, das kein Ende hat und fern im Gesichtskreise scharf an die dunkle Himmelsscheibe grenzt. An manchen Stellen dieses Sandmeeres ragen graue, zerklüftete Felskegel hervor und stumpfkantige Steingeschiebe, oder auch Blöcke und Platten, wovon etliche eben wie ein Tisch sind. Zwei solche Platten liegen fast nahe aneinander, die eine ist zum Teil mit gelbem Flugsand bedeckt, die andere ragt höher aus dem Boden hervor. Auf jeder dieser Steinplatten liegt ein Mann ausgestreckt. Der eine, ein derbsehniger Körper, liegt auf dem Bauche und stützt mit den Fäusten seine schwarzwolligen Backen, daß er halb erhobenen Gesichtes hinstarren kann über die öde Wüstenfläche. Der andere, eine kleinere Gestalt, liegt auf dem Rücken, bedient sich der Arme als Kopfkissen und richtet sein Antlitz dem düsteren Himmel zu. Beide sind in Gewandung der Beduinen und mit Waffen versehen, die in den Kleidern stecken oder an denselben hängen. Über das Haupt mit dem wolligen Haar hat jeder ein Tuch gelegt. Die Gesichtsfarbe ist braun wie die Rinde der Pinie, die Augen sind groß und funkelnd, die Lippen wulstig und rot. Die Nase des einen stumpf und plump, die des anderen lang und scharf gebogen. Also sehe ich diese Männer der Wüste.

„Dismas," sagt der mit der Stumpfnase, „was siehst du am Himmel?"

„Barab," versetzt der andere, „was siehst du in der Wüste?"

„Du bist ein wahrer Säulenheiliger geworden seit einiger Zeit," sagt Barab. „Warteſt du auf Manna, das vom Himmel fallen soll? Weißt du, daß mir die Eingeweide krachen? Ich will zur Karawanenstraße hinab."

„So geh. Ich will nach der Oase von Scheba," sagt Dismas.

„Dismas, ich hasse dich," knurrt der andere.

Dismas schweigt und schaut unverwandt in den Himmel hinein, der so mild-sonnenlos wie heute schon lange nicht gewesen ist.

„Seit damals, als du mir nicht beigestanden bist, da ich den Zug der Morgenländer habe anhalten wollen mit meinen Knechten, seitdem hasse ich dich. Er hat viel Räucherwerk und kostbare Spezereien mit sich geführt, und Gold. Mit einem Griffe hätten wir Habe gewonnen für manches Jahr. Und du —"

„Wanderer, die den Messias suchen! An solchen vergreife ich mich nicht."

„Du suchst ihn wohl auch, frommer Straßenräuber?"

„Natürlich suche ich ihn auch."

„Ha ha ha!" lacht der Stumpfnasige auf, bohrt sein spitzes Kinn in die Faust. „Den Messias! Das Märchen traumseliger Greise. Alle Schwächlinge träumen und — glauben. Siehst du denn nicht, daß keiner mehr Zeit hat, um auf den Messias zu warten, daß alles jagen und streiten muß um sein bißchen Leben!"

„Also hab' ich's auch gehalten viel Jahr' und

Tag'," antwortet Dismas mit Trauer. „Meine Herde verlassen, um dir zu folgen, Seide und Geschmeide erobert in der Wüste, und die Tage sind geschwunden trotzdem. Mit allen Schätzen kann man sie nicht eine Stunde aufhalten, in Wohlleben fliehen die Tage nur noch rascher. Nicht erkämpfen das Leben, aber festhalten, denn es ist eine Wonne zu sein. O, vergebens — die Tage schwinden. Also habe ich gemeint, nicht mehr auf die vergängliche Stunde bauen, sondern auf eine Zeit, die ewig währt. Und die kann nur der bringen, den Gott sendet."

Barab tut, als presse er sein Angesicht in den Stein, und sagt mit lüsternem Behagen: „Wir haben nur das Leben, das wir haben, und ein anderes gibt's nimmer."

„Wenn es so wäre, wie du sagst," versetzt Dismas, „so müßten wir dieses eine Leben groß machen —"

„Wenn es so ist," sagt Barab, „daß kein anderes Leben kommt, dann müssen wir dieses eine ausleben. Es ist Natur, und ihr zu entsagen Wahnsinn. Nein, genießen will ich. Genuß ist Pflicht."

„So denken schlechte Menschen," sagt Dismas.

„Es gibt keine schlechten Menschen," rief Barab. „Und auch keine guten. Genosse, betrachte nur einmal das Lamm, es tut niemandem etwas zuleide, es läßt sich lieber vom Löwen zerreißen, als es den Löwen zerrisse. Ist es deshalb gut? Nein, bloß schwach. Und der Löwe, der das Lamm tötet und frißt, ist er deshalb böse? Nein, bloß stark. Und

darum hat er recht, den Schwachen zu verzehren. Die einzige Tugend ist Stärke und die einzige Wohltat ist, die Schwachen auszurotten."

Als dieser Mensch so gesprochen hat, wendet der andere sein Angesicht herüber und sagt: „Was sind das für unerhörte Reden? Derlei Reden habe ich noch nie gehört. In wessen Herzen sind sie geboren?"

„Nicht im Herzen sind sie geboren," sagt Barab. „Das Herz ist dumm. Dismas! Wenn ich in den Höhlen der Wüste wohne und tatlos sein muß, da forsche ich. Die Steine zerschlage ich und forsche. Die Pflanzen der Oase pflücke ich und forsche. Tiere und erschlagene Menschen zerstückle ich und forsche. Und finde, daß es anders ist, als die alten Schriften sagen. Es gibt nur einen Messias: die Wahrheit. Der Mensch ist ein Tier, eines wie das andere eine elende Kreatur — das ist die Wahrheit. Ha ha ha!"

Durch Dismas' Körper geht ein Schaudern. Wie widerlich ist ihm dieser Mensch! Und doch fühlt er sich an ihn gebunden durch des Gegners Willensgewalt und durch der Jahre Gewohnheit. Oft hat er vor ihm fliehen wollen und ist immer wieder zurückgekehrt. Nun richtet er sich auf, hebt die Arme gen Himmel und ruft: „O Herr in den heiligen Höhen, rette mich!"

„Rufe nur die Sterne an," sagt Barab mit höhnendem Lachen. „Da kommst du an die Rechten. Die wissen nichts von dir und nichts von deinem Gott. Sie sind aus gemeinem Staube. Sie selber und alle Wesen auf ihnen leben in demselben schmutzi-

gen Streite wie unſere Erde und alles auf ihr. Ein ungeheurer Kehrichthaufen mit Ungeziefer, ſonſt nichts."

Dismas ſitzt mit gefalteten Händen auf ſeinem Stein, blaß wie ein Leichnam.

„Barab, mein Genoſſe," ſagt er endlich, „aus dir ſpricht der böſe Engel."

„Warum lobſt du ihn nicht, Dismas, warum jauchzeſt du nicht? Meine Botſchaft hat dich doch erlöſt. Der du argloſe Wanderer überfallen, getötet und beraubt haſt — die ewige Hölle wäre dein Teil. Meine ſtarke Botſchaft reißt die Hölle ein. Verſtehſt du das?"

Dann der andere: „Ich habe in der Wüſte einen Propheten gehört: einer von Gott verhängten Verdammnis könne man entkommen durch Buße. Deiner Verdammnis, Barab, nimmer! Kein allmächtiger Herr! Alles nur wüſter, ewig wirbelnder Kehrichthaufen, und kein Entkommen. Furchtbar, furchtbar!"

„Wiſſe, Dismas, dein Klagen unterhält mich nicht," ſagt der andere, auf Knien und Ellbogen ſich ſtützend wie ein Vierfüßler. „Was Wichtigeres liegt mir an. Hunger habe ich."

Dismas ſpringt von ſeinem Steine auf und ſchickt ſich an zu fliehen. — „Wenn er Hunger hat, dann wird er mich ja töten und verzehren."

Barab hatte eine lauernde Stellung angenommen und ſtarrt mit Adleraugen hinaus in die Wüſte. Dort zwiſchen Felsklötzen iſt ein rotes Fähnlein ſichtbar geworden, das bewegt ſich und kommt näher. Es iſt

das rote Gewand einer Frau, die auf einem Lasttiere sitzt und, näher besehen, ein Kind auf dem Arme trägt. Nebenher geht, am Stabe mühsam hinkend, ein Mann, der leitet das Tier.

„Dismas, da gibt's Leute!" zischt Barab, den Griff seiner Waffe fassend. „Komm, verbergen wir uns hinter dem Stein, bis sie herankommen."

„Aus dem Hinterhalte willst du diese waffenlosen Leute überfallen? Wüstenlöwe, du!"

„Du wirst mir helfen!" sagt Barab kalt.

„Wir nehmen, was wir brauchen für heute, nicht mehr. Nur so helfe ich dir, du weißt es."

Die kleine Gruppe ist näher gekommen. Der Mann und das Lasttier waten tief im Sande, der stellenweise vom ruppigen Gestein losgefegt, stellenweise in hohen Schichten zusammengeweht ist. Der Führer bringt das Tier in hastigeren Lauf, denn er hat an diesem sonnenlosen Tage die Richtung verloren, hält es aber geheim, um die Frau nicht zu ängstigen. Seine Augen suchen den Weg. Bis zur Oase von Descheme soll es noch gehen an diesem Tage. Nun sieht er oben auf den Steinblöcken zwei Männer stehen, die hoch hineinragen ins Firmament.

„Gelobt sei Gott!" sagt Joseph aus Nazareth, „diese Männer werden mich weisen können."

Bevor er noch fragen kann, steigen sie rasch herab. Der eine faßt den Riemen des Lasttieres, der andere ergreift den Arm Josephs und sagt: „Was ihr bei euch habt, das müsset ihr uns geben."

Das blasse Weib auf dem Tiere sendet einen

flehenden Blick gegen den Himmel. Das Knäblein auf ihrem Schoße ſchaut mit ſeinen hellen Augen drein und fürchtet ſich nicht.

„Wenn ihr Brot mit euch führt, ſo gebt uns davon," ſpricht Dismas, der das Tier hält.

„Tor!" ruft Barab, der Stumpfnaſige, „alles, was da iſt, gehört uns. Ob wir etwas geben wollen, das iſt die Frage. Ich ſchenke Ihnen das Wertvollſte — das Leben. Ein ſo ſchönes Weib ohne Leben wäre ein Grauen."

Dismas langt nach einem Sack.

„Wozu das, Bruder!" ſagt Barab. „Wir geleiten ſie in unſere Burg. Es könnte der Samum brüllen. Bei uns ſind ſie geborgen über Nacht."

Reißt dem Dismas den Riemen aus der Hand und führt das Tier mit Mutter und Kind zwiſchen den Steinen hinab zur Höhle. Joſeph ſieht die Waffen der Männer und folgt mit Betrübnis.

Als die Schatten des Abends kommen, alſo, daß die Sandwüſte fahl wird und der Himmel dunkel, als die Steinblöcke und Felskegel daſtehen wie finſtere Ungetüme, ſind die Wandersleute in den Tiefen der Höhle verwahrt. Vor ihr liegt das Laſttier, legt ſein großes Haupt auf den Sand und ſchläft. Daneben kauern die Räuber und zehren an ihrer Beute.

„Die Gäſte wollen wir ebenſo brüderlich teilen," ſagt Barab. „Du ſollſt den Alten und das Kind haben."

„Es ſind Vater, Mutter und Kind," ſpricht Dismas, „ſie gehören zuſammen, wir wollen ſie ſchützen."

„Bruder," ſagt Barab, der wegen der leichten Beute guter Laune geworden, „deine Würfel. Wir wollen ſpielen. Einmal um den Eſel."

„Gut, Barab."

Dieſer ſchleudert die achteckigen Steinchen mit den ſchwarzen Punkten, ſie fallen auf den ausgebreiteten Mantel. Der Eſel iſt ſein.

„Fürs zweite um Vater und Sohn!"

„Gut, Barab."

Die Würfel fallen. Barab jubelt auf. Der Gewinn iſt des Dismas.

„Fürs dritte die Frau!"

„Gut, Barab."

Dieſer ſchleudert die Würfel, ſie fallen auf den Mantel.

„Was iſt das? Die Würfel haben keine Augen! Dismas, laß die Scherze! Du haſt die Würfel verwechſelt."

Doch als er ſie in die Hand nimmt, ſind an den Steinen wieder die ſchwarzen Punkte. Sie würfeln das zweitemal und das drittemal. Wie vorher, die gefallenen Würfel haben keine Augen.

„Was bedeutet das, Dismas, die Würfel ſind blind!"

„Mich dünkt, du biſt es, Barab!" lacht Dismas. „Trinke einmal von dieſen Tropfen. Und dann lege dich ſchlafen."

Bald hernach taumelt der Kraftmenſch in den Sand neben das Tier hin und ſchnarcht.

Als es ſo iſt, ſchleicht Dismas in die Höhle und

weckt die Fremden, um sie dem Wüstlinge zu entführen. Für den Gewaltfall kann er es mit dem Barab nicht wagen. Mit Joseph hat er seine Not, doch endlich sind sie unter dem Sternenhimmel. Maria mit dem Kinde auf dem Tier, Joseph führt es. Dismas schreitet voraus, um ihnen den Weg zu zeigen. Schwerfällig geht's dahin in der Nacht, keins spricht ein Wort. Dismas ist versunken in Gedanken. Vergangene Tage, da auch er so in den Mutterarmen geruht, wie dieses Kind, und da auch sein Vater sie so durch die arabische Wüste geführt! Manches heilige Wort der Propheten war in sein Räuberleben geklungen und will nimmer verstummen.

Als sie stundenlang durch Sand gewatet, über Steine geklettert sind, leuchtet im Osten das goldene Band. In ihm stehen die dunklen Büsche und Bäume der Oase von Descheme.

Hier überläßt Dismas die Wanderer ihrer sicheren Straße, um zurückzukehren in seine Höhle. Als er mit einem Segenswunsch für ihre weitere Reise sich wendet, trifft ihn aus den leuchtenden Äuglein des Knaben ein Blick. Ein Augenstrahl, vor dem er heftig erschrickt. Ein Schreck der Wonne. Nie bisher hat ihn ein Kind, ein Mensch, so angeblickt, so dankbar, so glühend, so liebreich angeblickt, wie dieses Knäblein, das holde lockige Haupt nach ihm gewendet, die Händchen ausgestreckt in Kreuzesform, als wollte es ihn umarmen. — Alle Glieder beben ihm, als sei ein Blitzstrahl niedergefahren an seiner Seite, und ist es doch nur ein Kindesauge gewesen. Mit beiden

Händen den Kopf haltend, so flieht er davon, und weiß nicht, warum er flieht, denn am liebsten wäre er aufs Knie gefallen vor diesem wunderbaren Kinde. Aber wie ein Gericht ist etwas in ihm, das ihn fortstößt, davonstößt — zurück in die Schauer der Wüste. —

Auf der Oase haben unsere Flüchtlinge Rast gehalten, der Tage drei. Maria sitzt gerne unter dem Ölbaum auf dem Rasen nahe der Quelle und läßt den Knaben niederlangen mit den zarten Ärmchen, um eine Blume zu pflücken. Er langt hin, reißt sie aber nicht ab, sondern streichelt sie mit seinen zarten Fingern.

Und wenn das Knäblein dann eingeschlafen ist zwischen Blumen, da kniet die Mutter davor und schaut es an. Und schaut es an und schaut es an und kann ihr Gesicht nicht wenden. Dann langt sie nieder nach dem runden weichen Händchen und schließt es in die Faust, daß nur die Fingerspitzchen hervorlugen, und diese führt sie zu ihrem Mund und küßt sie, und im nimmersatten Küssen des weißen Kinderhändchens rinnen ihr still die Tropfen über die Wangen. Und schaut mit ihren großen dunklen Augen in die leere Luft hinaus — bangend vor den Verfolgern.

Joseph geht in der Nähe herum zwischen Bäumen und Büschen, aber immer so, daß Mutter und Kind in seinen Augen bleiben. Er sammelt Datteln für die weitere Reise. —

Siehe, und jetzt steigen mir neue Gesichte auf,

da sie weiter wandern hinein in die starre, vom Samum durchfegte, von Sonnenstrahlen durchglühte Wüste. Maria ist voller Frieden und hüllt in den Mantel das Kind, daß es ruhe wie in der Muschel die Perle. Es liegt an der warmen Brust und trinkt die Mutter aus. Dem Joseph will manchmal bange werden, da fühlt er an der Wange das Fächeln des Fittichs. Dann ist er wohlgemut und führt die Seinen vorüber an zischenden Schlangen und brüllenden Löwen.

Nach vielen Tagen sind sie in ein blühendes Tal gekommen, das zwischen den Steingebirgen daliegt und ein lauteres Bächlein hat. Hier ruhen sie unter der Dornhecke und betrachten einen Berg, der hoch über den anderen emporragt, schauerlich wild. Er ist kahl und felsig von unten bis oben, und tiefe Schründe furchen nieder von oben bis unten, so daß der Berg gegliedert ist gleichsam aus aufrechtstehenden Blöcken, anzuschauen wie die zehn Finger von zwei aneinander gestellten Riesenhänden. Auf der Matte weidet ein Einsiedler seine Ziege, zu dem geht Joseph hin und frägt nach dem Namen des merkwürdigen Berges.

„Ihr reist durch die Gegend und kennt den Berg nicht?“ sagt der Einsiedler. „Seid Ihr ein Jude, so beuget Euch zur Erde und küsset sie. Es ist das Erdreich, das die Ewigkeit herabgeschwemmt hat vom Sinai.“

„Das — der Berg des Gesetzes?“

„Siehe, wie er die Finger aufstreckt und schwört: So wahr Gott lebt!“

Joseph beugt sich zur Erde und küßt den Boden. Maria blickt in ehrfurchtsvollem Schauer auf den starrenden Berg. Der kleine Jesus schlummert im Schatten des Dornstrauches. Dieser trotzige Fels und dieses liebliche Kind. Dort oben der finster Drohende, und hier —?

Joseph will sich ergehen in Betrachtungen, wie es nur gewesen sein mag in jener fernen Stunde, da auf den Zinnen Moses von Jehova die Gesetztafeln empfangen. Da senkt sich langsam eine Wolke nieder auf den Gipfel des Berges, gleichsam das Geheimnis verhüllend. Joseph schämt sich seiner Vermessenheit und schweigt. Bevor sie weiterziehen, schneidet er aus dem Dornbusch einen Stock, entlaubt und entästet ihn, so daß es ein Pilgerstab ist für die weitere Reise. Immer neue Gefahren ziehen herauf. Und eines Tages kommt ihnen ein Wüstenjäger nachgelaufen. Vor seinem Tigerfelle erschrecken sie nicht, aber vor dem, was er berichtet. Wären sie aus dem Judenlande mit ihrem Knaben, dann möchten sie eilen, in das Land der Ägypter zu kommen, denn die Schergen des Herodes seien ihnen auf den Fersen. So haben sie keine Rast, bis sie endlich in das Land der Pharaonen kommen würden. Aber statt an den Grenzen desselben, stehen sie eines Tages am Meeresstrande. Sie sind vor Staunen stumm. Da liegt es und peitscht mit seinen Gischten die schwarzen, zackigen Felsblöcke, und liegt dahin in einer glatten und matten Tafel, so weit das Auge reicht.

Einmal in der Vorzeit, da sind die Flüchtlinge

jenſeits des Meeres geſtanden, hinter ſich die Feinde. Jetzt erhebt Joſeph ſeine Arme und ruft zum Gott der Väter, daß er auch heute das Meer zerteile und Durchgang gewähre. Der Glaube an der Vorfahren Gott iſt ſtark. Er ruft gleichſam die Väter ſelbſt und ſtellt ſie uns zum Beiſtand, und ſind wir mit ihnen Eins und ſtark in dem gleichen Glauben. — Aber das Meer liegt da in ſeiner ungeheueren Ruhe und zerteilt ſich nicht. Über die Heide her kommen ſechs Reiter geſprengt, aufgrölen ſie vor Luſt wegen des Fürſtenſoldes, als ſie die lange Verfolgten erblickt, die vor dem Gewäſſer ſtehen und nicht weiter können. Eilig nahen ſie dem Strande und ſind daran, die Schlinge auszuwerfen nach dieſem Menſchenpaar, das den kleinen Judenkönig mit ſich ſoll führen. Da ſehen ſie, wie die Flüchtlinge hinabſteigen zwiſchen den umgiſchteten Zacken und wie ſie hinausgehen auf die Fläche des Meeres. Der Mann führt das Laſttier, auf dem das Weib mit dem Kinde ſitzt — wie ſie auf der Wüſtenfläche gezogen, ſo ziehen ſie gemeſſenen Schrittes über das Waſſer hin.

In blinder Gier nachreiten wollen die Söldner, da ſtürzen die Pferde in Meerestiefe und die Verfolger ſind früher drüben als die Verfolgten — aber nicht in Ägypten, ſondern in der andern Welt.

Die arme Zimmermannsfamilie aus Nazareth steht auf dem Boden des alten Ägyptens. Wie sie über die See gekommen? Wohl auf einem Fischerschiffe, denkt Joseph, aber es ist wie im Traume gewesen. Nun tut er seine Augen auf und sucht die Berge von Nazareth, und sieht den dunklen Hain von Palmenbäumen mit geschuppten Schäften und schwertlangen Blättern. Und sieht das Tor mit den steinernen Ungeheuern, die auf dem Bauche liegen, zwei Pranken vorstrecken und ein riesiges Menschenhaupt in die Lüfte heben. Und sieht im gelben Hintergrund die Dreiecke der Pyramiden. In der Luft fremde Düfte, überall abenteuerliche Gestalten mit grellem Lärm, und jeder Schall sticht schrill und spitzig in die Ohren. — Dem Joseph fällt es aufs Herz. Die Heimat verloren. Eine stockfremde Welt, in der sie werden zugrunde gehen müssen.

Maria, die immer gelassen ist, aber innerlich glühend im Kinde aufgeht, sieht einmal seinen Stecken an und sagt: „Joseph, das ist wohlgemut, daß du dir zur glücklichen Ankunft eine Blume an den Stab gesteckt hast.“ Da blickt Joseph auf seinen Stock und ist verwundert über die Maßen. Aus dem Stabe, den er am Sinai geschnitten, sproßt lebendig eine schneeweiße Lilie hervor. — Joseph, die Reinheit blüht! — Was nützt alles Blühen, wenn ihm bange ist! Das Kind hebt er zu sich herauf, und wenn er in dieses sonnige Angesichtlein schaut, da sind alle Schatten dahin. Freilich, Schatten haben sie noch genug erfahren im Sonnenlande, wo sie dem Sonnengott

einen ähnlich ſtolzen Tempel erbaut haben, wie daheim die Israeliten dem dunklen Javis.

Für die Judenleute, die des Landes Sprache nicht verſtehen, die nur durch ihre ſchlichte, ſanfte Weſenheit ſprechen können und durch ihre ſtumme Dienſtwilligkeit, iſt es wohl kümmerlich hergegangen die langen Jahre ihres Aufenthaltes in dieſem Lande. Für das Zimmerhandwerk iſt in dem faſt holzloſen Lande keine Ausſicht geweſen. Nahe der Königsſtadt Memphis, am Niluſer haben ſie ſich aus Schilfrohr und Schlamm eine Hütte gebaut, bei welchem Baue des Zimmermanns Fertigkeit ſo gar nicht hat glänzen können. Aber beſſer iſt er doch geworden als die Wohnhöhlen anderer armen Leute dem Fluſſe entlang. An die Fiſcherei hatte Joſeph gedacht, doch der Fiſchkorb, den er geflochten, iſt ſo ausgefallen, daß die Nachbarn Lebensmittel bringen, damit er auch ihnen ſolche Körbe flechte. Und bald von der Stadt kommen ſie heraus, um die Körbe zu kaufen, und wenn Joſeph ſeine Ware einmal auf den Markt tragen will, wird ſie ihm unterwegs ſchon abgenommen. Alſo iſt die Korbflechterei ſein Gewerbe geworden und er denkt daran, daß einſt der kleine Moſes auf dem Nil in einem Korbe Rettung gefunden. Und wie ſeine Arbeit bald beliebt wird, ſo werden es auch er und Maria, und ſie müſſen geſtehen, daß es ſich hier am Nil beſſer leben laſſe, als in dem armen kleinen Nazareth, daß es wirklich Fleiſchtöpfe gebe in Ägypten. Wäre nur auch das ſtille Herzweh nach der Heimat löſchbar geweſen.

Als der kleine Jesus auf den eigenen Füßchen zu wandeln beginnt, wird er von den Frauen der Nachbarschaft umworben, mit ihren Kindern Kameradschaft zu pflegen und Spiele aufzuführen. Der Knabe jedoch ist zurückhaltend und ungewandt bei Leuten. Er geht lieber, wenn es Abend ist, allein am Ufer des Stromes entlang, beschaut die großen Lotosblumen des Schlammes und die Krokodile, die manchmal aus dem Wasser hervorkriechen und ihre schrecklichen Mäuler gegen Himmel auftun, als wollten sie Sonnenlicht trinken. Er bleibt oft länger aus als er soll, kommt dann mit geröteten Wangen heim, erregt von einer Freude, und sagt sie doch nicht. Wenn er dann seine Feigen oder Datteln verzehrt hat und im Körbchen liegt, da sitzen daneben noch Vater und Mutter und sprechen von der Väter Land oder erzählen der Vorfahren uralte Geschichten, bis er eingeschlummert. Auch unterweist Joseph den Knaben in der jüdischen Schriftkunde, aber bald zeigt es sich, daß dabei er der Empfangende ist; was er mühsam aus der Rolle liest, das sagt der kleine Jesus lebendig aus dem Innern heraus. So wächst er heran wie ein schlankes, zartes Reis, lernt die fremde Sprache, beachtet die Sitten und tut wohlgemut mit, soweit sie ihm gefallen. Vieles ist in ihm, was niemand hineingelegt hat; obschon er wenig spricht, die Mutter merkt es. Und einmal frägt sie den Joseph: „Sage mir, sind auch andere Kinder so wie unser Jesus?"

Antwortet er: „Soweit ich ihrer kenne — er ist anders."

Als Jesus schon heranwächst, hat sich eines Tages etwas zugetragen. Joseph war mit dem Knaben auf den Platz gegangen, wo die Schiffe landen, um Körbe feilzubieten. Da entsteht im Volk eine Bewegung, Soldaten in grellen Gewändern und mit langen Spießen traben heran, dann zwei Herolde, in ihre Hörner stoßend, als sollten mit den schneidenden Tönen die Lüfte zerrissen werden; und hinterdrein kommen sechs pechschwarze Sklaven, die einen goldenen Wagen ziehen. Im Wagen sitzt der Pharao! Mit köstlichem Gewande bekleidet, im schwarzen gewickelten Haar einen funkelnden Reifen — ein blasser Mann mit durchdringendem Auge. Des Volkes Jubelgeschrei ist groß, er beachtet es nicht, wie ermüdet lehnt er im Kissen. Jetzt aber hebt er ein wenig sein Haupt, in der Menge ist ihm ein Knabe aufgefallen, das Söhnlein des fremden Korbflechters. Ob ihn die Schönheit berückt hat, oder das Fremdartige — er läßt anhalten und befiehlt, das Kind möge ihm vorgeführt werden.

Joseph kommt mit dem Knaben ehrerbietig herbei, legt seine Hände kreuzweise über die Brust und verneigt sich tief.

„Das ist dein Sohn," spricht der König ihn in seiner Sprache an.

Joseph nickt schweigend.

„Du bist ein Jude! So wirst du mir diesen Knaben verkaufen."

Und hierauf Joseph: „Pharao! Obschon ich der Enkel bin des Jakob, dessen Söhne ihren Bruder

Joseph an Ägypter verkauft haben, so verdiene ich nicht den Spott. Wir sind geringe Leute und das Kind ist unser Augapfel."

„Ist auch nur in Gnaden gesagt, das vom Verkaufen," spricht der König. „Ihr seid Untertanen und der Knabe ist mein Eigentum. Nimm ihn, Hamas."

Der Diener will schon Hand an den Kleinen legen, der ruhig dasteht und entschlossen auf den König blickt. Joseph fällt auf die Knie und macht in Ehrfurcht seine Vorstellung, daß er und seine Familie nicht ägyptische Untertanen seien, daß sie als Fremde hier weilten und den allmächtigen Pharao um Gastrecht anflehten.

„Davon weiß ich nichts, guter Mann," sagt der König und sieht des Knaben zorniges Gesicht. Darüber lacht er: „Mich dünkt, Judenjüngling, du willst mich zerschmettern. Ei, laß mich noch ein wenig leben im schönen Ägypterlande. Ich will dir nichts zuleide tun, dafür bist du ein viel zu schönes Kind." Er stockt nun, und in einem andern Ton spricht er: „Warte doch, und sieh ihn einmal näher an, den Pharao, ob er wirklich so arg böse ist und ob es denn so schrecklich ist, in seinem Palaste zu wohnen und ihm den Becher zu reichen, wenn ihn dürstet. Wie? Seid ruhig, Alter, es soll euch keine Gewalt angetan werden. Knabe, du sollst freiwillig an meinen Hof kommen, du sollst die Erziehung und die Schulen mit den Kindern meiner Großen teilen, ich will dich nur manchmal um mich sehen, weil du eine so feine Ga-

zelle bist. Geh mit deinem Vater jetzt nach Hause, morgen will ich anfragen lassen, merke, nur anfragen, nicht befehlen. Wer gewaltsamer Beute satt ist, weiß freiwillige Hingabe zu schätzen. Du hast es gehört."

Als die Menge hört, daß der Pharao mit diesen armen Leuten so unerhört wohlwollend spricht, wie sie es noch nie vernommen, da bricht sie wie toll in ein Freudengeschrei aus. Die Palmenhaine gellen vor des Volkes Jubel, als der König auf seinem zweiräderigen Goldwagen weiterfährt, ein langes Gefolge von Soldaten, Zimbelschlägern und Tänzerinnen hinter sich herziehend. Joseph flüchtet mit dem Knaben durch enge Gassen, um den Leuten zu entkommen, die sich herandrängen wollen, um den kleinen Liebling des Pharao zu sehen und zu liebkosen.

In seiner Hütte ist an demselben Abend ein sorgenvolles Beraten gewesen. Der Knabe Jesus neigt zum Pharao, ohne zu sagen, weshalb. Sie sind entsetzt darüber. Die zwei Handwerksleute können sich nicht vorstellen, daß der jungen Seele das kleine Leben zu enge wird, daß sie sich stärken will an Papyrusrollen der alten Weisen, an den Geisteswerken der Pharaostadt. Und noch weniger können sie ahnen, daß ein tieferer Grund ihren Knaben auf den Schauplatz des großen Lebens führt.

Joseph meint, die Schriften der Königlichen Sammlung wären freilich etwas. Aber Maria hat zu den Schriften kein sonderliches Vertrauen, und

ein noch geringeres zu Pharao. „Wir haben es doch," ſagte ſie, „ſchmerzlich erfahren müſſen, wie gut es Könige mit uns meinen. Kaum der Gewalt des Herodes entkommen, ſollen wir in die Pharaos fallen. Sie ſpielen alle das gleiche Spiel, nur jeder mit anderen Mienen. Was der zu Jeruſalem mit Macht nicht hat vollführen können, das will der zu Memphis durch Liſt vollenden."

Sagt Joſeph: „Mißtrauen iſt ſonſt nicht deine Art, liebes Weib. Doch danach, was wir haben erleben müſſen, iſt es kein Wunder. Ein wahres Verhängnis iſt ſie für uns geworden, dieſe Mär vom jungen König der Juden. Wer ſie aufgebracht, kann den Jammer nicht verantworten."

Überlaſſen wir das dem Herrn, mein Joſeph, tun wir, was an uns iſt."

„Mich dünkt, Maria," ſagt Joſeph, als er mit ihr allein ſpricht, „mich dünkt, du hältſt doch dran, daß unſer Jeſus zu großen Dingen beſtimmt iſt. Dann mußt du auch denken, daß eine Korbflechterhütte dafür nicht der rechte Ort ſein wird. Es hätte wohl guten Lauf, am Hofe des Pharao — wie Moſes. Dann wiſſen wir auch, daß der Ägypterkönig kein Freund des Herodes iſt. Doch, daran denkt er nicht, er will dem Kinde wohl — und das kann niemand beſſer begreifen, als wir. Hat er nicht geſagt, daß unſer Liebling wie die Kinder der Großen gehalten werden ſoll?"

Da meint ſie endlich, entſcheidend für ſie wäre das, was dem Knaben zugute kommt. Er ſei über

zehn Jahre, und wenn er aus der Lehmhütte in den Palaſt gehen wolle, ſo könne man ihm das nicht verdenken.

Dieſes Wort hat Jeſus gehört. „Mutter," ſagt er, und ſtellt ſich vor ſie hin, „ich will nicht aus der Lehmhütte in den Palaſt gehen. Aber ich möchte die Welt ſehen, die Menſchen, wie ſie leben. Ich verlaſſe nicht meine Eltern, um zum Pharao zu gehen — gehe ich hin, ſo bleibe ich doch bei euch."

„Du bleibſt bei uns," ſagt die Mutter, „und ich ſehe es, du biſt heute ſchon fort." Aber ſie will es ihm nicht merken laſſen, wie ihr iſt. Er ſoll ſie nicht weinen ſehen, das ſoll ihm ſeine Freude nicht verkümmern. Und dann haben ſie erwogen, daß er ja nicht weit fortzieht, nur vom Nil in die Stadt, daß ihm der Pharao Freiheit zugeſichert hat — er kann die Eltern beſuchen, kann zu ihnen zurückkehren, wann er will. Daß es nicht mehr dasſelbe Kind ſein wird, das jetzt davongeht! Maria denkt daran, wie das zu ſein pflegt zwiſchen Mutter und Sohn. Immer mehr gibt der Jüngling ſich fremden Menſchen, und immer weniger von ihm bleibt der Mutter. Bleibt ihr, die ihn ſchmerzvoll geboren hat, die mit ihrem Leben ihn genährt hat, die ein Recht auf ihn hat, wie ſo heilig und ewig keines mehr ſein kann. Sachte aber unabänderlich trennt er ſich von der Mutter, und was ſie ihm noch tun, geben und ſein will — freundlich entſchieden lehnt er es ab. Selbſt ihren Segen über ihn muß ſie heimlich

beten — kaum daß ſie mit zitternder Hand ſein Haupt darf berühren. —

Am nächſten Tag um die Hochſonnenſtunde ſteht vor der Hütte eine königliche Sänfte. Zwei Sklaven haben ſie herbeigetragen, wovon einer alt und gebrechlich iſt. Maria, als ſie die weiche Sänfte ſieht, ruft aus, in ein ſolches Pfühl ließe ſie ihr Kind nicht ſteigen. Da lächelt der Knabe ein wenig, ſo daß in ſeinen friſchen Wangen zwei Grübchen entſtehen, und ſagt: „Was denkſt du, Mutter, daß ich in dieſe Kiſſen kriechen werde! Ja, wenn der kranke Sklave hineinſteigt, daß ich ſtatt ſeiner tragen kann!“ Damit iſt der Aufſeher dieſes kleinen Zuges nicht einverſtanden. Es ſtehe in des Knaben Willen, zu bleiben oder mitzukommen.

„Ich bleibe,“ ſagt Jeſus, „und ich werde zum Pharao gehen, wann ich will.“ Die Sänfte kehrt leer zurück in den Palaſt.

Am nächſten Tage iſt der Knabe entſchloſſen. Seine Eltern geben ihm das Geleit durch den Palmenhain in die Stadt. In ſeinem ärmlichen Gewändchen geht er zwiſchen Vater und Mutter dahin, Joſeph gibt ihm gute Worte und wiederholt ſie. Maria ſchweigt und ruft die himmliſchen Mächte an, das Kind zu beſchützen. An der Pforte des Palaſtes wird nur der Knabe allein eingelaſſen, Vater und Mutter bleiben zurück und blicken bangend ihrem Jeſus nach, der ſich noch einmal umwendet, um ſie zu grüßen. Sein Angeſicht iſt fröhlich, und das tröſtet die Mutter. Der Vater denkt, daß es unbegreiflich

ist, wie ein Kind so sorglos und heiter von den einzig treuen Menschen fortgehen kann — und behält den Gedanken bei sich.

Neugierde, Behagen und Widerwillen zugleich empfindet der Knabe, als er in die Hände der Diener gerät, die ihn in ein weiches Bad führen, mit wohlriechendem Öl salben und ihm ein seidenes Gewand anlegen. Aber er will den Königspalast und sein Leben kennen lernen. Und nun beginnt sich ihm allmählich die Pracht zu entfalten. In den arabischen Märchen, die sein Vater gern erzählt, ist ihm des Glanzvollen und Wunderbaren viel vorgekommen, aber kein Vergleich mit den Herrlichkeiten, die jetzt fast hart und herb an seine Sinne schlagen. Straßenbreite Marmortreppen, tempelhohe Hallen, marmorne Säulen, blendendbunte Kuppeln. Die Sonne kommt zu den Fenstern in allen Farben herein und glüht in Rot, Blau, Grün und Gold an den spiegelnden Wänden. Noch märchenhafter die Nacht, wenn in der Säle Flucht die tausend Lampen brennen und der Wald der Armleuchter wie eine gezähmte Feuersbrunst leuchtet; wenn die Höflinge in den Teppichen und Divans und Seiden und Flaumen zu versinken scheinen; wenn aus den goldenen Rauchgefäßen die Wohlgerüche sichtbar aufsteigen und das Gehirn berauschen; wenn hundert Aufwärter das Mahl bereiten, das unbeschreibliche, und es auftragen in silbernen Schüsseln, in alabasternen Schalen, in kristallenen Bechern; wenn Jünglinge und Jungfrauen sich umschlingen und einander mit Ranken und Rosen bekränzen; wenn

die Fanfaren ſchallen und die Zimpeln klingen und aus weichen Mädchenkehlen Geſänge wirbeln, und wenn endlich der Pharao hereingeſchritten kommt in wogendem Purpur, mit den tauſend lebendig funkelnden Sternen der Diamanten — auf dem Haupte den Zackenring, ſtrahlend wie Karfunkel — der Gott! der Sonnengott! — Unſer Knabe aus der Nilhütte ſchaut hin, wie auf etwas, das wunderlich iſt, ihn aber weiter nichts angeht. Nun wird ihm ein Fächer aus ſchimmernden Pfauenfedern in die Hand gegeben. Andere Knaben haben auch ſolche Fächer; mit halbentblößten Gliedern ſchmiegen ſie ſich an die Tafelnden und fächeln ihnen Kühlung zu. Der junge Jeſus ſoll das dem Pharao tun, aber er tut es nicht, ſondern ſitzt auf dem Eſtrich und kann nicht müde werden, dem König in das blaſſe Antlitz zu ſchauen. Der König ſtreift ihn mit wohlgefälligem Blick: „Mich dünkt, das iſt der ſtolze Jüngling vom Nil, der nicht zu den Füßen des Pharao ſitzen mag.“

„Er wird ſitzen zur Rechten Gottes!“ ſchallt es draußen im Chor. Langſam, wie ein leicht geneckter Löwe, wendet der König ſein Haupt, um zu ſehen, welch ungeſchickter Chormeiſter den hebräiſchen Vers in den Geſang des Oſiris miſcht! Da erhebt ſich ein Brauſen. Die Fenſter, zu denen die Nacht hereingeſtarrt hat, hellen in rotem Schein. Vor dem Palaſt hat ſich das Volk mit Fackeln verſammelt, um dem Pharao, dem Sohne des Lichts, die Huldigung zu bringen. Der König macht dazu eine verdroſſene Miene, derlei Huldigungen wiederholen ſich zu jedem

Neumond, er begehrt sie, und doch langweilen sie ihn. Dem Mundschenk winkt er, nach einem Becher Wein verlangt ihn. Der bringt Rosen auf seine Wangen und Glut in seine Augen. Bei dem tausendfach erschallenden Preisgesang des Osiris singt er mit, und seine ganze Gestalt ist nun Kraft und Sonnenschein.

Als nach diesem üppigen Tage die stille Nacht gekommen ist, so still, daß die Wogen des Nil herüberrauschen zum Palaste, da ruht Jesus hinter Vorhängen auf Eiderdaunen und findet keinen Schlaf. Wie sie in der Nilhütte jetzt gut schlafen werden! Es wird ihm heiß, er steht auf und blickt zum Fenster hinaus. Die Sterne funkeln wie winzige Sonnen. Er legt sich wieder hin, betet zum Vater und schläft ein. Am nächsten Tag, wenn das Fest vorüber ist, will er die Räume finden, wo die alten Rollen sind, und die Lehrer, die ihn unterrichten sollen. Aber es ist kein Fest gewesen, das vorübergeht, es wiederholt sich Tag für Tag am Königshofe.

Da ist es einst nach verstummtem Lärm in öder Nacht, daß im Palast Sklaven umherhuschen, einander wecken und zuflüstern. Jesus gewahrt es, richtet sich auf und frägt nach der Ursache. Da naht sich ihm einer und zischelt: „Der Pharao weint!" — Wie ein geheimnisvoller Samumhauch geht es durch den Palast: der Pharao weint! — Dann wird es ruhig und über allem liegt die träumende Nacht.

Jesus hat sich nicht wieder in den weichen Pfühl

gelegt, auf kühlem Flieſe ruht er und ſinnt. — Der König weint! — Arabien und Indien, Griechenland und Rom haben ihre koſtbarſten Schätze geſandt nach Memphis. Die Schiffe der Phönizier kreuzen an den Küſten Galliens, Albions und Germaniens, um Güter und Kleinodien zu ſammeln für den großen Pharao. Sein Volk umrauſcht ihn mit Huldigungen Tag für Tag, ſein Leben ſteht auf der Höhe der ſchönſten Jahre. Und er weint? — Sollte er nicht etwa im Traume geſchluchzt haben, oder auch gelacht? Und die Wächter meinen, er weine.

So ziehen die Tage. Wie der König verſprochen, der Knabe iſt frei. Doch er bleibt am Hofe, um endlich in den Saal der Schriften zu gelangen. Oft durchwandert er die Stadt, den Hain und geht an den Nil zu den Seinen. An den Schleußen des Stromes, der das Land befruchtet, arbeiten tauſend Sklaven, von Aufſehern gepeitſcht, manche erſchöpft hinfallend und ſterbend. Jeſus ſieht es und rügt die Roheit bis er wohl auch ſelbſt einen Hieb erfährt. Er zieht hinaus zu den Pyramiden, wo die Pharaonen ſchlafen, und horcht, ob ſie nicht weinen. Er tritt in den Tempel des Oſiris und betrachtet die ungeheuren Götzenbilder, die zwiſchen den runden Rieſenſäulen ſtehen in ihrer plumpen, ſeelenloſen Häßlichkeit. Am unermüdlichſten durchforſcht er immer wieder den Palaſt nach dem Saale der Schriften. Endlich findet er ihn, aber verſchloſſen; die Hüter desſelben jagen in der Wüſte nach dem Schakal und dem Tiger. Bei den Geiſtern iſt es dunkel und öde, und der Pracht- und Üppigkeitsſtrom des Hofes dringt nicht hinein.

Nun kommen wieder Nächte, da durch die Hallen das Geheimnis rieſelt: Der Pharao weint. — Und es geht auch die Mär, warum. Das Weib, das er am meiſten geliebt, hat er erdroſſeln laſſen, und berichten jetzt die Aſtrologen, daß es unſchuldig geweſen. An einem Tage liegt auf dem Divan der König und verlangt, daß der Knabe vom Nil ihm Kühlung fächle. Heute tut es dieſer, denn der Herr iſt leidend. Der Pharao iſt übelgelaunt und unge-

duldig, es ist ihm der Fächer nicht recht und nicht das Fächeln, und als es der Knabe einstellt, ist's ihm auch nicht recht.

Da sagt Jesus plötzlich: „Pharao, du bist krank!"

Der König starrt ihn an und staunt. Der Page tut den Mund auf und spricht den Sohn des Lichtes an?! Als er jedoch im Antlitz des Knaben den traurigen, innigen Ausdruck des Mitleides sieht, wird ihm milde zu Mut und er sagt: „Ja, mein Knabe, ich bin krank."

„König," sagt Jesus, „ich weiß wohl, was dir fehlt."

„Du weißt es?"

„Du hast nach außen das Licht und nach innen den Schatten. Wende es um!"

Kaum hat der Knabe diese Worte gesprochen, so richtet der Pharao sich auf, schlanker und höher als sonst scheint er zu werden, den Arm streckt er starr nach der Pforte hin und seinem Auge entfährt ein zorniger Blitz.

Der Knabe geht ruhig hinaus und schaut nicht mehr zurück. —

Das Wort aber ist zurückgeblieben. Am rauschenden Tage hört es der Pharao nicht; in der Nacht jedoch, wenn das strahlende Leben schweigt und nur das Elend unseliger Herzen lautlos tobt, da hört er es leise hallen von Wand zu Wand bis in sein Gemach: Wende es um! Wende nach innen das Licht! —

Schon eine Weile, ehe dieser Tag gekommen,

hat Jesus erfahren, daß draußen vor dem Tore Theben, am Fuß der Pyramide Pesy, in einem Grabgewölbe ein gelehrter Greis wohne. Der wolle mit keinem lebenden Wesen zu tun haben, außer einer Wüstenziege, die ihm Milch gibt. So wie er selbst immer im Dunkel seines Gewölbes hockt über unendlichen Schriftzeichen halb verwitterter Steinplatten, ausgegrabener Geräte und Papyrusrollen, so sieht auch die Ziege niemals einen Sonnenstrahl. Beide begnügen sich mit dem Futter, das ihnen ein alter Fellach täglich bringt. — Das ist einer, der hat umgewendet — außen den Schatten und innen das Licht. Nun, als Jesus vom Pharao fortgewiesen ist, sucht er diesen gelehrten Höhlenbewohner auf, um Weisheit zu finden. Der Greis will ihm zuerst nicht Einlaß gewähren. Ein junges Blut und Weisheit!

„Werde erst alt, mein Sohn, dann komm zu den Schriften und suche Weisheit."

Antwortet der Knabe: „Gebt Ihr die Weisheit gerade nur fürs Sterben? Ich will sie fürs Leben."

Da hat der Greis aufgetan.

Zu diesem Weisen geht Jesus nun jeden Tag hinaus und hört Lehren über Welt und Leben. Auch über ewiges Leben. Der Einsiedler spricht von dem Wandern der Seelen, die im Gange der Zeiten durch alle Wesen der Zeit ziehen müssen, alle Kreise des Seins durchleben, je nach ihrer Aufführung aufwärts den Göttern zu, oder abwärts zu den Würmern im Schlamm. Darum müsse man auch die Tiere lieben, in denen ja Menschenseelen stecken können. Mit Ge-

bärden tiefer Ehrerbietung ſpricht er von den Schlangen Kebados und von dem erhabenen Apis im Tempel zu Memphis. In alle Tiefen und Untiefen des Denkens verliert er ſich, belegt alles mit den Schriftzeichen und erklärt es für wiſſenſchaftliche Wahrheit. Alſo trägt der Mann, der im Dunkeln lebt, dieſem Knaben — Licht vor. Er ſpricht von dem allheiligen Sonnengott Oſiris, der alles erſchaffe und alles zerſtöre, dem großen anbetungswürdigen Oſiris, an dem jedes Geſchöpf ſein Auge vollſauget. Dann wieder murmelt er feierlich und geheimnisvoll hieroglyphiſche Formeln ab, ſo daß dem lebhaften Knaben die träge Weile weh tut. Auch hier muß man umwenden. So denkt er, geht heimlich hinaus und läßt das Pförtlein offen. Als der Gelehrte ſeiner trachtet, iſt er im Freien und weidet die Ziege, die der Freiheit froh auf dem Raſen umherſpringt.

„Warum verſagſt du der Wahrheit deine Ehrerbietung?" frägt er ſtrafend.

Und Jeſus: „Seht Ihr denn nicht, daß ich Eurer Lehre die Ehrerbietung erweiſe? Ihr ſagt, man müſſe das Tier lieben. Deshalb habe ich die Ziege in die freie Luft geführt, daß ſie ſich weide an den duftenden Kräutern. Ihr ſagt, daß man an dem Sonnengott ſein Auge anzünden müſſe, deshalb bin ich mit der Ziege aus der dunklen Höhle gegangen unter die liebe Sonne."

„Die Schrift ſollſt du verſtehen lernen."

„Die Kreaturen will ich kennen lernen."

Mit Unwillen blickt der Greis auf den Knaben.

„Sage, dreister Menschensohn, unter welchem Zeichen des Tierkreises bist du geboren?“

„Unter dem von Ochs und Esel,“ antwortet der Knabe Jesus.

Alsogleich eilt der Gelehrte in seine Höhle, erhebt die Ampel und sucht in den Schriftzeichen. Unter Ochs und Esel! — er erschrickt. Fern der Wage, fern der Wage! Tief gründet er nach. Auf dem Stein steht es und in der Rolle steht es geschrieben. Er geht wieder hinaus und blickt den Knaben an, aber anders als früher, unruhig, gar sonderlich erregt.

„Höre, Kind, ich habe dir das Horoskop gestellt.“

„Was ist das?“

„Aus deinem Stand zum Tierkreis und zu den Sternen habe ich durch uralt heilige Zeichen dein Schicksal gesehen, dem du so einsältig entgegengehst. Willst du es wissen?“

„Will ich es wissen, so frage ich den Vater.“

„Ist dein Vater Astrologe?“

„Er leitet die Gestirne.“

„Er leitet die Gestirne? Was willst du sagen? Geh, du bist ein Tor, ein gottloser Tor. Du wirst es schrecklich erfahren, was deiner harrt. Dieser Hochmut ist der Anfang. — Sein Vater leitet die Gestirne!“

Aus dem Judenlande ist die Nachricht gekommen, daß König Herodes gestorben. Von seinem Nachfolger, dem jüngeren Herodes heißt es, daß er ein aufrichtiger Freund seines Volkes und milder Gesinnung wäre. So hält Joseph nun die Zeit für gekommen, um mit dem Weibe und dem schlankgewachsenen Sohne in das Vaterland zurückzukehren. Durch Fleiß und Sparsamkeit ist, ohne daß er's eigentlich gemerkt, während der Korbflechterzeit in seinem Wollsack so viel an Geld zusammengekommen, daß er mit einem phönizischen Kaufmann Unterhandlungen anknüpfen kann wegen der Heimfahrt. Denn durch die Wüste wollen sie nicht mehr zurück, Joseph will den Seinen das Meer zeigen. Und dann sind sie nach vieljährigem Aufenthalte in Ägypten stromabwärts gefahren gegen das Meer. Joseph hat Weidenzweige mitgenommen, um unterwegs sich zu beschäftigen. Maria bessert an den Kleidern, damit sie nach guter Art in die Heimat einziehen können. Andere Fahrgäste, die auf dem großen Schiffe sind, freuen sich des Nichtstuns und treiben allerlei Ergötzlichkeiten. Jesus sieht ihnen manchmal zu und ist fröhlich mit den Fröhlichen. Als jedoch das Treiben manchmal in Übermut und Schamlosigkeit ausartet, verbirgt er sich in der Kammer oder betrachtet die weiten Wasser.

Als sie auf dem hohen Meere sind, in einer Mondnacht, erhebt sich ein Sturm. Das Schiff springt mit seinem Kiele gegen den Himmel, um im nächsten

Augenblick so tief in den Grund zu bohren, daß die Wellen aufs Deck schlagen, Ballen und Kisten mit sich fortreißen und den Reisenden salzige Gieß ins Gesicht werfen. An den Masten kracht das Takelwerk und flattert losgerissen in den Lüften auf die schwarze See hinaus, die in schäumenden Bergen unendlich heranflutet und das ächzende Schiff zu begraben droht. Die Leute sind wahnsinnig vor Schreck und Angst, flüchten sich taumelnd und kollernd in alle Winkel, um von fallenden Splittern und Balken wieder verscheucht zu werden. Joseph und Maria suchen ihren Jesus und finden ihn auf einer Holzbank ruhig schlafend. Über seinem Haupt donnert der Sturm, kracht der Mastbaum — er schlummert im süßen Frieden. Maria kauert über ihn hin, klammert sich an die Bank, daß sie nicht sollten fortgeschleudert werden können. Sie will ihn schlafen lassen — was weiß Mutterliebe Besseres! Allein Joseph findet, daß es Zeit sei, sich bereit zu halten. So haben sie ihn geweckt. Er steht am Bord und blickt hinaus in den wilden Aufruhr. Den Mond sieht er fliegen von einer Nebelwand zur andern, aus grollendem Grunde schießen dunkle Ungetüme auf, die krachend sich ans Schiff werfen und es umlegen, so daß die Masten fast hinsinken, von Raubvögeln umflattert. Das Schiff bebt aus Innerstem heraus und schnalzt an allen Enden, als berste es. Jesus hält sich ans Geländer, in seinem weißen Gesicht strahlt das Auge vor Entzücken. Joseph und Maria suchen ihn zu schützen, er weist sie zurück, ununterbrochen in die

furchtbare Herrlichkeit schauend: „Lasset mich! Seht ihr denn nicht, daß ich beim Vater bin?“

Es steht von ihm geschrieben, daß er der einzige Mensch gewesen, der auf Erden keinen Vater gehabt, — also ist er der erste, der ihn im Himmel gesucht und gefunden hat.

Andere in dieser Nacht, die den Jüngling also gesehen, sind trotz aller Not fast ruhig geworden. Wenn dem nicht bange ist um sein junges Leben — ist das unsere denn um soviel mehr wert? Ob verlieren oder gewinnen, mutiger greifen sie zu, das Schiff zu steuern, im Getakel die Taue zu strammen, dem eindringenden Wasser zu wehren, bis allmählich der Aufruhr ermüdet. Als der Morgen aufgeht, blickt Jesus noch immer entzückt hinaus auf die hohe See, wo zum Kampf zwischen Wasser und Luft sich auch noch der zwischen Nacht und Licht gesellt hat. Endlich ist's gefunden: im Innern Licht und außen Licht. — Auf dem Vorderkiel bläst der Steuermann ins Horn, er verkündet: Die Küste in Sicht! Fernher über der dunkelgrünen Flut leuchten die Felsen von Joppe.

Als das Schiff zwischen dem klüftigen Steingriffe dieses Hafens glücklich gelandet ist, steigt unsere Familie ans Land, um von hier aus die Fußreise nach Jerusalem zu tun. Denn es ist um die Osterzeit, die Joseph schon viele Jahre nicht mehr in Salomons Tempel begangen hat. Dieses Fest als Erinnerung an die Heimkehr aus Ägypten hat für ihn nun doppelten Sinn bekommen. So will er auf seiner Reise ins heimatliche Galiläa nach der

Königsstadt abbiegen, auch schon besonders, um den jungen Jesus nach dem Leben im Heidenlande zur öffentlichen Gottesanbetung des auserwählten Volkes einzuführen. Als sie auf heimatlichem Boden wandeln, die frischeren Lüfte atmen, die altbekannten Gewächse und Gestalten sehen, die traute Sprache hören, da fassen Joseph und Maria sich an der Hand im stillen Glück. Jesus bleibt gleichmütig. Er findet hier keine Kindeserinnerung, es müßten denn die sein, daß er vom König verfolgt worden war. Mit ruhiger Vorurteilslosigkeit kann er Land und Volk betrachten. Und wenn er seine heimfrohen Eltern sieht: Sonderbar, wie die leblose Scholle über das Herz so viel Gewalt hat! Hält der himmlische Vater nicht die ganze Erde in seiner Hand? Trägt der Mensch die Heimat nicht in sich selbst?

Ihre Habe liegt auf dem Rücken eines Kamels gebunden, so wandern sie wohlbeherzt dahin. Joseph hat im Gurte eine Axt, bedacht, gegen etwaige Überfälle sich zu wehren, hat aber nur Gelegenheit, sie an Holzblöcken zu versuchen, die am Wege liegen, und die er ein wenig anhackt, um zu sehen, ob es frisches Zimmerholz sei. Je näher sie der Hauptstadt kommen, je belebter werden die Pfade in steinigem Gelände. Auf allen Wegen strömen Pilger herbei, um das große Fest an heiligster Stätte zu begehen. Am zweiten Tage nach Sonnenuntergang sind unsere Reisenden auf der Herberge in Jerusalem. Diesmal kann Joseph schon aufrechter stehen als bei der letzten Durchreise vor zwölf Jahren — er hat etwas im

Sack! Der erste Gang ist dem Tempel zu. Am Palast des Herodes vorüberkommend machen sie eilige Schritte.

Der Tempel steht in wunderbarer Pracht. Alles Volk füllt den Vorhof unter Hasten, Stoßen und Geschrei, vorwärtsdrängend durch die Säulengänge in das Heilige, dem Allerheiligsten zu, wo zwischen goldenen Armleuchtern die Bundeslade steht. Wohl jeder fünfte ist im Talare des Rabbiten als Schriftweiser seines Platzes sicher im Tempel. Phariten und Sadduziten, zwei gegnerische Parteien in der Gottesgelahrtheit, plaudern miteinander über Tempelzins und Zehent, oder streiten lebhaft über die Gesetze der Schrift, in denen sie nie und nie einig werden können. Joseph und Maria denken nicht daran, daß andere streiten, demütig beobachten sie die Vorschriften, stehen in einer Nische des Heiligen und beten. Jesus aber steht an der Säule und hört mit Staunen den Streitenden zu.

Am nächsten Tage beschauen sie die Stadt, soweit es im Volksgedränge möglich ist. Auch seines hohen Stammvaters Grab will Joseph besuchen und schiebt sich im Gewühle durch die engen, finsteren Straßen voran, immer umlärmt von Käufern und Verkäufern, Eseltreibern, Lastträgern, von schreienden Rabbiten und dem unendlichen Strome der Pilger. Wie sie nun aber hinabkommen zu Davids Grab, da ist Jesus nicht bei ihnen. Im Gewühle wird er zurückgeblieben sein, denkt Joseph, und verrichtet unbekümmert seine Andacht an der Gruft des König-

lichen Ahnes. Als sie in die Herberge zurückkommen, wo sie geglaubt, daß er sich einfinden würde, ist Jesus auch hier nicht und er kommt nicht. Da sagt jemand, er habe sich abziehenden Pilgern angeschlossen gegen Galiläa, weil er der Meinung gewesen, seine Eltern seien schon voraus. „Wie er das nur denken kann!“ ruft Joseph. „Wir ohne ihn abreisen!“ Eilig machen sie sich auf, um den Sohn einzuholen; doch als sie den Pilgerzug erreichen, ist Jesus nicht darunter, man weiß nichts von ihm, und die Eltern kehren zurück in die Stadt. Dort suchen sie zwei Tage lang. Sie eilen in alle Stadtteile, durchforschen alle öffentlichen Gebäude, wenden sich an alle Aufseher, fragen beim Fremdenamte an, erkundigen sich bei allen Krämern nach diesem schlanken Knaben mit weißem Gesicht, braunem Haare und dem ägyptischen Wollenfez auf dem Haupt. Nichts und nichts. In die Herberge zurückgekehrt, erwarten sie immer wieder ihn dort zu finden. Er ist nirgends. Maria, der Ohnmacht nahe, hat keinen andern Gedanken mehr, als — er ist in die Hände des Herodes gefallen. Joseph tröstet sie, obschon er selber des Trostes höchst bedürftig wäre.

„Arme Mutter,“ sagt er, mit kühler Hand ihr Haupt an seine Brust legend, „wir wollen gehen und unser Leid dem Herrn opfern.“

Und als sie noch einmal in den Tempel hinaufgehen, wo viele Lehrer und Schriftweise beisammen sind, finden sie dort ihren Jesus. Mitten unter den weißbärtigen Rabbiten sitzt der Jüngling und führt

mit ihnen ein lebhaftes Gespräch, so daß seine Wangen glühen und sein großes Auge feurig blitzt.

Der Rat hat über einen schweren Fall von Gesetzübertretung zu entscheiden gehabt. Ein Mann in Jerusalem hatte am Sabbat Brot gebacken, weil er am Vortage beim Nachbar den Ofen nicht bekommen. Sind denn die Phariten beisammen und führen in ihrem leidenschaftlichen Eifer eine Menge Satzungen an von der Sträflichkeit dieser Übertretung. Der junge Jesus hat ihnen eine Weile aufmerksam zugehört, und plötzlich tritt er aus der Menge hervor. Er stellt sich den Gelehrten vor das Gesicht und frägt:

„Rabbiten! Soll man am Sabbate Gutes tun oder nicht?"

Anfangs wissen sie nicht, ob dieser junge dreiste Mensch einer Antwort zu würdigen sei. Weil es aber auch eine Satzung gibt, nach der in Gesetzessachen jedem Fragenden geantwortet werden muß, so antwortet nun einer kurz und barsch: „Natürlich soll man Gutes tun."

Frägt Jesus weiter: „Ist das Leben etwas Gutes oder nicht?"

„Als von Gott gegeben etwas Gutes."

„Soll man also am Sabbat das Leben erhalten oder verderben lassen?"

Da schweigen die Gelehrten, denn sie hätten sagen müssen, das Leben sei auch am Sabbat zu nähren, und ihre Anklage gegen den Mann, der zu seiner Nahrung Brot gebacken hat, wäre hinfällig geworden.

Jesus schreitet rasch die Stufen hinan bis zu ihrem Tische und spricht: „Rabbiten! Wenn euch am Sabbat ein Schaf in den Brunnen fällt, werdet ihr es drinnen lassen bis zum nächsten Tage? Ihr werdet nicht erst denken, heute ist Sabbat, sondern es sogleich herausziehen, ehe es erstickt. Was ist mehr wert, ein Schaf oder ein Mensch? Wenn am Sabbat ein Kranker kommt und ist ihm zu helfen, so tut man's auf der Stelle. Und wenn ihr einen Splitter im Fleisch habt, so wird nicht gefragt, ob Sabbat ist, der Splitter muß heraus. Aber gegen einen armen Mann, der am Sabbat seine Nahrung bereiten muß, kommt ihr gleich mit euren Gesetzen, damit ihr euch höher dünkt, als er ist. Nein, so gilt es nicht. Die Absicht entscheidet. Wenn jemand am Sabbat Brot backt, so werde ich zu ihm sagen: Willst du damit Arme und dich selbst nähren, oder willst du Gewinn haben? Im ersteren Falle tust du Gutes, im letzten Falle entheiligst du den Sabbat."

Nun sie nichts mehr zu sagen wissen, so erklären sie den jungen Menschen als zu gering, um mit ihm zu streiten.

Jesus, noch erregt, steigt herab zur Menge, wo seine Mutter die Hände gerungen hat über diese Kühnheit, mit der ihr Sohn zu den Greisen und Weisen spricht, und wo sie jetzt die Arme nach ihm ausbreitet: „Kind! Kind! Was treibst du da? Warum hast du uns das angetan? Was haben wir um dich ausgestanden? Drei Tage lang haben wir dich gesucht mit größten Ängsten!"

Nun sagt er die Worte: „Warum habt ihr mich gesucht? Wer etwas zu tun hat, kann nicht immer bei den Seinen bleiben. Ich habe mich um den Willen des himmlischen Vaters zu kümmern."

„Wo bist du doch gewesen die lange Weile?"

Darauf antwortet er nicht. Andere wollen gesehen haben, wie er zwischen den Säulen stehend aufmerksam den Ausführungen der Rabbiten zugehört, bis er nicht mehr hat schweigen können.

Nicht ohne Herbheit sagt nun Joseph: „Wenn du so gelehrt bist, den ehrwürdigen Männern die Schrift zu deuten, so wirst du auch das vierte Gebot kennen. — Deinen Vater und deine Mutter sollst du ehren, damit du lange lebest in dem Lande, das Jehova dir gibt."

Jesus schweigt.

„Und dieses Land wollen wir nun suchen, mein Sohn."

So haben sie sich aufgemacht, um die letzte Strecke zurückzulegen. Über die Weinberge von Judäa und Samaria geht es so mühselig, daß Maria, nahe der Heimat, die Frage tut, ob sie Nazareth wohl je wiedersehen werden. Der junge Jesus macht den weiten Weg sozusagen zweimal, denn er wird nicht müde, nach allen Seiten abzuzweigen, um Datteln, Johannisbrot und Feigen zu sammeln oder ein Krüglein Wasser herbeizubringen, um die Eltern zu laben. So kommen sie langsam über das felsige Gelände hinan, und als der Saumsteig zu einer Höhung führt, die mit platten Steinen besät ist und mit Rauten-

ſträuchern bewuchert, liegt vor den Reiſenden die grüne Ebene von Israel. Sie iſt umgeben von bewaldeten Hügelzügen. Sie iſt beſäet von weißen Ortſchaften und durchſchlängelt von ſchimmernden Flüſſen. Jenſeits ſteigt ein Bergzug hinter dem andern auf, wovon das hinterſte, höchſte Gebirge weiße Schneehäupter emporhebt in den blauen Himmel.

Joſeph läßt den Leitriemen des Laſttieres fallen und den Wanderſtab, breitet die Arme aus und ruft: „Meine Seele, lobe den Herrn!“ Denn vor ihnen liegt Galiläa, die Heimat.

Als ſie dann in der Bergmulde das Städtchen Nazareth ſehen — ach, wie iſt der Ort ſo klein, und wie ſtill liegt er da zwiſchen den grünen Höhen! — da muß Maria aufweinen vor Freude.

Die Bewohner von Nazareth sind nicht wenig erstaunt, den verschollenen Zimmermann Joseph mit seinem Weibe und einem bildschönen Jünglinge die Gasse heraufkommen zu sehen. Aber es ist ihnen ein Wohlgefallen, daß diese Leute Gepäck bei sich haben. Nur Vetter Nathaniel zieht ein sehr schiefes Gesicht, in welchem sich das Lachen des Willkommens mit dem Ärger über die Ankunft gar bedenklich vermischt. Vetter Nathaniel hatte sich nämlich breit und behaglich in das Haus hingesetzt gehabt und sich als den Erben betrachtet. Nun heißt es zusammenpacken und wieder ausziehen.

Joseph ist gar vergnüglich, als er seine Werkstatt wieder sieht mit dem Schraubstock, mit Stemmeisen, Richtbrett, Zollstab, Hobel und Holzsäge. Auch das rote Farbenkübelchen ist noch da und die Schnur, mit der die langen Zimmerbäume liniert werden, ehe man mit der Axt drangeht. Vetter Nathaniel behauptet von manchem Werkzeug, es gehöre ihm, bis Joseph auf das J weist, mit dem alle seine Sachen der Ordnung halber gemerkt sind. Als der alte Meister sein Schurzfell umbindet und das erstemal wieder den Hobel ans Brett setzt, daß pfeifend die geringelten Späne hinausfliegen, da zucken ihm die Adern vor Lust, und jugendlich frisch blickt sein Auge. Und so beginnt der Zimmermann wieder wohlgemut zu arbeiten, nicht bloß in der eigenen Werkstatt, wohl auch in der Nachbarschaft herum, wo es zu bauen oder auszubessern gibt, oder wo sie Tische, Kästen und Bänke brauchen. Der kleine Wohlstand, den er

aus Ägypten mitgebracht, soll hier nach und nach vermehrt werden, damit — wenn die Tage kommen — der Sohn gut anzufangen hat. Maria trägt dazu bei, dieweilen sie klug und sparsam wirtschaftet und für die Nazarenerinnen Hemden und Mäntel näht. Jesus hat eine Kammer bekommen, in die er am Feierabend sich zurückziehen kann. Man muß es ihm hier heimlich machen, meint Joseph, damit die lockende Welt ihn nicht gewinnt. Die Fenster der Kammer lassen hell das Rebengelände sehen und einen Berg mit Ölbäumen und darüberhin Himmel mit zeitweiligen Wolkenzügen vom Libanon her und mit dem aufgehenden Gestirn im Osten. Der erste Blick von Sonne, Mond und Sternen, wenn sie aufgehen, ist hinein in diese friedsame Stube. Auf dem Wandgestell sind die Bücher des Moses, der Makkabäer, der Könige, der Propheten und Sänger, die Jesus allmählich in Nazareth, in Kana, in Nain und unten in den Ortschaften am See gesammelt hat. Die Galiläer sind gegen derlei Schriften, von ihren Vätern mit Mühe und Frömmigkeit abgeschrieben, gleichgültig geworden; sie haben zu lange vergeblich gewartet auf die Erfüllung dieser Weissagungen, und beginnen zu zweifeln, daß der Juden Messias noch kommen werde. Sie schenken die Pergamente recht gerne dem artigen Jesus des Joseph. Wenn sie doch einmal etwas daraus wissen wollen, so dürfen sie ihn nur fragen, er unterweist sie klar und bündig und oft so eindringlich, daß man's nicht mehr vergessen kann. Das ist bequemer, als selbst ungeschickt nach-

zuſchlagen und mit Anſtrengung die ſchlechten Zeichen zu entziffern, um ſie dann erſt nicht zu verſtehen.

In mancher Nacht bei Vollmondſchein lieſt Jeſus in den Schriften. Er hat dieſelben Bücher geleſen, wie wir, wenn wir heute das Alte Teſtament aufſchlagen. Alſo daß es iſt, als ſäßen wir mit Jeſus auf der gleichen Schulbank. Er lieſt von Adam und ſeiner Sünde, von Kain und ſeinem Morde, von Abraham und ſeiner Verheißung, von Noah und der Sühneflut. Er lieſt von Jakob und ſeinen Söhnen, von Joſeph, den ſeine Brüder verkauft nach Ägypten, und von ſeinen Schickſalen in dieſem Lande. Und er lieſt von Moſes dem großen Geſetzgeber, von David dem Hirten, Sänger und König, und von Salomons Weisheit und ſeinem Tempelbau, und von den Propheten, die des Volkes Miſſetaten gerichtet und das künftige Reich vorhergeſagt haben. Alſo glühenden Herzens lieſt Jeſus die Geſchichte ſeines Volkes. Er ſieht, wie dieſe Geſchichte tiefer und tiefer ſinkt. Hat er erſt gejubelt vor Begeiſterung, ſo ſchreit er hier über die Entartung zornig auf. Dann macht ihn der Kummer ſchlaflos und er ſchaut ſinnend, fragend in den geſtirnten Himmel hinaus: „Was kann ſie aus dieſem Elende befreien?“

Die Sterne ſchweigen. Doch aus Fernen, aus der Stille der Ewigkeit ruft es: So ſehr liebe ich ſie, daß ich meinen eingebornen Sohn hinſende, um ſie ſelig zu machen. —

Am Tage iſt es Joſephs Sache, daß der Jüng-

ling nicht sehr ins Träumen komme. Jesus muß das Handwerk lernen. Er tut es willig, aber ohne Freude, sein Kopf ist recht oft nicht bei den Händen, und während er zwei Balken zu einem Türkranz salzen soll, klingt in seinem Haupt des Propheten dunkler Vers: Er ist gezählt unter die Übeltäter. —

„Was tust du da? Ist das ein Türkranz? Das ist ein Henkerpfahl!“ So weckt ihn Joseph, und Jesus erschrickt darüber, wie er die Hölzer kreuzweise genagelt hat.

„So sage mir doch,“ verweist Joseph den Knaben, „woran denkst du? Hast du Klugheit im Kopf, so verwende sie auf deine redliche Arbeit. Das einfachste Handwerk erfordert einen ganzen Block und nicht die Spähne davon. Und gar die Zimmerei, die den Leuten Häuser baut, Brücken, Schiffe, und dem Jehova Tempel. Dazu ist nicht jeder erlesen, denke, was ein schlechter Zimmermann für Unheil stiften kann. An göttliche Dinge denkst du? Gut, die Arbeit ist auch ein göttliches Ding; in der Hände Arbeit setzt der Mensch die Schöpfung Gottes fort. Sagen doch die Leute, daß du verständig seiest — so lasse doch auch deinen Lehrmeister was spüren davon. Du machst mir die Werkzeuge stumpf und die Arbeit nicht scharf, das muß anders werden, Kind!“

Schweigend läßt Jesus diese Strafpredigt über sich ergehen und arbeitet in die Nacht hinein, um den Schaden gut zu machen.

Joseph hat nachher seinen Kummer dem Ehe-

weibe geklagt. Nicht das iſt's, daß der Junge ein ſchlechter Zimmermann werden könnte. Wenn er nur will, gelingt ihm alles. Aber das iſt Joſephs Kummer, daß er dem Liebling manchmal ſo ſtrenge Worte ſagen muß. Jedem Lehrling müſſen ſie geſagt werden.

Maria ſpricht: „Es wird wohl recht ſein, Joſeph, wie du ihn leiteſt. Ich habe freilich Sorge. Wenn ich dieſes Kind manchmal ſo beobachte — es will mir nicht gefallen. So ganz anders, als andere ſeines Alters."

„Ich denke auch, daß er anders iſt," ſagt Joſeph. „Wir ſollen freilich nicht vergeſſen, daß es mit dieſem Kinde ſchon von allem Anfang her eine beſondere Art genommen hat. Jehova weiß es, ich kann mir's nicht ſalzen. — Jetzt lieſt er zuviel in den Schriften, und das taugt nicht bei jungen Leuten."

„Und fürchte ich faſt, er lieſt die Geſetze, um ſie zu tadeln," ſagt Maria.

„Er wird zu ſich kommen. In ſolchen Jahren treibt der Menſch gern alles aufs Äußerſte." So tröſtet Joſeph. „Ja doch ein ganz einziger Junge. Sieh einmal, wenn er mit Kindern ſpielt. Das größte unter ihnen! Nein, im Grunde möchte ich ihn nicht anders haben, als er iſt."

In Sorge und Glück haben ſie alſo geſprochen, während in der Werkſtatt draußen Jeſus die Hölzer zurecht ſalzt. Und als er dann zur Ruhe gegangen, ſchleicht Joſeph in die Kammer und legt ihm ſanft die Hand aufs Haupt.

Alſo geht Jahr um Jahr dahin. Jeſus reift

heran in Arbeit und Sinnen und auch in Jugendfreude. Der Sabbat ist ganz sein eigen. Da geht er gerne hinauf zur Höhe, wo zwischen Steinen und Ölbäumen die Schafe weiden, wo der Blick frei ist hinein ins mächtige Libanongebirge und hinaus in die weite Landschaft, die teils grün bewachsen, teils karstig ist bis hinab zum See. Da oben steht er und sinnt. Mit Menschen, denen er begegnet oder die sich um ihn zu schaffen machen, ist er freundlich, läßt sich aber selten näher mit ihnen ein. Manchmal eine muntere Körperübung mit Jünglingen aus Kana, und sei es auch im Ringen drum, wer den andern zu Boden bringe. Da fliegt sein braunes weiches Haar im Winde, da glühen seine Wangen, um nach vollendetem Spiele mit dem Gegner Arm in Arm flink zu Tal zu gehen. Lieber jedoch ist er allein mit sich und der schweigenden Natur. In diesem Frieden kommen die lieblichen Vorstellungen wie Lämmer gehüpft, aber auch die Löwen der titanenhaften Gedanken. Er träumt. Er denkt nicht, aber es denkt in ihm, und dann spricht er manches Wort, vor dem er oft selber erschrickt. Ahnungen weben in ihm, doch ehe er ihrer recht bewußt wird, sind sie von seiner Zunge deutlich ausgesprochen, also daß es ist, als ob ein anderer aus ihm redete. So tritt wie aus geheimnisvollen Tiefen er selbst aus sich ans Licht.

Oft wird er herausgefordert zum Streite, doch nie verteidigt er sich anders als durch Worte, aber diese sind so wuchtig und seine Blicke so brennend,

daß die Leute ihn bald in Ruhe laſſen. Hat er geſchlagen, ſo weiß er auch wieder zu heilen. Eines Tages, als er den Hohlweg hinabgeht gegen die Steinheide, läuft hinter ihm ein mutwilliger Knabe drein und ſtößt ihn nieder. Jeſus erhebt ſich raſch und zornig ruft er dem Knaben zu: „Stirb!" — Als dieſer das lodernde Auge ſieht, wird er totenblaß und beginnt zu zittern, daß er dem Umſinken nahe ſich an die Steinwand lehnen muß. Jeſus tritt zu ihm, legt die Hand auf ſeine Schulter und ſagt freundlich: „Lebe!"

Solch ein Auge wie das ſeine hat man im Lande nicht geſehen. Im Zorn wie der Blitz, in Güte wie Tauglanz auf der Blume.

Einſt geht er hinaus über die Hügel gegen Samaria. Der Tag iſt heiß und das Geſtein glühend. Er kommt zu einer Gruppe von Feigenbäumen, in welcher ein Brunnen iſt. Er ſetzt ſich in den Schatten. Da kommt ein junges, bräunliches Weib herbei mit einem Kruge, um damit aus der Tiefe Waſſer zu ſchöpfen. Er ſieht ihm dabei zu und als es wieder beſcheiden, wie es gekommen, davongehen will, ſagt er: „Gib mir zu trinken!"

Die junge Waſſerträgerin ſtreicht ihr ſchwarzes Haar aus dem Geſicht und blickt ihn erſtaunt an. „Biſt du denn nicht ein Jude?" fragt ſie ſchüchtern.

„Das bin ich," antwortet Jeſus.

„Und du willſt von mir zu trinken haben? Weißt du, daß ich von den Samaritern bin, die ihr ſo ſehr verachtet!"

„Ich verachte keinen Menschen.“

„Du sprichst jetzt wohl so, weil du Wasser haben willst und weil du keinen Schöpfer hast, um es aus der Tiefe hervorzuholen.“

„Und wenn du mich könntest verdursten lassen, so wollte ich dich doch nicht verachten. Du bist, wie du bist. Aber ich weiß ein Wasser, das dich anders machen kann.“

Sie antwortet nachdenklich: „Was ist es mit solchem Wasser?“

„Das Wasser in diesem Brunnen liegt wie tot in der Grube, und wer heute davon trinkt, den dürstet morgen wieder. Ich jedoch weiß von einem lebendigen Wasser, das dem, der es trinkt, ewiges Leben gibt, ohne daß er je wieder nach anderem Wasser dürstet.“

Sie sieht ihn neuerdings an, mit Staunen und Wohlgefallen, und sagt leise: „So solltest doch du mir zu trinken geben, anstatt ich dir.“

„Rufe erst deinen Mann herbei!“ spricht Jesus.

„Meinen Mann? Ich habe keinen Mann.“

Da nickt Jesus sein lockiges Haupt und sagt: „Nicht weniger als deren fünf hast du im Kopf. Und den du am liebsten hättest, den kannst du am allerwenigsten haben.“

Das Mädchen errötet und schweigt. Nach einer Weile hält sie ihm den Krug hin: „Also trinke!“

Jetzt weist er das Wasser zurück. „Meine Labe ist, daß ich den Willen Gottes erfülle.“

Sie bleibt noch stehen vor ihm und denkt: Er

redet dunkel, ſo wird's ein Weiſer ſein. Die Juden haben deren ja viele. Und will ich ihn etwas fragen, das mir lange ſchon anliegt. Und dann fragt ſie: „Du redeſt von Gott? Die Juden ſagen, daß man Gott gerade zu Jeruſalem verehren ſoll. Gehſt du denn jetzt hinauf?“

Und Jeſus: „Es muß nicht in Jeruſalem ſein, wo die Juden zu Gott beten, und es muß nicht dort auf dem Berge ſein, wo die Samariter es tun. Wiſſe, man braucht nicht die Statt und nicht den Gebetsriemen und nicht die Schriftzeichen. Überall, wo du auch ſeieſt, kannſt du im Geiſte und in Wahrheit Gott anbeten.“

„Was heißt das, im Geiſte und in Wahrheit?“ fragt ſie.

Da deutet Jeſus gegen den ſonnigen Hügel hin, an deſſen Hang die Blumen blühen, auf deſſen Höhe die dunklen Pinien zu dem blauen Himmel aufragen und der von hellem Vogelgeſang umklungen wird: „Wie iſt dir, wenn du das betrachteſt, und es iſt die Liebe in dir?“

Sie antwortet: „Freudig ums Herz iſt mir, daß ich jauchzen möchte und danken für dieſes ſchöne Leben dem, der's gemacht hat, wer es auch ſei.“

„Du möchteſt jauchzen, du möchteſt danken ihm, wer es auch ſei! Siehe, und das heißt: Gott im Geiſte und in Wahrheit anbeten.“

„Du ſprichſt immer von Gott,“ ſagt ſie mit Beklommenheit. „Wenn ich nur wüßte, was du eigentlich meinſt.“

„Das wissen die von deinem Stamme freilich noch nicht," sagt Jesus, „aber von uns Juden sollen sie's erfahren. Es wird die Zeit kommen, da viele Menschen Gott also mit dem Geiste und mit dem Herzen anbeten werden. Und daß sie zurück wollen zu ihm, von dem sie ausgegangen. Denn unser Geist ist von Gottes Geist und in Gottes Geist allein kann er sich selbst finden."

„Ich höre," fragt die Samariterin, „daß ein Messias kommen soll, der uns das Rechte lehren wird."

„Er kommt und ist schon nahe," spricht Jesus.

So haben sie miteinander geredet. Dann geht er weiter und sinnt darüber, was es denn ist, das hier gesprochen worden. —

Sie blickt ihm nach, wie er in seiner schlanken Gestalt mit den langen Locken des Hauptes zwischen den Blumen und Sträuchern dahinschreitet. Dann fährt sie sich mit den Fingerspitzen über die Stirn, als sei sie erwacht aus einer wundersamen Seligkeit.

Als Jesus so allmählich zum Manne herangewachsen ist, arbeitet er in seinem Gewerbe schon als Meister. Denn Joseph ist alt und gebrechlich, kann nur noch an der Schneidebank sitzen, den Zimmerern zusehen, und manches Wort hinsprechen, wie es am besten zu machen wäre. Ein junger Lehrling ist da, ein naher Verwandter, namens Johannes, den unterweist Jesus im Handwerk und in anderem, was zu bauen ist. Wenn sie zu Nazareth eine Hütte zimmern, oder einem Hause das Dach legen, so ist er genau und strenge gegen den Jungen. Wenn sie aber am Sabbat selbander durch die Gegend streichen zwischen den Reben hin, über die Matten mit den Steinen und den Herden, manchmal in die dunklen Zedernwälder hinein, an dem Vorgebirge des Libanon, da sprechen sie nicht ein Wort vom Handwerk. Da beobachten sie die Tiere, die Pflanzen, die Wasser, die Himmel und ihre ewigen Lichter und freuen sich. Bisweilen stehen sie bei armen Gärtnern und Hirten und erweisen ihnen kleine Dienste. Von solchen Leuten lernt Johannes die Schalmei blasen und Jesus singt mit heller Stimme fröhliche Psalmen.

Für Joseph aber naht der Tag zum Sterben.

Halb erblindet liegt er auf seinem Lager und spricht zu Maria, wie sie es halten solle, wenn er nicht mehr ist. Dann tastet er mit seiner kühlen Hand nach Jesus.

„Mein Sohn! Mein Sohn!“

Dieſer trocknet mit ſeinem Mantelſaum dem Sterbenden die Stirn.

„Ich hatte gehofft," ſpricht Joſeph leiſe, „aber es ſoll nicht ſein. Noch in Dunkelheit muß ich hingehen."

„Vater," ſagt Jeſus und ſtreichelt ihm zärtlich das Haupt.

„Es iſt hart, mein Kind. Bleib du bei mir. Ich habe gehofft, den Meſſias zu ſehen und ſein Licht. Aber ich muß noch hinab zu den Vätern in die Nacht."

„Er wird bald kommen und dich ins Paradies führen."

Der Greis faßt ihn krampfhaft an der Hand: „Es iſt ganz dunkel. Ich fürchte mich. Bleib bei mir, mein Jeſus!"

Und dann iſt er entſchlafen.

Draußen vor den Mauern haben ſie ihn begraben. Auf den Hügel ſteckt Jeſus jenen Wanderſtab, den Joſeph auf der Flucht ins Ägypterland geſchnitten und ſtets bei ſich getragen hat. Und als dieſer Stab im Erdreich ſteckt, fängt er an, zarte Zweige zu treiben. Und als am nächſten Tage Maria kommt, um den Pſalm zu beten, iſt das Grab umſponnen von weißen Lilien, die, aus dem Stabe hervorgewachſen, in vielen Ranken ſich ausgebreitet haben über den Hügel. —

Nach dem Tode des alten Meiſters iſt manches Ungemach gekommen über die Familie. Die Leute fangen an, ſich mit ihren Arbeitsaufträgen abzuwenden, denn mit dem jungen Meiſter finden ſie kein

rechtes Zusammengehen. Ein Mensch, der in so vielem dem Hergebrachten und der Schrift entgegen ist, wird, sagen sie, wohl auch keine rechte Arbeit leisten. Selten sieht man ihn im Tempel unter den öffentlichen Betern, nie sieht man ihn Almosen geben. Des Morgens geht er hinab zum Brunnen und wäscht sich, im weiteren läßt er alle vorgeschriebenen Waschungen sein. Als der Rabbite von Nazareth ihn darob einmal zur Rede stellt, ist seine Antwort: „Wer soll sich waschen, der Reine oder der Unreine? Moses hat dieses Volk gekannt, als er ihm das Wasser zum Gesetz gemacht. Kommt das Unreine von außen oder von innen? Nicht der Staub der Straßen verunreinigt den Menschen, wohl aber die böse Gesinnung seines Herzens. Ist es ein Greuel, mit staubigen Händen redliches Brot zu essen? Ist es nicht ein größerer Greuel, mit gewaschenen Händen dem Bruder das Brot zu entreißen?“

Der Rabbite findet, daß es töricht sei, mit Gesetzfrevlern weiter ein Wort zu verlieren, er wendet sich ab. Doch schon am nächsten Tage läßt er dem Zimmermann sagen, er möchte sich am Sabbat doch einmal hinter den Opferstock setzen, um zu sehen, daß rechtgläubiger Juden wohlgewaschene Hände dem Bruder das Brot nicht entreißen, vielmehr reichen. Als sodann Jesus im Tempel sitzt, merkt er, wie die wohlhabenden Nazarener am Becken die Hände netzen, hernach mit frommer Würde große Geldstücke in den Opferstock werfen und sich dabei umschauen, ob das gute Beispiel wohl auch allenthalben gesehen werde.

Als es dunkel wird, kommt auch ein armes Weiblein herbei und legt mit hagerer Hand einen Heller in den Opferstock.

„Nun, was denkst du?“ frägt der Rabbite den Zimmermann.

Jesus antwortet: „Mich dünkt, die hoffärtigen Reichen haben sich gewaschen und geben doch mit unreinen Händen. Sie geben einen kleinen Teil dessen, das sie anderen weggenommen haben, und geben von ihrem Überfluß. Die größte Gabe vor Gott hat das arme Weib gespendet. Das hat alles gegeben, was es besessen.“

Solchermaßen geschieht es, daß Jesus sich immer mehr entfremdet in Nazareth. Nur Arme und Kinder scharen sich noch um ihn; erstere macht er wohlgemut, mit letzteren scherzt er kindlich. Im übrigen ziehen die Leute sich von diesem Menschen zurück, ihn für einen Sonderling haltend, aber nicht für einen harmlosen. Die Mutter Maria sucht ihn manchmal damit zu rechtfertigen, daß er im Auslande aufgewachsen sei, unter fremden Sitten und fremden Gedanken. Im Grunde wäre er die Seele von einem Menschen, so gütig und hilfbereit und voller Selbststrenge. — Natürlich, eine Mutter! Wann hat je eine Mutter nicht das beste Kind gehabt, man mißachtet ihre Worte, bedauert sie, daß ihr Sohn so aus der Art schlage und Ärgernis gebe. Über seine Arbeit wäre schließlich ja keine Klage, wenn er nur hübsch dabei bliebe. Was das für ein Zimmermann sein könnte, bei solchen Fähigkeiten! Nur solle er sich nicht in

Dinge mischen, die er nicht verstehen könne, und solle die guten Leute nicht beunruhigen im Glauben ihrer Väter.

Eines Tages gibt es Hochzeit in der Nachbarstadt Kana. Maria und die Verwandten sind dazu geladen, denn der Bräutigam ist ein entfernter Vetter. Als dieser auch Jesus anspricht, geschieht es so, als ob es gerade keine große Trauer bedeute, wenn der Geladene nicht erschiene. Er würde ja vielleicht doch nicht Gefallen finden an den alten Hochzeitssitten und an den Vorschriften, an die man sich zu halten gedenke. Jesus merkt den Stachel, aber der tut ihm nicht weh. Auch er geht also hinauf zur Hochzeit, um fröhlich zu sein mit den Fröhlichen. Als es jedoch gerade mitten in der Fröhlichkeit ist, zieht Maria ihren Sohn beiseite und spricht: „Es wird gut sein, wenn wir nach Hause gehen, mich dünkt, wir sind nicht wohl gesehen hier. Man ist froh darüber, wenn der Gäste weniger werden, denn ich höre, sie haben keinen Wein mehr."

„Was geht das mich an, wenn sie keinen Wein mehr haben," antwortet er fast unwirsch, „ich begehre ja keinen."

„Aber die übrigen Gäste begehren einen. Der Tafelmeister ist in höchster Verlegenheit. Ich dachte schon, ob nicht jemand Rat wüßte."

„Haben sie Durst, so sollen Wasserkrüge herbeigetragen werden," sagt er mit Laune. „Ist der Trinker Gott zu Ehren guten Mutes, so wird auch das Wasser zu Wein. Es soll ihnen wohl bekommen."

Freilich weiß der Tafelmeister bei dem Durste der Gäste sich nicht anders zu helfen, als in großen Steinkrügen vom Brunnen Wasser herbeizutragen. Wie sehr ist er verwundert, als es den Gästen köstlich mundet und sie den Wein loben, der soeben aufgetragen worden. „Sonst," sagen sie, „pflegen die Wirte zuerst den besten Wein zu schenken, und erst wenn die Zecher berauscht sind und nicht merken, bringen sie den schlechteren. Unser braver Tafelmeister denkt anders und bringt zu den besten Bissen auch den besten Wein."

Die Verwandten Jesus und er selbst haben aber gesehen, wie die Krüge am Brunnen gefüllt worden, und als sie davon kosten, meinen etliche, das könne nicht mit rechten Dingen zugehen. Jesus trinkt selbst davon und sieht, es ist Wein. Er geht hinaus in die Sternennacht und ist sehr bewegt. — „O Vater," so spricht er in seinem Herzen, „was hast du mit dem Menschensohne vor? Wenn es nach deinem Willen ist, daß aus Wasser Wein wird, so kann es wohl auch sein, daß man frischen Wein in die alten Schläuche gießt, den Geist und die Kraft Gottes in den toten Buchstaben!"

Auch der junge Johannes geht in die Nacht hinaus, um den Meister zu suchen. „Herr," sagt der Jünger, als er vor ihm steht, „was ist das? Sie sagen, du habest aus Wasser Wein gemacht. Schon oft habe ich mir gedacht, du bist anders, als wir alle. Du mußt vom Himmel sein."

„Nicht auch du, Johannes, der dahin trachtet?

Kann denn jemand nach oben, der nicht von oben kommt?"

Johannes bleibt eine Weile neben ihm stehen. Es ist nicht immer leicht zu fassen, was er sagt.

Als sie zur nächtlichen Stunde von der Hochzeit nach Hause gehen, klagt die Mutter dem Sohn die Kümmernisse. „Du bist ja doch so gut, mein Kind, und tust den Leuten Gutes, wo du kannst. Warum bist du manchmal nur so herb in deinen Worten?"

„Weil sie mich nicht verstehen," antwortet er, „weil ihr alle mich nicht versteht. Wenn einer in der Werkstatt das Holz bearbeitet, meint ihr, dann sei schon alles erfüllt."

„Das Holz? Freilich hat ein Zimmermann Holz zu bearbeiten. Willst du etwa Steinmetz werden? Denke, Steine sind härter als Holz!"

„Aber Feuer geben sie, wenn man darauf schlägt. Das Holz gibt keine Funken, und die Nazarener geben auch keine Funken, selbst wenn der Blitz in sie schlüge. Sie sind wie Moder und feuchtes Stroh. Sie sind nicht fähig der Begeisterung: lahmes Ärgernis nehmen, das ist alles, was sie können. Aber aus Ärgernissen baut man kein Himmelreich. Ich verachte das Scheit, das immer raucht und nie brennt."

„Ich fürchte, mein Sohn, du wirst dich noch so arg mit ihnen verfeinden, daß —"

„Daß meines Bleibens nicht sein kann in Nazareth. Willst du nicht so sagen, Mutter?"

„Mir bangt ja nur um dich, mein Sohn!"

„Selig die Mutter, der nichts Schlimmeres wird. Ich bin geborgen.“ Er iſt ſtehen geblieben und nimmt ſie an der Hand. „Mutter, ich bin kein Kind und kein Junge mehr. Um mich ſorge dich nicht. Laß mich ſein, wie ich bin, und laß mich gehen, wohin ich will. Andere Aufgaben ſind zu erfüllen, als dem Jonas eine Hütte und der Sarah einen Schafſtall zu bauen. Die alte Welt bricht morſch zuſammen und der alte Himmel ſtürzt ein. Laß mich gehen, Mutter, laß mich der Zimmermann werden, der ihnen das Himmelreich baut.“

In Kreuz und Krumm ſtreichen die Sternſchnuppen dahin am nächtlichen Himmel. Maria läßt den Sohn vorangehen gegen das Städtlein hinab, ſie wankt langſam hinterdrein und ſchluchzt. Sie iſt allein und hat keine Macht über ihn. Tag für Tag wird er unbegreiflicher — wohin ſoll das führen?

In Galiläa unter dem Volk herrscht eine seltsame Erregung, die sich über Samaria und Judäa hin bis Jerusalem verbreitet. Ein neuer Prophet ist erstanden. Deren hat es manche gegeben in jenen Zeiten, aber dieser ist nicht von ihrem Schlage. Wie immer in solchen Zeiten: zuerst einzelne horchen fieberhaft auf, erregen durch ihre Unruhe andere, erregen Hütten und ganze Ortschaften, die bisher stumpf gewesen. Also horchen alle hin auf den neuen Propheten. Die Alten haben zur Zeit der Fremdherrschaft ja immer gesprochen von dem Könige und Retter, der das auserwählte Volk groß und mächtig machen wird. Von Geschlecht zu Geschlecht haben Ausleger der Schrift die Horchenden, Verlangenden vertröstet. So war nun unter unerträglicher Fremdherrschaft in den Gemütern eine Ungeduld aufgestanden, ein nationales Begehren und ein religiöses Erwarten, wie es bisher in so hohem Grade nie gewesen.

Und siehe! Es gehen durch das Land seltsame Gerüchte. Wie Frühlingsföhn auf dem Libanon, so schmelzen sie Eis, wecken Keime und durchwühlen Herzen. Draußen in der Wüste ist ein Mensch, der predigt ein neues Wort. Lange predigt er den Steinen, weil diese, wie er sagt, nicht so hart wären wie der Menschen Sinn. Die Steine würden bald selbst reden. Die Berge würden stürzen und die Schluchten sich füllen, so daß ein ebener Weg sei für den heiligen Geist, der einzieht.

Solcher Kunde sind die Menschen begierig. An-

fangs ſagen einige: „Ich will hinaus und ihn hören, auf daß ich mich ergötze.“ Solche kehren gewendet zurück und rufen andere, daß ſie auch hingingen, den abſonderlichen Menſchen zu ſehen. Ein grobes Gewebe aus Kamelhaar habe er am Leibe hängen ſtatt eines Mantels, mit einem Gurte zuſammengebunden um die Lenden. Sein Haar ſei ſchwarz, lang und wirr, ſein Geſicht ſei vom Sonnenbrand gebräunt und ſein Auge lodere manchmal wie in hellem Wahnſinn. Aber er ſei kein Araber und kein Amalekiter, er ſei aus dem auserwählten Volke. Am See will man dieſen Menſchen ſogar näher kennen. Eines Leviten Zacharias Sohn, ſtamme er aus Galiläa, dieſem wunderlichen Lande. Die Galiläer haben ihn denn als einen der ihren anfangs lebhaft verſpottet und im Nebenblick auf Jeſus geſagt, was dieſes Galiläa doch für ein geſegnetes Land ſei, daß in ihm die neuen Tugendlehrer aufſtünden wie Pilze in der Regenzeit! Jeſus tritt ihnen lebhaft entgegen, ob ſie nicht wüßten, was das beſage von einem Volk, wenn aus ihm immer nur Bußprediger hervorgingen?

Des Wüſtenpredigers Name iſt — ich ſchreibe ihn — Joanes. Immer mehr Leute ſtrömen zu ihm hinaus und jeder erzählt Wunderdinge. Nach Heuſchrecken halte er Jagd und verſpeiſe ſie, den wilden Bienen nehme er Honig weg und verzehre ihn. Der Menſchen gewöhnliche Nahrung und Sitten ſcheine er zu verachten. Seit dem bethlehemitiſchen Kindermorde lebe er in der Wüſte, eine Höhle bewohnend,

die hoch am Felsenberge ist. Fast sei es, als liebe er mehr die wilden Tiere denn die Menschen, deren Tugendmantel er hasse, weil dieser gewoben sei aus übelriechender Heuchelei und Bosheit.

Sie nennen ihn den Rufer. „Er ist so," erzählen sie wörtlich, „daß es uns wundert, daß die Rabbiten und Oberpriester schweigen in Kapernaum, Tiberias und Jerusalem. Dem Tode könnten sie ihn überantworten, so redet er. Aber der Rufer fürchtet sich nicht. Eine neue Lehre ruft er aus, und wer sich ihr beigesellt, deß Haupt begießet er zum Zeichen des Bundes mit Wasser."

„Und was ist seine Lehr?" fragen andere.

„Gehet nur selbst hin!"

Und so strömen viele und immer noch mehr aus Judäa und Galiläa gegen die Wüste hin. An den Jordan hat sich der Rufer gezogen, eine Strecke oberhalb, wo der Fluß in das Tote Meer eingeht. Die sonst so öde Gegend belebt sich mit allerlei Volk, auch Rabbiten und Schriftgelehrte darunter, die sich bußfertig stellen, jedoch den Propheten überlisten wollen. Der Rufer steht auf einem Stein; in der Faust hält er den Zipf des Kameltuches an die behaarte Brust gepreßt, die andere Hand streckt er himmelwärts und also redet er: „Rabbiten? Wie, auch ihr seid hier? Grauet euch endlich vor dem Zorn des Himmels, den ihr kommen seht, daß ihr Zuflucht suchet bei dem, der Buße ruft? Ihr buchstabenfrommen Heuchler, die ihr den steinigt, der euch mit des Wortes Hauch ein Haar krümmt, und

den preiſet, der Menſchenopfer bringt. Sehet zu, daß eure Buße nicht zum Gerichte wird. Iſt ſie wahr, ſo empfanget auf euer Haupt das Waſſer, zum Zeichen, daß ihr rein ſein wollet in der Geſinnung."

Solche Worte ſpricht er. Die Schriftweiſen lächeln höhniſch, andere murren ob der Herbheit ſeiner Rede, knien aber hin. Er nimmt eine ſteinerne Schale, taucht ſie in das Waſſer des Jordan und begießt die Häupter, daß die Bächlein niederrieſeln über den Nacken und über die Stirn.

Ein Mann erhebt das Haupt und fragt den Rufer: „Gibſt du uns Gebote?"

Der Prophet antwortet: „Du haſt zwei Röcke und nur einen Leib. Dort an der Eiche ſteht einer, der hat auch einen Leib, aber keinen Rock. Ich ſage kein Gebot. Aber du weißt es."

Der Mann geht hin und gibt ſeinen zweiten Rock dem, der keinen hat.

Ein hagerer Alter, ein Zolleinnehmer aus Jeruſalem, fragt, was er tun ſolle, da ja jeder, der an ihm vorbei die Straße wandle, einen Rock am Leibe trage.

„Du fordere nicht mehr des Zolles, als was Geſetz iſt. Halte nicht die Hand auf nach Silberlinger und nicht die Augen zu, um verhehlte Sachen zu überſehen."

„Und wir?" fragt ein römiſcher Söldling. „Wir ſind unſeres Lebens nicht Eigener, wir werden alſo doch kein Gebot haben."

„Ihr habt das Schwert. Das Schwert aber

iſt die Gewalt, der Haß, die Begier, die Habſucht. Hütet euch! Euere Sünde und euer Gericht iſt das Schwert.“

Alsbald treten auch Weiber vor und tragen eine ſieghafte Miene zur Schau. „Weiſer du!“ rufen ſie. „Wir haben keine Rechte, ſo haben wir wohl auch keine Pflichten? Sprich!“

Und der Prophet ſpricht: „Die Rechte nehmet ihr euch ſelbſt und die Pflichten werden euch gegeben. Des Weibes Gebot iſt: Du ſollſt nicht ehebrechen!“

„Und was ſagſt du zu den Männern?“ fragen jene.

„Die Männer haben außer dieſem noch viele Gebote. Ihr ſolltet ihnen nicht nachſtellen mit den Formen des Fleiſches, denn ſie haben wichtigere Dinge zu löſen auf Erden, als das Weib zufrieden zu machen. Ihr ſolltet ſie nicht locken mit der Farbe eurer Wangen, nicht mit dem Netze eurer Haare, nicht mit der Fülle eurer Brüſte. Ihr ſolltet der Männer Augen nicht auf euch ziehen durch buntes Gewand und gleißendes Geſchmeide. Ihr ſollet nicht ſchillern wie die Tauben, da ihr doch falſch wie die Schlangen ſeid.“

Deß ſind die Weiber erboſt, und ſuchen ihm Fallſtricke zu legen. Daher lächeln ſie ſüß und fragen: „Dein weiſes Wort, o Prophet, geht wohl nur die Frauen des Volkes an. Die Frauen der Könige ſind ausgenommen?“

Da ſpricht der Rufer: „Die Frauen der Könige ſind nicht aus anderem Stoffe als das Bettelweib,

das aussätzig an der Straße liegt. Nie und nimmer sind sie ausgenommen. Die Frauen der Könige sind gesehen von aller Welt, sie müssen das Gesetz doppelt und dreifach strenge befolgen. Wenn aber Herodes seine rechtmäßige Frau, des arabischen Königs Tochter, verstößt und mit seines Bruders Weib offene Blutschande treibt, dann schlage sie der höllische Engel!"

„Ihr habt alles gehört," sagen die Weiber und wenden sich der Versammlung zu. Dann ziehen sie den Saum ihres Kleides empor, weit über die Knöchel, steigen in den Fluß, dort wo er seicht ist, entblößen ihre braunen Nacken, um sich von dem wilden Rufer begießen zu lassen. Viel mannbar Volk drängt sich herbei, der Prophet aber reißt von der Zeder einen Zweig ab und treibt die heuchlerischen Büßerinnen zurück. Einige freuen sich des, daß die Sünde über diesen heiligen Mann keine Gewalt habe.

Hernach haben sie einen Greis zu ihm gesandt, um zu fragen, wer er denn eigentlich sei. „Bist du der Messias, den wir erwarten?"

„Der Messias bin ich nicht," antwortet der Rufer. „Aber er kommt nach mir. Ich fege nur seinen Weg, wie der Morgenwind, bevor die Sonne aufgeht. Um so viel, als der Himmel höher ist als die Erde, wird er größer sein, als ich bin. Mein Gebet ist, daß ich würdig werde, auch nur seinen Fußriemen zu lösen. Ich besprenge euer Haupt mit Wasser, er wird es mit Feuer besprengen. Er wird euch sondern nach dem, ob ihr guten oder bösen Willens seid. Mit

der Wurfschaufel wird er den Weizen legen in die Scheuer und den Spreu verbrennen. Bereitet euch, das Reich Gottes ist näher, als ihr glaubt."

Die Menge wird unruhig. Über den Bergen von Galiläa steigen Wolken auf, deren Ränder wie Silber schimmern. Die Luft liegt wie eine Last über dem Tale des Jordan und in den Zedern regt sich kein Ast. Die Fremden aus Samaria und Judäa kennen ihn nicht, den Menschen, der zwischen Steinen herabgestiegen ist und jetzt hinschreitet gegen den Rufer. Er trägt einen Rock aus blauer Wolle, der niedergeht bis über die Knie, so daß man die Füße mit den Sandalen sieht. Für einen Handwerksmann hätte man ihn halten können, wäre sein Haupt mit der hohen, blassen Stirn und den schweren Lockenwellen nicht so königlich gewesen. An der Oberlippe sproßt zarter Bart und sein großes dunkelblaues Auge hat ein so wundersames Leuchten, daß mancher fast davor erschrickt. Und sie fragen sich untereinander: „Wer ist der, mit dem Feueraug?"

So ist dieser Mensch hingeschritten zum Propheten. Die eine Hand gleitet hinab, die andere hält er auf der Brust. Leise sagt er: „Joanes, auch über mein Haupt gieße Wasser!"

Der Prophet blickt dem jugendlichen Mann ins Gesicht und erschrickt. Zwei Schritte tritt er zurück — sie wissen nicht warum. Weiß es er selbst?

„Du?!" spricht er fast tonlos. „Du willst von mir das Zeichen der Buße empfangen?"

„Ich will Buße tun — für sie alle. Beginne

mit Waſſer, was mit Blut vollendet wird.“ So glauben ſie gehört zu haben. Eine nie geſehene Vergeiſtigung iſt in dem Menſchen der ſo ſpricht. „Es iſt ein Traumwandler! Es iſt ein Verzückter!“ ſo flüſtern die Leute zueinander.

„Nein, ſo iſt er nicht, ſo iſt er nicht!“ eifern andere.

„Hat er nicht von Blut geſprochen?“

„Wahrſcheinlich. Ein ſo junges Blut und ſchon Buße tun!“

„Dabei ſtolz wie ein Römer.“

„Mit dem Glutauge des Arabers!“

„In Anbetracht ſeines Haares möchte man ihn eher für einen Germanen halten.“

„Das iſt kein Römer und kein Araber und kein Germane,“ ruft jemand lachend aus, „das iſt der Zimmermann von Nazareth.“

„Derſelbe, der aus Waſſer Wein macht?“

„Dann glaube ich's, daß er ſich ſo gerne mit Waſſer begießen läßt.“

„Über den wäre manches zu ſagen. Man weiß viel.“

„Es heißt, daß dieſes Menſchen wegen der Herodianiſche Kindermord geſchehen ſei.“

Wie die Menge das hört, wird ſie ſtill und betrachtet den Ankömmling mit einer Art von Ehrfurcht. Für den Meſſias-König hat ihn der alte Herodes gehalten . . . .!

Ein Hauch von Andacht ſtreicht durch das Volk. Denn Jeſus ſteigt in den Fluß. Der Prophet taucht

ſeine Schale in das Waſſer und gießt ſie aus über ſein leicht geneigtes Haupt. Die Ränder der Wolken, die am Himmel ſtehen, leuchten in Purpur des Abends. Die Augen des Volkes richten ſich jetzt nach einem weißen Punkte, der in der Scheibe klaren Himmels ſteht, zuerſt wie ein Blütenflöckchen, dann wie ein zuckendes Fähnchen. Eine Taube iſt's die niederwärts ſchwebt und im Kreiſe fliegt über dem Haupte deſſen, der getauft wird.

„Mein vielgeliebter Sohn . . . .!"

Die Leute flüſtern zueinander: „Weſſen iſt die Stimme, die da geſprochen: Mein vielgeliebter Sohn?"

„Meint ſie nicht den, der eben mit Waſſer begoſſen worden?"

Vielen geht ein Schauer durch den Leib. Das iſt ja gerade, als ob er von dem unſichtbaren Gott den Menſchen vorgeſtellt worden wäre!

„Wir wollen ihn ſelbſt fragen, weſſen Sohn er iſt," ſagen ſie und drängen vor gegen den Fluß. Da iſt er fortgegangen und über dem Fluſſe liegt die Wüſten-Abenddämmerung.

In derſelben Nacht ſitzt zu Nazareth in ihrer Kammer Maria und näht. Oft ſchaut ſie zum Fenſter hinaus, denn ſie will nicht ſchlafen gehen, bevor Jeſus kommt. Als er vor zwei Tagen zur Tür hinausgeſchritten, hat er ſich noch einmal umgewendet zu ihr, ſie angeblickt und geſagt: „Mutter, ich gehe zum Vater."

Sie hat gedacht, er wolle zur Begräbnisſtätte

hinüber gehen, um an Josephs Grab zu beten, wie er es schon oft getan. Denn die Totenstätte ist sehr einsam. Als er nun nicht heimkommt, nicht am ersten und nicht am zweiten Tage, da wird ihr bange. Also hat sie die ganze Nacht gewartet.

Am nächsten Morgen ist es schon laut im Städtchen: „Den Zimmermann hat man beim Rufer gesehen. Er hat sich taufen lassen!"

„Das ist ihm ähnlich. Ein Schwärmer gesellt sich zum andern."

„Sage doch klüger, zum falschen Propheten. Denn was ist es anders, wenn ein Mensch vorgibt, mit einer Handvoll Wasser Sünden abwaschen zu können?"

Darauf ein sydonischer Eseltreiber, der die Straße gekommen: „Das ist es ja! So weit kommt ihr Israeliten mit euren Waschungen. Das wäre bequem."

„Ach, was man doch jetzt für Dinge hört. Alles weist auf den baldigen Untergang der Welt."

„Du," zischelt dem einer ins Ohr, „ich gestehe dir offen, es wäre kein Schade darum."

„Auch den Johannes hat's ergriffen. Wisset, was er immer ruft?"

„Der junge Zimmermann, sein Lehrling? Der hat nie etwas Brauchbares gesagt."

„Wisset, was er jetzt ruft? Er schreitet die Gasse entlang, sein Haar fliegt im Winde. Er breitet die Hände aus und redet immer vor sich hin: ‚Das Wort ist Fleisch geworden.'"

Sie schütteln ihre Köpfe. Maria aber sitzt am Fenster und schaut hinaus.

Nur eine kurze Weile nach dieſen Tagen, und an den Jordan kommen zwei Söldner, nicht um ſich mit Waſſer begießen zu laſſen, ſondern um den Wüſtenprediger gefangen zu nehmen und nach Jeruſalem zu führen zu dem Fürſten Herodes. Dieſer empfängt ihn mit Höflichkeit und ſpricht: „Ich habe dich zu mir beſchieden, weil ſie ſagen, daß du der Rufer ſeieſt."

„Sie nennen mich den Rufer und den Taufer."

„Auch ich will dich hören. Und zwar, daß du widerlegeſt, was deine Feinde gegen dich geſagt haben."

„Waren es bloß Feinde, ſo werden ſie leicht zu widerlegen ſein."

„Sie ſagen, daß du mein königliches Haus beſchimpft hätteſt. Du ſollſt geſagt haben, daß der Fürſt mit ſeines Bruders Weib in Schande lebe. Haſt du es geſagt?"

„Ich leugne es nicht."

„Du biſt gekommen, um das zu widerrufen."

„Herr," ſagt der Prophet, „ich bin gekommen, um es zu wiederholen. Du lebſt mit deines Bruders Weib in Blutſchande. Wiſſe, das gerechte Reich kommt. Es kommt mit ſeiner Gnade und es kommt mit ſeinem Gerichte. Entſage dieſem Weibe!"

Herodes wird blaß vor Zorn, daß ein Menſch aus niedrigem Volke ſo zu ihm redet. Königliche Ohren vertragen das nicht, er läßt den Rufer ins Gefängnis führen.

Aber in der nächsten Nacht hat der Fürst einen schweren Traum. Er sieht von den Zinnen der Königsstadt Stein um Stein in den Abgrund stürzen, er sieht Flammen brechen aus Palast und Tempel und der Sturm eines grenzenlosen Wehklagens heult durch die Luft. Als er erwacht, kommen ihm die Worte zu Sinne: Ihr, die ihr Propheten steinigt! — Da ist er entschlossen, den Rufer freizulassen.

Nun ist es zur Zeit, daß Herodes seinen Geburtstag begeht. Obschon morgenländische Weise einst geraten, den Geburtstag mit Trauer zu begehen, so hat dazu gerade ein Fürst keine Ursache. Herodes gibt zu Ehren des Tages ein Fest, zu welchem er die Vornehmsten des Reiches ladet, um ihnen allerlei Lustbarkeiten zu geben, und sich von ihnen huldigen zu lassen. Er ergötzt sich auf das königlichste, denn es ist Frau Herodias, seines Bruders Gattin, anwesend und deren Töchterlein, welches so reizvoll aufblüht, als die Mutter ist. Der Reigen, den es vor seinen Augen tanzt, zeigt den geschmeidigsten Gliederwuchs, der vom weichen Kleide, das lose mit goldenen Spangen an den Leib geheftet, neidlos preisgegeben ist. Also tritt im Festrausche der Fürst jugendlichen Mutes zum Mädchen, legt seinen Arm, von dem der Purpurmantel zurückfällt, so daß er nackt ist, um ihren warmen Nacken, hält ihr einen Becher Weines an die Lippen und will, daß sie trinke. Sie lächelt, trinkt aber nicht, sondern sagt: „Mein König und Herr! Wenn ich jetzt tränke aus

deinem Becher, ſo würdeſt du trinken an meinen Lippen. Dieſe unverſehrten Roſen aber ſind meinem Bräutigam zu eigen.“

„Wer iſt der Menſch, der ſich erkühnt, glücklicher zu ſein als der König?“ fragt Herodes.

„Ich kenne ihn noch nicht,“ flüſtert das Mädchen. „Es iſt derſelbe, der mir die ſeltenſte Morgengabe reichen wird —“

„Und wenn das Herodes iſt?“

Das Mädchen hebt ſein mandelrundes Auge zum Fürſten und ſchweigt. Vor dem luſtſüßen Glanze dieſes Auges vergehen ihm faſt die Sinne. „Entzücken, du!“ flüſtert er, „verlange von mir, was du willſt!“

Nun iſt die Schöne aber vorbereitet von ihrer Mutter, die ſich rächen will an Joanes, deſſen Bußruf den König-Geliebten von ihr reißen möchte. Das Töchterlein haucht alſo die Worte: „Ein Gericht an deiner Tafel, o König!“

„Ein Speiſegericht? Sprich klarer!“

„In goldener Schüſſel ein ſeltenes Gericht laß deine Morgengabe ſein.“

„Ich weiß nicht, was du willſt.“

„— — — Das Haupt des Rufers.“

Der König begreift, wendet ſich ab und ſagt: „Grauſamkeit, dein Name iſt Weib.“

Da weint ſie und wimmert unter Schluchzen: „Ich habe es ja gewußt. Nichts als eine Blume des Feldes iſt dir das Weib. Du brichſt ſie, das ſie Heu werde. Und iſt ſie Heu, dann kommen die

Esel. Diesen Menschen, der dich und meine Mutter tödlich hat beschimpft, du liebst ihn mehr als mich."

„Nimmermehr! Was du verlangst, soll geschehen, wenn er des Todes schuldig ist."

„Wann ist der, den der König liebt, des Todes schuldig!" stöhnt das Mädchen und sinkt in Ohnmacht. Er fängt es auf, zieht es zu seiner Brust heran — und was ihre Worte nicht vermocht, das hat diese Berührung getan — sie kostet dem Rufer das Leben.

Die Mahlzeit hat schwere Pracht. Aus allen Provinzen das Beste ist da an Leckerbissen und perlendem Wein. An marmornen Pfeilern stehen Harfenspieler und preisen in Gesängen den König. Herodes sitzt zwischen den beiden Frauengestalten und hat um die Stirn einen Kranz von roten Rosen. Er trinkt viel vom Weine und so hastig, daß der perlende Trank niedertrieft von seinem langen, dünnen Barte. Bangt er vor dem letzten Gerichte? — — Um Mitternacht erscheint es. Mit weißem Tuche ist es verhüllt, nur der Schüssel kunstreich geschmiedeter Rand steht hervor. Herodes schauert zusammen und winkt das Gericht dem jungen Weibe zu, das zu seiner Linken sitzt. Mit hastigem Griffe schlägt dieses das Tuch zurück, und siehe! In der Schüssel liegt eines Mannes Haupt mit schwarzem Haar und Bart im Blute, das aus dem Halse noch rinnt. Offenen Auges starrt es auf das Weib hin, welches wollüstigen Grauens voll sich an den Fürsten schmiegt. Da öffnet sich des Hauptes Mund und spricht die Worte: „Gottes Reich ist nahe!"

Entsetzen und Aufruhr: „Wer hat das gewagt?"

rufen mehrere Stimmen. „Es ist des Rufers Haupt, das im Tode noch ruft!“

Da erhebt sich ein Aufruhr im ganzen Palaste, denn dieser Greuel ist der unerhörteste von allem, was im goldenen Hause je geschehen. Lange verhaltene Wut plötzlich entfacht — so brandet es durch die Stadt, so rasen die Jerusalemiten. Die Frauen werden von Herodes Seite gerissen und auf die Gasse geschleudert zum Hohne des Pöbels. Der Fürst muß fliehen. — Weiter berichtet die Mär, daß er auf seiner Flucht in die Hände des Araberkönigs gefallen ist, der seine verstoßene Tochter schrecklich gerächt hat.

Also haben aus dem Hause Herodes Ruchlose sich vergriffen an dem Zeugen dessen, der nun erscheinen wird.

* *
*

Jesus war, nachdem die Taufe vollzogen, dahingewandelt am Ufer des Jordan, lange und lange — an eine Zeit hat er nicht gedacht. Dann ist er die Steinberge hinangestiegen, und als in der Dämmerung sein Auge zu sich kommt und Umschau hält, siehe, da ist er in der Wüste. Die Offenbarung bei der Taufe hat ihn der Erde entrückt. Im geheimnisvollen Gesichte ist der neue Weg betreten, den er verlangt hat zu wandeln. Welch ein Ewigkeitsfrieden um ihn! — Doch er ist im kahlen Gestein nicht allein; nie im Leben so wenig einsam ist er gewesen, als hier in den nächtigen Schauern der

Wüſte. Ein großes Schweigen redet. Die Sterne am Himmel funkeln und funkeln und ſcheinen immer noch heftiger zu brennen, je länger ſein Auge an ihnen haftet. Mählich niederwärts ſcheinen ſie zu ſinken und Sonnen zu werden, und immer neue Legionen rücken nach aus dem Hintergrunde, und immer fliegen ſie heran, die großen und die kleinen und die kleinſten, und immer quellen neue hervor aus der Unendlichkeit — ein unverſiegbarer Lichtquell vom Himmel!

Jeſus ſteht aufrecht. Und wie er ſein Antlitz emporwendet, da iſt es, als ſei dieſes Auge der Brennpunkt alles Lichtes . . .

So hat er der Welt vergeſſen und iſt in der Wüſte geblieben. Von Tag zu Tag tiefer geht er hinein, vorüber an Abgründen und heulenden Tieren. Die Steine ritzen ſeine Füße, er merkt es nicht; die Schlangen ſtechen in ſeine Ferſe, er merkt es nicht. Welcher Quell ihm Nahrung, welcher Felſenſpalt ihm Obdach gegeben — weſenlos iſt es für den, der in Gott lebt. — Sonſt hat er die Welt und ihre Mächte für harte Herren gehalten, und jetzt dünken ſie ihm nichts zu ſein, denn mit und in ihm iſt die ewige Kraft. Der alte, aus der Judenſeele hervorgegangene Jehova iſt es nicht mehr; es iſt der Allumfaſſer, der Himmel und Erde in ſeiner Hand trägt, der die Menſchenkinder ruft: Kommet wieder! und der zu jedem Samenkörnlein ſich niederbeugt, um es zu wecken. Gottes iſt er ſich bewußt geworden — wem kann da noch etwas widerfahren!

Eines Tages ist er zwischen den Steinwuchten hinabgestiegen zur Küste des Toten Meeres, das schwarz und still dahinliegt und nur am Strande in weißkräuselndem Schäumen aufschlägt. Weithin verliert die Wasserfläche sich in ein Dunkel, das schwer und schwül die Ferne zudeckt. Am Strande hier ragen zerklüftete Felskloben auf, ihre Hochzinnen glühen so rot wie Eisen in der Esse. Es ist der Abendsonnenschein. Wie Riesenfackeln stehen diese Türme auf, und von ihnen kommt ein rosiger Schein herab auf den kahlen Steinschutt, an dem die Wasser lecken. Vom Gewände nieder ist seit viel tausend Jahren der feine gelbe Sand gerieselt, wie er nun am Strand in großen, steil absinkenden Feldern liegt. Es ist wie trockner, lockerer Steinschnee, und Jesus, der darüber hinschreitet, hinterläßt die Spuren des Fußes. Der nächste Windstoß verweht sie, wirbelt den Steinschnee auf und fegt die schwarzen Riffe kahl. In diesen steilen Sandfeldern, wie sie, von Felskanten unterbrochen, ins Endlose sich hindehnen, kann man verrutschen und versinken. Siehe die Knochen, die hier und dort hervorstehen, verendeter Tiere Rest, aber auch Gebein und Schädel von Menschen, die etwa als Einsiedler verschmachtet oder dem Löwen zum Raub geworden sind. Solche Schädel mit fletschenden Zähnen mahnen den Wanderer zur Umkehr, wenn er sein Leben lieb hat. Hier ist Tod! — Jesus legt seine Hände über die Brust. Hier ist Leben! Je größer die Einsamkeit, je lebhafter die Nähe Gottes.

Lieber als am Strande ist Jesus auf den Felsenhöhen, wo man die weiten Himmel sieht und die Wolken, die wie heimatlose Völker ziehen und sacht vergehen.

In solcher Steinwüste begegnet ihm eines Tages ein arabischer Häuptling. Ein reckenhafter Mann in dunklem Beduinenmantel, mit grauem Bartwust und einer stumpfen Nase im knöchernen Gesicht. Aus den bebuschten Augenhöhlen lauern ein paar unstete Funken. Sein Gürtel strotzt von Waffen, auf seinem Haupt liegt ein eiserner Reifen, der die wüste Mähne zusammenhält. Nicht ohne Wohlgefallen blickt dieser Mann auf den jungen Einsiedler und nennt ihn einen Wurm, der wohl bitten werde, daß man ihn gnädig zertrete. Außer er wolle dem Wüstenkönig zuschwören oder im heißen Gestein verdorren.

Jesus beachtet die rohe Rede kaum. Er sieht in dem Fremdling nur einen Menschen, dem er am liebsten seiner Seele Seligkeit hätte ins Gesicht jauchzen mögen. So voller Liebe, daß er sie allein nicht tragen kann. Nun sagt er: „Ich bin kein Wurm, den man zertritt, ich bin der Menschensohn, der euch das neue Reich bringt."

„Ah, der Messias! Der Jesus aus Nazareth, nicht wahr? Habe schon von dir gehört. Wo hast du deine Soldaten?"

„Ich werde nicht mit dem Schwerte siegen, sondern mit dem Geiste."

Der Wüstenmensch schüttelt spottend das Haupt.

„Der will mit dem Geiſte ſiegen! — Aber ich will es nicht verachten. Du biſt ein Wortgewaltiger, das iſt auch etwas. Höre, Menſchenſohn, du gefällſt mir. Ich will auch das neue Reich, wir ſollten zuſammengehen.“

Darauf ſagt Jeſus: „Mit mir gehe, wer will. Ich gehe mit keinem.“

„Freund, kennſt du mich nicht?“ fragt der Fremdling. „Ich bin Barab, der Wüſtenkönig. Dreitauſend Araber folgen meinem Wink. Siehe hinab in dieſes Tal. Das iſt der Schlüſſel zum Meſſiasreiche!“

Was der Häuptling den Schlüſſel zum Meſſiasreiche nennt, das iſt eine Heerſchar, die dort in der Ebene ausgebreitet liegt als ein dunkler, weit über die Wüſte gebreiteter Fleck, in dem es ſich regt und bewegt, wie in einem Ameiſenhaufen. Der Häuptling weiſt darauf hinab und ſagt: „Siehe, das iſt mein Arm. Aber ich werde nicht ſiegen mit dieſem Arm und du wirſt nicht ſiegen mit deinem Wort. Denn mir fehlt zum Arm das Wort und dir zum Wort der Arm. Mir fehlt der Prophet und dir das Heer. Der König mit dem Sprecher, und wir nehmen Jeruſalem! Wiſſe, ich habe mich verrechnet. Viele Jahre lang iſt mein Wähnen geweſen, alle Kraft läge im Körper. So habe ich ihnen die Leiber gefüttert, beſtändig gepflegt und gefüttert, auf daß ſie ſtark werden ſollten. Aber anſtatt ſtark und verwegen zu werden, ſind ſie feiſt und feige geworden. Und als ich mit dieſem Heer nun aus der Wüſte ziehen

will, um das Judenland von den Römern zu befreien, da lachen ſie mir ins Geſicht und antworten mit dem, was ich ſelbſt ſie einſt gelehrt: Wir haben nur dieſes Leben, nur dieſes eine einzige Leben, und das wollen wir nicht mehr auf das Spiel ſetzen. Und wenn ich frage: Auch für die Freiheit nicht? ſo ſagen ſie: Auch für die Freiheit nicht, weil wir von der Freiheit nichts haben, wenn wir totgeſchlagen ſind. Träge Beſtien ſind es, denen die Begeiſterung abgeht. Menſch, und nun find' ich dich. Du biſt ein Meiſter des Wortes und ſagſt, man ſiege mit dem Geiſt. Komm mit! Steige mit mir hinab und entflamme ſie! Unſer ſind Legionen, unſere Waffen ſind ſtark — nichts fehlt als der Feuergeiſt, und der biſt du. Der König mit dem Eiferer, anders iſt noch kein Reich erobert worden. Steige mit mir hinab, ſage, du ſeieſt der Prophet, ſporne ſie an gegen Jeruſalem und rufe: Gott will es! Brennen ſie erſt, dann fahren ſie hin wie der Satan, erwürgen die Fremden, und du lehreſt in Salomons Tempel den Meſſias. Lehreſt, daß er komme, oder biſt es ſelbſt, wie du willſt. Dann haſt du's erlangt, kannſt dein Reich aufrichten und wie einem Gott liegt dir der Welt Herrlichkeit zu Füßen. — Komm Prophet, gib mir das Wort, ich gebe dir das Schwert!"

„Verſcheuche dich, hölliſcher Verſucher!" ruft Jeſus aus, ſeinem Auge entfährt ein Strahl, den der andere nicht verträgt. —

Und dann iſt Jeſus wieder allein zwiſchen ſtillen Felſen, unter dem freien Himmel.

Da jedoch unter dieſem heiligen Wüſtenhimmel, wo der Vater zu ihm herabgeſtiegen, ſein Geiſt ganz frei geworden iſt, und ſein Herz immer lebendiger, glühend vor Liebe — ſo hat es ſich vollzogen. Er verläßt die Wüſte und geht hinaus in das fruchtbare Land zu den Menſchen. Groß und licht ſteht es vor ihm, was ſeines Amtes iſt auf Erden.

Im Osten von Nazareth, wo das Land sachte abfällt und zwischen Bergen und lieblichen Gefilden trautsame Ortschaften liegen, breitet sich der See Genezareth, auch genannt das Galiläische Meer. Die Steinberge von Naphtali, die stellenweise steil aus dem Ufer aufsteigen, sollen zur Zeit Davids noch üppig bewachsen gewesen sein. Allmählich, als fremde Kultur die Berge kahl geleckt, war die Fruchtbarkeit herabgesunken auf die Hügel und in die Täler.

Unweit dort, wo der Jordan in den See fließt, zur Linken des Flusses, unter der Sandhöhe von Bethsaida, prangt hart am Ufer des Sees ein Wäldchen von Zedern, dessen Samen einst herabgeflogen sein mögen vom Libanon. An einen der Stämme gebunden, im Schatten auf schwarzem Wasser sich wiegend, ein Fischerkahn. An morschenden Stellen ist er mit Seegras verstopft, die Balken sind mit Olivenzweigen aneinander gebunden. Zwei aufragende, gekreuzte Stangen sind bestimmt für das Segel, das jetzt im Schifflein ausgebreitet liegt, weil der Schiffer darauf schläft. Dieses braune Gewebe aus Kamelhaar ist des Mannes treueste Habe. Fährt er auf dem Wasser, so ist es sein Windfänger, geht er über Land, so ist es sein Mantel, ruht er, so ist es sein Bett.

Ein Zedernzweig hat dem kleinen, ältlichen Mann mit dem Lockenschöpfchen auf der Stirnglatze so lange ins Gesicht gefächelt, bis er aufgewacht ist. Da sieht er auf den Sandsteinen ein junges Weib sitzen. Sie will mit ihrem runden Körbchen davoneilen, da ruft

ihr der Fiſcher lebhaft zu: „Siehe da, Beka, Tochter des Manaſſus, wohin tragen dich deine elfenbeinweißen Füße?“

„Meine Füße ſind gerade ſo braun wie die deinen,“ antwortet Beka: „laß dein Spotten nur ſein, Simon.“

„Was ſoll ich ſpotten, du biſt Fiſcherkind wie ich. Nur trägſt du mir zu ſchwer an deinem Korbe.“

„Ich trage meinem Vater das Eſſen hinüber.“

„Manaſſus hat heute einen guten Fang getan. Siehe, dort hinter den Palmen von Hium ſteigt Rauch auf. Er brät ſich Fiſche. Ich aber habe ſeit geſtern um die ſechſte Stunde nichts mehr gegeſſen.“

„Ich glaube es wohl, Simon. Die Fiſche des Sees von Genezareth ſchwimmen keinem gebraten in den Mund. Wer wie ein Kind in der Schaukel liegt und die Götter ſorgen läßt —!“

Simon iſt aufgeſtanden und ſteht, mit weit ausgeſpreiteten Beinen das Gleichgewicht wahrend, auf dem ſchaukelnden Kahn. „Beka,“ ſagt er, „laß die Götter ſein, die ſättigen uns nicht, ſie eſſen den Menſchen das Beſte ſelber weg.“

„So halte dich an den einen Gott, der die Vögel ſpeiſt.“

„Und die Juden unter die Römer wirft. Nein, der Jehova ſteht mir auch nicht an. So bin ich verlaſſen und ſtehe allein wie ein ſchwankes Rohr.“

„Kann ich dafür, daß du allein ſtehſt?“ fragt Manaſſus Tochter. „Gibt es nicht Töchter in Galiläa, die auch ſo allein ſtehen?“

„Beka, mich freut es, daß du so redeſt," antwortet der Fiſcher. „Aber wie könnte Simon ins reine kommen mit zweien, dreien und mehreren, die da ſind und werden zwiſchen Himmel und Erde, ſolange er mit ſich ſelbſt nicht im reinen iſt? Siehe, und ſo freut mich auch kein Fiſchen mehr. Alles iſt mir leidig. Oft, wenn ich ſo daliege und ins Blaue ſchaue, da fällt mir ein: Wenn jetzt ein Sturm käme und den Kahn hinausjagte auf die hohe See — ins wilde, finſtere Grauſen hinein, Simon, da wollteſt du liegen bleiben und die Arme weit ausbreiten: Götter oder Gott, machet mit mir, was ihr wollt!"

„Laß ein ſolches Reden, Simon! Der Herr läßt mit ſich nicht ſpaßen. Da nimm!"

So ſpricht Beka und reicht ihm aus ihrem Korb eine ſchwellende Weintraube.

Er nimmt ſie und ſagt zu Dank: „Beka, heute übers Jahr wirſt du einen haben, der in dir das ſüß finden wird, was ich vergeblich bei den Propheten ſuche."

Da geht ſie brennenden Fußes weg und dem bläulichen Rauche zu, der aufſteigt hinter den Palmen von Hium.

Es iſt kein Wunder, daß ihr der Fiſcher lange nachblickt. Findet er ſich gleichwohl bei Menſchen nicht heimlich, weil ſie keine Tiefe haben für das, was ſeinen Geiſt beſchäftigt, ſo ſpürt er doch eine troſtloſe Öde, wenn er allein iſt. Von der Erde ſieht er ſich unverſtanden, vom Himmel verlaſſen. Vor den Elementen fürchtet er ſich und die Schrift beruhigt

ihn nicht. Dann wirft der kleine Mann ſich auf ſein Angeſicht, ſenkt ſeine Hand in das Waſſer des Sees und benetzt damit ſeine Stirn. Dann ſetzt er ſich auf ſeine Kahnbank zurecht, um das ſüße Geſchenk der Beka zu verzehren.

In demſelben Augenblick kniſtert am Ufer der Sand und ein ſchlanker Mann mit Reiſeſtock und langem, braunem Mantel tritt heran. Sein ſchwarzer Bart geht bis an die Bruſt, wo ein Strick das Kleid zuſammenhält; ſeine hohe Stirn wird durch die breite Decke eines Hutes beſchattet, das Auge richtet ſich auf den Fiſcher im Kahn.

„Schiffer, biſt du bereit, drei Männer über den See zu fahren?“

„Der See iſt groß,“ antwortet Simon, auf die Gebrechlichkeit des Fahrzeuges hinweiſend.

„Die Männer wollen heute noch nach Magdala.“

„Dann geht die Straße über Bethſaida und Kapernaum.“

„Die Männer ſind müde,“ ſpricht der andere. „Sie ſind gewandert von der Wüſte her, dann über Nazareth, Kana und Chorazin auf weitem Umweg.“

„Biſt du einer von ihnen?“ fragt Simon. „Ich ſollte dich ja kennen. Haben wir nicht zuſammen den Fiſchzug von Hamath mitgemacht?“

„Es wird wohl ſo ſein, daß wir uns kennen,“ ſagt der andere ein wenig ſchalkhaft. Denn ſie kennen ſich freilich recht gut. Simon iſt nur ſo ſonderbar geworden.

Jetzt ſagt er: „So euch wirklich gedient iſt, fahre

ich gerne. Daß mein Schiff schlecht ist, siehst du selbst. Du bist auch erschöpft, Freund, du bist weit gewandert, ich bin im Schatten gelegen den ganzen Tag. Ich habe nicht verdient, etwas zu genießen. Darf ich dir die Traube geben?"

Der Schwarzbärtige beugt sich vor, nimmt die Traube und verschwindet hinter den Cypressen.

Er geht einer schattigen Stelle zu, wo zwei andere Männer sind, beide in langen dunklen Wollenkleidern. Der eine ist noch gar jung und hat ein fast frauenhaft zartes Gesicht mit langem Haar. Er ruht hingestreckt auf dem Rasen, neben am Felsen lehnt sein Wanderstab. — Der andere sitzt aufrecht. Wir kennen ihn. Es ist Jesus, der Zimmermann aus Nazareth. Von der Wüste her ist er durch Judäa und Galiläa gezogen, wo sich ihm verwandte Gesinnungsgenossen angeschlossen haben, ein Kahner namens Jakobus und sein früherer Lehrling Johannes. — Nun stützt er das Haupt auf die Hand, während die andere Hand wie schützend auf dem Scheitel des schlummernden Johannes ruht.

Der Langbärtige kommt rasch herbeigeeilt und ruft lebhaft: „Meister, hier habe ich für dich eine Traube erhalten!"

Der Angesprochene deutet auf den schlafenden Jüngling, daß er durch laute Worte nicht geweckt werde. Dann sagt er leise: „Jakobus! Soll ich dir die Lüge verzeihen der Wohltat willen, die du an mir zu üben gedenkst? Wer weiß von mir? Die Traube ist dir geschenkt worden."

„So will ich sie auch genießen," versetzt Jakobus; „gestatte nur, daß ich sie genieße, wie sie mir am besten schmeckt."

„Tue das!"

„Mir schmeckt sie am besten, wenn ich sehe, daß du dich daran labest."

Jesus nimmt die Gabe an und spricht: „Wenn wir, mein lieber Jakobus, uns beide daran sättigen, was bleibt für den armen Johannes? Wir sind die Abgehärteten, er ist der Mühsal noch ungewohnt. Ich glaube, daß es von uns dreien jedem am besten bekommt, wenn Johannes die Traube ißt."

Weil der Langbärtige dagegen nichts einwendet, so hat Johannes nach seinem Erwachen die Traube bekommen. Jakobus berichtet von der Bereitwilligkeit des Fischers, so treten sie hin ans Ufer und steigen in den Kahn.

Simon betrachtet die müden Fremden mit Teilnahme und greift frisch zu den Rudern. Die Wellen plätschern und das Fahrzeug gleitet schaukelnd auf dem weiten Wasser, an dem gegen die Mittagsseite hin kein Rand und kein Ende zu schauen ist. Wie die beiden zum Meister reden, denkt er: Ein Rabbite, und sie sind seine Schüler geworden. Auf des Meisters Frage nach seinem Leben und Gewerbe antwortet der Fischer mit Ehrerbietung und setzt nicht ohne Absicht bei, daß er sich eines allzu großen Glückes nicht zu beklagen hätte, da er manchmal tage- und nächtelang fische, ohne etwas zu fangen,

ein Erfolg, den er auch erreiche, wenn er im Kahne liege und sich schaukeln lasse.

Der Meister fragt ihn lächelnd, was er wohl etwa zum Menschenfischen sage.

„Weiß nicht, wie das gemeint ist."

„Du hast ja schon drei in deinem Netz!" sagt Jakobus im heiteren Tone.

„Davor bewahre mich Gott," ruft der Fischer, „den wir heute noch um Schutz werden bitten müssen. Seht ihr, dort über den Bergen von Hium tut sich etwas zusammen. Das ist jetzt so schön blau, daß man meint, es wäre sonniger Himmel. Aber die weißen Ränder, die weißen Ränder! In einer Stunde fährt ein anderer!"

„Hisse die Segel, Fischer, und hole aus!" sagt Jakobus. „Ich verstehe auch was von dem Handwerk."

„Dann würdest du heute nicht sagen: Hisse die Segel!" spricht Simon.

„Höre," sagt Jakobus, „du kennst den Fluß, der aus dem Gebirge von Golan den schwarzen Sand und die roten Fischlein mit den spitzen Köpfen herabträgt an diesen See. An jenem Fluß hat meine Hütte gestanden, du solltest es wohl wissen."

„Steht sie denn nicht mehr dort?" fragt Simon.

„Sie steht noch, aber sie gehört nicht mehr mein," sagt Jakobus. „Ich habe sie verlassen, um dem Meister zu folgen. — Kennst du ihn, Simon?"

Die letzten Worte hatte er hinter dem Rücken des Meisters geflüstert. Dieser sitzt schweigsam auf

dem Brette und blickt hinaus auf die ſtille Waſſerfläche. Die Raſt ſcheint ihm wohlzutun, das Lüftchen weht gelinde um ſeine Locken. Johannes hat vorher wegen der Sonnenſtrahlen aus dem Tuche eine Art von Turban gewunden und ihn ſich um den Kopf geſchlungen. Wohlgefällig ſchaut er dieſe Vermummung im Waſſerſpiegel.

„Für wen hältſt du ihn?“ fragt Jakobus, auf Jeſus deutend.

Und der Fiſcher antwortet: „Für wen hältſt du den?“ Er zeigt mit dem Finger ins Weite, er ſieht den Sturm. Die Berge ſind eingehüllt in graue Nebel, die, von Blitzen durchzuckt, heranwogen. Vor ihnen her wälzen ſich die Giſchtſchlangen des Waſſers, in weißen Kämmen ſpritzend. Ein Windſtoß prallt an das Fahrzeug, und aus den Tiefen hervor beginnen die Waſſer zu ſtoßen, ſo daß der Kahn wie ein Stück Holz hin und her geworfen wird. Weil Simon die Segel nicht gehißt hat, ſo braucht er ſie jetzt nicht zu reffen. Schaumfetzen fliegen über die Segelſtangen hin, die Balken ächzen. Nun wallt das Gewölk heran, vor ſich herfegend die ſpringenden, donnernden Wellen. Bald iſt das Schifflein in der feuchten, wirbelnden Nacht, nur erhellt vom Geflacker der Blitze. Simon hat längſt die Ruder losgelaſſen, die Arme ausgeſtreckt und ruft: „Jehova.“ Die Antwort von oben ſind Donnerſchläge, da fällt der Fiſcher auf ſein Angeſicht und jammert: „Er hilft nicht, ich hab' mir's ja gedacht.“

Jakobus und Johannes haben ſich an den

Meiſter geſchmiegt und ſuchen den Traumverſunkenen zu wecken.

„Was wollt ihr denn von mir?“

„Herr!“ ruft Jakobus, „du biſt ſo ganz bei deinem himmliſchen Vater, daß du nicht ſiehſt, wie ſchrecklich wir untergehen.“

„Ich habe es ja gedacht!“ wimmert Simon immer wieder.

Jeſus blickt ihn ernſt an und ſpricht: „Wenn du immer ſagſt: Ich habe es ja gedacht! dann muß es freilich kommen. Denke doch lieber, daß Gottes Engel mit dir ſind! Und du, Jakobus! Haſt du dein Gottvertrauen auf dem feſten Lande vergeſſen? Geſtern am friedſamen Abend, als wir geſeſſen in der Herberge zu Chorazin, geſättigt und mit allem wohl verſorgt, da haſt du viel von Gottvertrauen geſprochen. In der Not vertraue.“

„O Meiſter, ich ſehe nirgends Hilfe!“

„Lernet doch glauben, ohne zu ſehen!“

Als er ſo geſprochen, blendet ein Blitz ihre Augen, und nach einer Weile, als ſie wieder aufſchauen, ſtößt ſie zu Boden ein wilder Schreck. Der Meiſter iſt nicht da! — Jetzt, da ſie ihn nicht mehr ſehen, rufen ſie, ſchreien laut ſeinen Namen. Johannes nur iſt ruhig und ſchaut in die Dunkelheit hinaus, befangen in einer Betäubung oder in einer Verzückung.

Der Giſcht ſpringt ihnen ins Geſicht, daß ſie, faſt betäubt, ſich nur noch unwillkürlich feſtklammern an den wankenden Balken. „Leben oder ſterben, ihn wollen wir nicht laſſen,“ ſagt Jakobus. Aber

der Meiſter iſt dahin, als ob er nie geweſen wäre. — Mit dem Mute der Todesgefahr ergreifen ſie neuerdings die Ruder und ringen mit dem Sturm. Der will ſeine Opfer nicht laſſen. „Mit uns iſt Gott!“ ruft Simon jäh und arbeitet mit ſeiner letzten Kraft. „Mit uns iſt Gott!“ ruft Jakobus und ſtemmt das Ruder gewaltig in die Flut. — Nur Johannes rührt keinen Arm. Weit vorgebeugt über den Rand ſtarrt er in die wilde, graue Unruhe hinaus. Dort im Nebel erblickt er einen lichten Kreis, in demſelben erſcheint eine Geſtalt, die näher kommt, und ſiehe, auf dem Meere heran ſchreitet Jeſus langſam dem Schiffe zu. Unter ſeinen Füßen glätten ſich die Wogen, das Meer lichtet ſich weithin, am fernen Ufer treten die Felstürme von Hipos hervor und hinter ihnen ſinkt die Abendſonne nieder. — Jeſus ſitzt unter den Seinen und verweiſt ihnen mit gütigen Worten den Kleinmut.

„O wunderbar!“ ruft Jakobus aus, „als du bei uns geweilt, ſind wir kleingläubig geweſen, und als wir dich nicht geſehen, haben wir geglaubt.“

„Und euer Glaube hat geholfen,“ ſagt Jeſus. Dann ſeine Hand auf die Achſel des Jüngers legend: „Was hat mein verzückter Johannes geträumt? Ich war nicht dort in den Nebeln, ich war mitten unter euch. Ich ſage euch, Freunde: Blind iſt, wer ſieht, ohne zu glauben, und ſehend iſt, wer glaubt, ohne zu ſehen.“

Aus heiligem Dunkel hebt sich wieder ein irdischer Schein und zeigt mir das Leben zu Magdala am See. Dort geht es bewegt her. Fischer und Schiffer, Hirten und Handwerker aus der Stadt und Leute aus den umliegenden Ortschaften und Gebirgen sind zusammengekommen auf dem Platze, wo die Schiffe landen. Denn es ist die Mär verbreitet, daß der neue Prophet komme. Und so geht wieder der Menge klapperndes Gerede: Ein morgenländischer Magier sei es, der eine große Wunderkraft in sich trage und Kranke heilen könne. So habe sich zu Kapernaum eine ergötzliche Sache zugetragen. Wäre der Prophet dort gewesen und dem habe man einen gichtkranken Menschen auf dem Bette zugeschleppt, einen Bettler, der von seinen lahmen Beinen gelebt hat. Nun sei es, daß der Prophet keine Bettler leiden könne, die immer nur ihr Gebrechen zur Schau tragen, Armut heucheln, sich um nichts kümmern und doch gut leben wollen. Solchen soll der Prophet gerne das Bettlerwerkzeug wegnehmen, nämlich das Gebrechen, daß sie dann gezwungen sind zu arbeiten. Hat also den Gichtkranken geheilt und gesagt: „Jetzt geh' und nimm dein Bett mit." Und soll der Kranke gar verblüfft gewesen sein über die Wendung: Hin habe das Bett ihn getragen und zurück müsse er das Bett tragen.

Andere wollen wissen, der Prophet sei ein Ägypter und könne wahrsagen. Worauf jemand meint, wenn er nicht wahrsagen könnte, so wäre er kein Prophet.

„Beim Vater Abraham!" ruft ein alter Fähr-

mann aus, „wenn die Propheten immer wahrgesagt hätten, wäre die Weltscheibe schon längst versunken und ertrunken im Meer! Ich kann auch wahrsagen: Wenn er kommt, so wird er da sein."

„Dann wird er bald da sein," lacht ein Fischerknabe, „denn er kommt schon."

Ein Kahn schwankt heran, auf und nieder wuppt er und drinnen sitzen vier Männer.

„Welcher ist es?"

„Der mit dem schwarzen Bart."

„Ei, füttere du Esel mit deinem Bescheid. Der mit dem Bart ist Jakobus, der Kahner vom Jordantal."

„So ist es der mit der Glatze."

„Aber Assam! Ihr werdet doch den Fischer Simon aus Bethsaida kennen, der allmonatlich einmal auf den hiesigen Markt kommt, um mit seinen Spottpreisen andern das Geschäft zu verderben."

Als sie ans Land steigen, vermögen es die Fahrgenossen kaum, dem Meister den Weg zu bahnen durch das Gewühle. Die Leute sehen ihn und einige sind enttäuscht. Dieser Prophet ist ihnen nicht weit genug her. Wenn er's wirklich sein soll. Der Zimmermann aus Nazareth. Also doch! „Na, dann werden wir hübsch umsonst zusammen gelaufen sein. Was er sagt, das wissen wir schon, und was er kann, das tut er nicht."

„Er wird's schon tun. Hat's in Kana auch getan. Wasserkrüge tragt herbei — lustig wird's heute."

Immer lebhafter drängt die Menge heran, denn

etliche ſind weit hergekommen und wollen ihn in der Nähe ſehen und auch ſprechen hören.

Dazu nun hat ſich gute Gelegenheit ergeben an dieſem Abende. Es iſt ſchon dunkel geworden; auf den Strandpfahl haben ſie eine Pechfackel geſteckt, die gießt ein trübes rotes Licht über die wirbelnde Menge hin. Jeſus will raſch voran und kann nicht. Ein verfolgtes Weib hat ſich hingeworfen vor ſeine Füße. Ein junges Weib, das Haar aufgelöſt, die Glieder zuckend vor Angſt, ſo kniet es da und umſchlingt ſeine Beine. Er neigt ſich zu ihr nieder, will ſie aufrichten, ſie bleibt an ſeinen Füßen feſtgeklammert und kann ſich nicht faſſen. Jetzt heben ſie an zu rufen: „Was will denn die Verführerin bei ihm, dieſe bethaniſche Schlange?“

Jeſus legt ſeine Hand auf ihr Haupt. Er ſteht aufrecht und frägt laut: „Wer iſt dieſes Weib, daß ihr ein Recht haben wollet, ſie zu beleidigen?“

„Wer ſie iſt? Da frage nur einmal den Jobſohn. Eine Ehebrecherin iſt ſie. Erſt ſeit wenigen Wochen verheiratet mit dem alten braven Jobſohn, dem Freunde ihrer Eltern. Hintergeht ihn und läuft einem jungen Fant nach! Dieſe Dirne!“ Man kann nicht alles anführen, was ſie hingezetert haben auf das hilfloſe Weſen. Gerade die Weiber haben am lauteſten geſchrien; ganz beſonders eine, die Frau eines Netzflechters, iſt der ſittlichen Entrüſtung ſo voll geweſen, daß ſie ihr Kleid zerreißt und die Fetzen hinſchleudert auf die Sünderin. Was wilder Geiſer je an böſen Wörtern erfunden — das ſprudelt ſchrill hervor aus dem Mund dieſer Anklägerin, in bitterer

Klage, daß ein ſolches Geſchöpf den heiligen Namen der Frau ſchände und in leidenſchaftlichem Verlangen, daß die Miſſetäterin geſteinigt werde. Bald ſchreit es die Menge nach: „Steinigt ſie!“ und ein junger Laſtträger, der nahe der Frau des Netzflechters ſteht, bückt ſich ſchon nach dem Stein auf der Straße, um nach der Sünderin zu werfen. Jeſus ſchützt ſie mit der Hand und ruft: „Berührt ſie nicht! Wer von euch iſt ohne Fehl!? Der komme und werfe auf ſie den Stein.“ — Verdroſſen ſenken ſie ihre Arme und die ſchon Steine in der Fauſt haben, laſſen dieſelben unbemerkt zu Boden ſinken. Jeſus aber wendet ſich zum gehetzten Weibe und ſagt: „Sie ſollen dir nichts anhaben. Sage mir nur, was geſchehen iſt.“

„Herr!“ wimmert ſie und umſchlingt neuerdings ſeine Füße, „geſündigt habe ich! Geſündigt habe ich!“ Und ſchluchzt und weint, daß ſein Fuß feucht wird von ihren Tränen.

„Geſündigt haſt du!“ ſagt er mit einer Stimme, deren milder Klang vielen ins Herz geht. „Geſündigt. Und nun tut es dir leid. Und du verſuchſt es nicht, dich zu rechtfertigen. Steh' auf, ſteh' auf! Deine Sünde wird dir vergeben ſein.“

„Wie? Was?“ murrt das Volk, „was haben wir verſtanden? Der Ehebrecherin redet er gut? Ihre Schmach verzeiht er? Wahrlich, der Prophet wird Anhang finden.“

Als Jeſus ihre Unzufriedenheit hört, ſpricht er laut: „Wiſſet, ich bin wie ein Hirte. Der Hirte geht aus um verlorene Schäflein zu ſuchen. Er verſcheucht

ſie nicht zu den Wölfen, er führt ſie freundlich in ſeinen Stall heim, damit ſie gerettet ſeien. Nicht über die Hochmütigen kann man ſich freuen, nur über die Bußfertigen. Jene ſinken nieder, dieſe ſteigen hinan. — Höret, was ich euch ſage. Da iſt einmal ein Mann geweſen mit zwei Söhnen. Der eine Sohn iſt wohlgeartet und hütet den Beſitz. Der andere iſt unfügſam und ſagt eines Tages zu ſeinem Vater: ‚Gib mir von dem Beſitz meinen Teil, ich will in die Fremde gehen!‘ Deß iſt der Vater betrübt, aber da der junge Menſch darauf beſteht, ſo gibt er ihm ſeinen Teil und der Sohn zieht fort. Während daheim der eine Bruder arbeitet, erwirbt und ſpart, lebt jener in Luſt und Freuden, vergeudet in der weiten Welt ſein Vermögen und wird ſo arm, daß er ſich als Schweinehirt verdingen und mit den Säuen die Trebern eſſen muß. Wird krank und elend und verachtet über die Maßen. Da erinnert er ſich ſeines Vaters, deſſen geringſter Knecht in Überfluß leben kann. Verkommen und zerriſſen kehrt er heim, kniet nieder vor ſeinem Vater und ſagt: ‚Vater, ich habe ſchwer gefehlt! Dein Sohn zu ſein bin ich nicht mehr wert, ſo laſſe mich dein niedrigſter Knecht ſein.‘ — Da hat ihn der Vater aufgehoben, hat ihn an ſeine Bruſt gedrückt, hat ihn bekleiden laſſen mit koſtbarem Gewande, hat ein Kalb ſchlachten und die Weinſchläuche füllen laſſen, um ein Feſtmahl zu geben, und hat all die Seinen zuſammengerufen, daß ſie ſich mit ihm freuten. Alle ſind gekommen, nur ſein anderer Sohn nicht. Der läßt ſagen: Er hätte zeit-

lebens seinem Vater treu gedient, doch wäre seinetwegen weder Kalb noch Bock geschlachtet worden. Er finde mehr Ehre darin, in der Kammer allein Brot und Feigen zu essen, als mit dem Müßiggänger und Verschwender am Festtische zu sitzen. Dem läßt der Vater sagen: Scheelsüchtiger Mensch! Dein Bruder war verloren und ist gerettet. Siehe zu, daß deine Mißgunst nicht auch dich verloren macht. Komm' und freue dich mit mir! — Also sage ich euch, hat auch der Vater im Himmel mehr Freude an einem reumütigen Sünder als an einem hoffärtigen Gerechten."

Jetzt ist ein Pharite vorgetreten aus der Menge, hat seinen Mantel würdevoll um den stattlichen Leib geschlagen und spricht den Satz eines jüdischen Weisen: „Nur der Gerechte besteht vor Gott!"

Darauf antwortet Jesus: „Wisset ihr nichts von jenem Zöllner, der ganz rückwärts im Tempel gekniet, und sich nicht vorgewagt hat zum Altar, weil er ein armer Sünder ist? Am Altar aber ist stolz ein Pharite gestanden und hat also gebetet: Herr Gott, wie danke ich dir, daß ich nicht so schlecht bin, wie der dort im Winkel! Als sie aus dem Tempel gehen, ist des Zöllners Herz voll Gnade und des Phariten Herz ist leer geblieben. Habt ihr das verstanden?"

Darauf sind ihrer etliche zurückgewichen. Jesus langt nieder zur Büßerin und sagt: „Stehe auf, demütige Magd, und gehe in Frieden heim!"

Die Leute sind im Äußeren nun etwas stiller und im Inneren unruhiger geworden und haben angefangen, sich ein wenig zu bescheiden.

Dieweilen will Jakobus mit dem Fiſcher verhandeln um den Preis der Überfahrt. Simon verhüllt mit dem Mantel das Geſicht und ſagt leiſe verweiſend: „Spotte nicht. Ich habe Strafe genug. Ich ſchäme mich meiner Verzagtheit. Jetzt ſehe ich es wohl, daß ich kein Fiſcher und kein Schiffer bin, ſondern ein unnützer Menſch. Dieſer Mann, den ihr Meiſter nennt — weißt du, was er in mir angerichtet hat? Wer ihn im Sturm geſehen hat und wer ſeine Rede über die Sünder gehört hat, der geht nicht mehr von ihm. Nein, ſo einen habe ich noch nicht geſehen. Wären nur auch der Fiſcher Manaſſus und ſeine Tochter Beka da und mein Bruder Andreas!"

„Sie werden ſchon kommen," ſagt Jakobus.

„Wie iſt denn das, Jakobus," fragt der Fiſcher, „daß du bei dieſem Manne ſein und mit ihm wandern darfſt?"

„Das iſt einfach, Freund. Ich folge ihm bloß. Mein kleines Gut ſoll haben wer will. Ich folge ihm."

„Aber wohin, Jakobus, wohin geht die Reiſe?"

Und Jakobus antwortet: „Ins Reich Gottes zum ewigen Leben."

Jetzt taſtet der Fiſcher mit unſicherer Hand nach dem Arm des Jakobus und ſagt: „Ich will auch mit." —

Noch iſt die Stunde kaum vergangen und es entſteht neuer Lärm. Vom Hauſe des Netzflechters kommt er her. Der Netzflechter und ein Nachbar zerren des erſteren Weib heran, dasſelbe, das vorhin ſo entrüſtet gegen die Sünderin geweſen iſt. Zum Propheten will

es der eine ſchleppen, doch der Netzflechter ſagt: „In ſolchen Dingen iſt das ein ſchlechter Richter!“ und will gegen den See mit ihr. Die Leute aber drängen ſie an Jeſus heran und erzählen, was vorgefallen iſt. Mit dem Laſtträger Joel habe man dieſes Weib ertappt .... Die Beſchuldigte ſchlägt um ſich und leugnet heftig und beißt den Ehemann, der ſie feſthält, in die Hand. Andere kommen und beſtätigen die Anklage, das Weib läſtert, was vom Munde geht und bringt den Ehegatten durch Aufrufung ſeiner Laſter zum Schweigen.

Jeſus glüht vor Zorn. Laut ruft er aus: „Fluch den Heuchlern und Treuloſen und Unzüchtigen! Ihrer iſt das Gericht!“

Da kreiſcht die Ertappte auf: „Vom Gericht ſprichſt du? Der du ſelbſt keine Gerechtigkeit haſt! Oder iſt das gerecht, wenn du von zwei Liebenden die eine ſegneſt und der anderen fluchſt?“

Und Jeſus: „Ich ſage es euch: Der Reumütige wird angenommen, der Unbußfertige wird verworfen.“ —

Dann wendet er ſich ab und ſchreitet nachdenklich dem Ufer entlang, dahin in der lauen Nacht. Doch wer ihm folgt, daß iſt Simon der Fiſcher. Der berührt ſeinen weiten Ärmel und fleht: „Herr, nimm auch mich an!“

Fragt ihn Jeſus: „Was ſucheſt du bei mir, Fiſcher Simon? Wenn jemand einen geſchliffenen Kriſtall ſucht und einen rauhen Diamant findet, ſo wird er unmutig, weil er den Wert nicht kennt. Siehe

dieſes verſtockte Weib, ſie ſagt, daß ich keine Gerechtigkeit hätte, weil ich ſtrenge bin. Morgen können zehn der Verderbten rufen, übermorgen hundert, und in kurzer Zeit kann der, den ſie heute preiſen, von grimmigen Feinden umgeben ſein und mit ihm die, ſo zu ihm halten. Mein Wort verdirbt es den Weltgierigen und meine Sanftmut reizt die Gewaltigen. Den Samen, den ich ſäe, werden ſie mit Feuer und Schwert zerſtören. Simon, dich habe ich nicht als den ſtärkſten geſehen auf dem Meere. Ich verlange nicht wenig. Willſt du mit mir ſein, ſo mußt du alles laſſen, was jetzt dein iſt. Die Welt haben und mich zugleich, das kannſt du nicht. Kannſt du entſagen, kannſt du vergeſſen, kannſt du leiden, ſo komm' mit mir. Kannſt du auch ſterben für mich, ſo komm'."

„Herr, ich gehe mit dir."

„Kannſt du das, dann iſt die Laſt leicht. Dann haſt du den Frieden, den in der Welt niemand findet."

„Herr!" ruft Simon laut, „ich gehe mit dir!"

Dieſe Annahme haben auch andere gehört, die ihm nachgegangen waren am Ufer entlang. Sie ſtaunen über die Worte, die ſie da vernehmen, und die Sünderin, die er beſchützt hat, will nicht mehr von ihm gehen. In der Ferne hört man noch das Gezeter der Verworfenen. Dann zerſtreut ſich die Menge allmählich. Jeſus ſucht eine Herberge für ſich und ſeine Jünger.

Einige Zeit nach dieſem Tage ſind mehrere, die unter jener Menge zu Magdala geweſen, beiſammen im Hauſe des Rabbiten Jairi. Es iſt eine Totenwache. Mitten im Saale auf einem langen Tiſche, in weißes Linnen gewickelt, liegt das Töchterlein des Rabbiten. Dieſer iſt ſo troſtlos, daß ſeine Freunde ſich nicht zu raten wiſſen. Er ſchreit vor Pein und läſtert Gott und flucht den Menſchen, die ihm nicht helfen können. Da meinen einige, man ſolle Jeſus aus Nazareth rufen, den ſie vorher mit ſeinem Gefolge ruhend geſehen unter den Zedern von Hirah. Sie erzählen ſich Wunder, die er in jüngſten Tagen gewirkt hätte. An der Straße nach Kapernaum ſei ein Mann gelegen mit ſeinem Söhnlein, das vom Geiſte der Starrheit beſeſſen geweſen. Das Kind ſei hingefallen, habe an den Lippen Schaum gehabt und die Zähne und die Finger ſo ineinander gekrampft, daß es der Vater aus Verzweiflung hätte erdroſſeln wollen. Er ſei mit dem Knaben ſchon bei den Jüngern Jeſu geweſen, die wären auch ratlos. So hätte er den Meiſter aufgeſucht und ihm zornig zugerufen: „Kannſt du was, ſo hilf ihm!“ — „Laſſe doch verhüten, daß wir nicht alle um ihn leiden,“ ſoll der Prophet geſagt haben, und dann habe er das Kind heil gemacht. — Und ſie erzählen noch anderes. Jenſeits des Sees habe er einen Taubſtummen ſprechend und zu Bethſaida einen Blinden ſehend gemacht. Vor allem aber drüben zu Naim, das wüßten doch alle, wie er den jungen Menſchen, den ſie ſchon auf der Totenbahre aus dem Hauſe getragen, aufgeweckt

hat! — Ein Weinkelterer ist da, der weiß etwas von jener alten Frau, die den Propheten mit aller Heftigkeit gebeten habe, sie aus ihrem Siechtum zu erlösen. Darauf habe Jesus gesagt: „Alt seid ihr und wollt noch leben! Was gefällt euch denn an dieser Erde so sehr?“ Und hätte sie geantwortet: „Auf dieser Erde gefällt mir nichts. Aber ich will nicht eher sterben, als bis der Heiland kommt, der mir den Himmel aufschließt.“ — Und er: „Wenn dein Glaube so stark ist, Weib, den Heiland sollst du erleben.“ Darauf sei sie aufgestanden und gewandelt. Solches habe er getan, aber er liebe es nicht, daß viel davon gesprochen werde. — So erzählen die Leute einander, die da versammelt sind an der Leiche des Mägdleins.

In der Gesellschaft ist auch ein alter Mann von der Art derer, die gerne allenthalben ihre Weisheit dartun. Der meint, zu solchen Wundern gehöre Glaube und Liebe, weiter nichts. Wer nicht daran glaube, dem helfe kein Wundermann; aber einer, den das Volk lieb habe, der wirke leicht Wunder. „Alles, was ihm mißlingt, vergessen sie, und alles, was gut wird, merken sie auf und machen es groß. Was ist da weiter dabei?“

Dem antwortet einer: „Wichtig ist, daß man ihn lieben muß, und dazu zwingt nur geheimnisvolle Kraft. Geliebt zu werden, das kann keiner von selbst machen, daß muß ihm gegeben sein.“

Auf solcherlei Gespräche — Wahrheit und Irr-

tum vermengend — beſchließen ſie, den Propheten ins Haus zu bitten.

Als Jeſus eintritt, ſieht er die trauernde Verſammlung und den Rabbiten, der vor Schmerz an ſeinem Kleide zerrt, bis es reißt. Er ſieht das Kind, das aufgebahrt iſt auf dem langen Tiſch und er frägt: „Was ließet ihr mich rufen? Wo iſt die Tode?“

Der Rabbite ſchlägt das Linnen auseinander, daß das Mädchen offen daliegt. Jeſus ſieht es an, hebt ein wenig das Händchen, befühlt es und legt es ſanft wieder hin. „Das Kind iſt nicht tot,“ ſagt er, „es ſchläft nur.“

Da heben ihrer etliche zu lachen an. Sie würden doch erkennen, was lebendig und was tot iſt!

Er tritt an ſie hin und ſpricht: „Was ließet ihr mich rufen, wenn ihr mir nicht glaubt? Wenn ihr zuſammengekommen ſeid, um bei Toten zu ſein, ſo habt ihr hier nichts zu tun.“

Sie ſchleichen ärgerlich hinaus. Er wendet ſich zu Vater und Mutter: „Seid nicht betrübt. Bereitet eurer Tochter etwas zu eſſen.“ Dann nimmt er das Kind an der kühlen Hand und haucht hin: „Mägdlein! Mägdlein! Wache auf, es iſt Morgen.“

Die Mutter ſtößt einen Schreckruf aus vor Freuden, denn das Kind ſchlägt die Augen auf. Er ſteht noch dabei und ſie wollen gehört haben, wie er ſagt: „Stehe auf, junges Menſchenkind. Du biſt ja noch zu jung, als daß du dir den Himmel ſchon erworben hätteſt. Der Vater läßt ſich lange ſuchen,

damit man ihn umso mehr lieb habe. Gehe nun deine Straßen und suche ihn."

Als das Mädchen, an die zwölf Jahre ist es alt, auf den Füßen steht und über die Dielen wandelt, da fallen die Eltern fast über Jesus her, um ihn mit Dank zu erdrücken. Er ist abweisend: „Ich kenne euere Dankbarkeit. Ihr werdet tun, was ich nicht will. Ihr werdet hingehen an die Straßenecken und ausrufen: Er hat unser Kind vom Tode erweckt! und sie werden kommen und verlangen, daß ich ihre Leiber heile, da ich doch gekommen bin, die Seelen zu heilen. Und sie werden begehren, daß ich tote Körper erwecke, da ich doch da bin, ihre Geister zum ewigen Leben zu führen."

„Herr, wie sollen wir das verstehen?"

„Wenn es Zeit ist und ihr erfahren habt, wie wenig irdischer Leib und zeitliches Leben bedeutet, dann werdet ihr es verstehen. Wenn ich euer Kind, wie ihr sagt, vom Tode erweckt hätte, welchen Dank wäret ihr mir schuldig? Wisset ihr wohl, was der tut, der einen Zufriedenen zurückruft in das Elend? Welcher Heiland soll das tun?"

„Du hast selbst gesagt, Meister, daß dieses Kind noch zu jung sei, um sich den Himmel schon erworben zu haben."

„Es hat ihn nicht erworben, es hat ihn umsonst gehabt im unschuldigen Herzen. Es wird eine Jungfrau werden und ein Weib und eine Greisin. Es wird den Himmel verloren haben und wird ihn suchen mit Angst. Wohl ihm, wenn es dann zum Heiland

kommt und bittet: Meine Seele iſt mir geſtorben, Herr, erwecke ſie zum ewigen Leben. Wenn es aber nicht kommt — dann wäre ihm beſſer, heute nicht wach geworden zu ſein."

Die Mutter ſagt in Demut: „Was du tuſt, Meiſter, das wird ſchon recht ſein."

Er geht an den Tiſch, wo das Kind mit Behagen eine Speiſe verzehrt, legt ihm die Hand aufs Haupt und ſagt: „Aus dem Himmel biſt du auf die Erde gekommen, nun gib die Erde für den Himmel hin; der erworbene iſt größer als der geſchenkte."

Solches will das Weib des Rabbiten Jairi vernommen haben, da geht Jeſus zur Tür hinaus. Sie ſind ſeine Anhänger geblieben bis nahe zu den Tagen der Verfolgung.

Zur ſelben Zeit iſt an der Straße nach Tiberias dem Mautner Levy nicht wohl geweſen. Eines Morgens haben ſeine Ortsgenoſſen ihm ein etwas mißharmoniſches Ständchen gebracht, von oben herab. Auf dem Dache ſeines Hauſes haben ſie mit Bretterge-klapper, Pfannengeklirr dem Levy lebhaft angedeutet, in welchen Ehren er bei ihnen ſtünde, ſeit er im Dienſte der Heiden den Straßenzoll einhebt und ſelbſt am Sabbate noch Geld heiſcht.

Der hagere Mautner ſitzt in einer Ecke ſeines Gemaches und ſieht, wie der Staub niederfliegt von der Decke, die unter dem Gepolter zu ſchwanken ſcheint. Er ſieht auch, wie die zum Fenſter hereinſcheinende Morgenſonne durch den Stubenraum ein lichtes Band zieht, in welchem die Staubteile gleich kleinen Stern-chen tanzen. Er hört und ſieht und ſchweigt. Als die auf dem Dache ſich ausgetobt haben, ſpringen ſie zur Erde, machen noch mancherlei ausdrucksvolle Gebärden gegen das Fenſter und gehen davon.

Jetzt tritt aber aus dem Nebengemach ein kleines bewegſames Weib hervor, huſcht gegen den Mann hin und ſagt: „Levy, dir geſchieht recht!"

„Ich weiß es, Judith," antwortet er und ſteht auf. Seine Geſtalt iſt ſo ſchlank, daß er das Haupt nach vorne beugen muß, um nicht an die Decke zu ſtoßen. Sein Bart hängt in dünnen Strähnen erdwärts, er hat noch keinen grauen Faden, ſo fahl und müde das Angeſicht auch iſt.

„Sie werden dich ſteinigen, Levy, wenn du ein Römerknecht bleibſt!" ruft das Weib.

Sie haben mich auch früher gehaßt, so lange ich kein Römerknecht gewesen," sagt der Mann. „Seit jenem Laubhüttenfest zu Tiberias, da ich gesagt, der Mammon und die Genußsucht hätten das auserwählte Volk dem Gott Abrahams entfremdet und dem Jupiter unterworfen, seit jenem Tage hassen sie mich."

„Du sammelst dir doch selber Mammon!" wirft sie ihm vor.

„Eben weil sie mich hassen, muß ich mir gegen sie eine Macht gründen, auf daß ich bestehen kann, wenn niemand mit mir ist. Es ist die Macht, mit der der Verachtete seine grimmigsten Feinde besiegt. Du verstehst mich nicht? Siehe da!" Er bückt sich in die dunkle Ecke des Gemachs, lüftet dort einen alten Lappen, so daß man ein steinernes, mörserähnliches Gefäß erblicken kann. „Lauter Römer!" setzt er schmunzelnd bei, „bald eine kleine Armee. Und bis sie groß genug ist, werden die Nachbarn nicht mehr auf das Dach steigen, um mit Scherben dem Levy ein Loblied zu singen. Sie werden dazu Zimbeln und Harfen wählen."

„Levy, ich will dir sagen, was du bist," ruft das Weib und alle Muskeln zucken in ihrem roten Gesichte.

„Ich bin ein Zöllner, das weiß ich," antwortet er gelassen und deckt den Lappen wieder sorgfältig über den Geldtopf. „Ein verachteter Zöllner, der dem angestammten Volke die Münzen aus dem Sacke nimmt, um sie an die Fremdlinge abzugeben, der Straßenzins einhebt von den Juden, die doch ihre

Straßen ſelbſt gebaut haben. Solch einer bin ich, meine Judith! Und warum bin ich römiſcher Publikan geworden? Weil ich mir Geld erwerben will, um mitten unter den Haſſern beſtehen zu können."

„Levy, du biſt ein Geizhals," ſagt ſie, „du begräbſt das Geld ins ſteinerne Loch, anſtatt mir den griechiſchen Mantel zu kaufen, wie ihn Rebekka trägt und wie ihn Amala trägt."

„Dann werde ich ein Geizhalz bleiben," antwortet er, „denn einen griechiſchen Mantel kaufe ich dir nicht. Fremde Kleiderzier führt uns Juden weit tiefer ins heidniſche Verderben, als mein römiſches Amt und meine römiſchen Münzen es tun können. Putzſucht, Hoffart und Luſtleben, das iſt Abgötterei, mein liebes Weib, und nicht das Zollamt an der Straße. Die Straßenſchranke iſt gar nicht ſchlecht zu einer Zeit, da unſer Volk ſo ſehr anfängt, ſeines Landes Flüchtling zu werden, in Handel und Wandel das Gute hinaus- und das Übel hereinzuſchachern. Seit Moſes Geſetz vom Ackerbau iſt keine beſſere Einrichtung geſchehen, als die des römiſchen Straßenzolles. Was haben die Juden auf der Straße zu tun?"

„Das wirſt du bald ſehen," ſagt Judith. „Wenn ich von dieſer Stunde in zwei Tagen den griechiſchen Mantel nicht habe, dann ſollſt du mich auf der Straße ſehen, aber von hinten."

„Du biſt auch von hinten nicht übel," antwortet Levy ſchalkhaft.

Draußen pocht der Hammer. Der Mautner blickt

durchs Fenſter und befiehlt ſeinem Weibe, die Straßenſchranke aufzumachen. Sie geht hinaus, erhebt ein ſchallendes Geſchrei und öffnet die Schranke nicht. Mehrere Männer waren des Weges gekommen, die ſtehen da und das Weib fordert den Zoll. Ein kleiner Mann mit Stirnglatze tritt hervor. Es iſt der Fiſcher aus Bethſaida. Er geſteht, Münzen beſäßen ſie nicht. Darüber wird das Weib ſehr aufgebracht, denn insgeheim iſt ihre Abſicht, von jetzt an auf eigene Fauſt den Pfennig einzuziehen, um ſo zu ihrem griechiſchen Purpur zu kommen, wie ihn die Rebekka trägt und die Amala.

Als Levy ihr Geſchrei hört, geht er hinaus und ſagt: „Laſſe ſie ziehen, Judith. Du ſiehſt, daß es keine Händler ſind. Sie werden den Weg nicht arg abnutzen, haben ſie doch kaum Sohlen an den Füßen.“

Darauf ſchweigt Judith, guckt aber verſtohlen auf einen der Männer hin, der in ſeinem blauen Mantel mit den über die Achſeln niederwallenden Locken ſchlank aufrecht daſteht, ihr ſein blaſſes Geſicht zuwendet und ſie ernſt anblickt. Welch ein Menſch! — Iſt ihm, denkt ſie, etwas an mir nicht recht? Vermißt er nicht etwa den griechiſchen Mantel, wie ihn andere Frauen ſchon häufig tragen?

„Woher des Weges?“ fragt der Mautner die Männer.

„Heute aus Magdala,“ antwortet Simon, der Fiſcher.

„Dann iſt es wohl Zeit, daß ihr ein wenig raſtet

in meinem Schatten. Die Sonne ist früh heiß geworden."

Als Judith merkt, sie täten sich wirklich anschicken zur Rast, eilt sie rasch in ihr Gemach, behängt sich mit bunten Tüchern, mit einer glänzenden Armspange und mit einer Perlenschnur, die sie vor kurzem von einem sidonischen Händler erstanden hat. Sie kommt wieder hervor und bringt ein Brett mit Feigen und Datteln. Der schlanke blasse Mann — Jesus ist's — gibt das Brett schweigend weiter, ohne von der Erfrischung etwas zu nehmen. Sein durchdringender Blick beunruhigt sie. Vielleicht ließe er sich wenden. Noch auffallender und dreister in ihrem Glanze stellt sie sich vor ihn hin.

„Weib," sagt er plötzlich, „dort am Rain steht eine Distel. Sie hat ihre Stacheln am Stamm und an der Blüte, sie ist bedeckt vom Staub der Straße und zerfressen von den Insekten. Aber sie ist schöner als ein hoffärtiges Menschenkind."

Judith zuckt heftig zusammen. Sie läuft ins Haus und schlägt hinter sich die Türe zu, daß die Wände ächzen. Der Mautner hat auf den Sprecher einen beifälligen Blick geworfen und seufzt.

Da spricht zu ihm Jesus: „Hast du sie lieb?"

„Sie ist doch sein Nächster!" bemerkt ein heiter dreinschauendes Männlein in der Wandergesellschaft. Das schalkhafte Wort bezieht sich auf des Meisters gestrige Rede von der Nächstenliebe.

Levy nickt nachdenklich mit dem Haupte und

ſpricht: „Ja wohl, ihr Männer, ſie iſt mein nächſter — Feind.“

„Sie iſt euer Weib?“ frägt Simon.

Ohne darauf zu antworten ſagt der Mautner: „Ich bin ein Zöllner — alſo geſegnet mit Mißwollen ſo weit mein Auge reicht. Jedoch alle zuſammen, die da draußen ſind, machen mir nicht ſo viel Widerwärtigkeit, als der eine Nächſte in meinem Hauſe.“

Einer der Männer legt ihm ſeine Hand auf die Achſel: „So ſiehe zu, Freund, daß ſie nicht mehr dein Nächſter iſt. Geh' mit uns. Auch wir haben unſere Weiber verlaſſen und ſonſt noch allerlei und ſind mit dem gegangen. Kennſt du ihn denn nicht? Es iſt der Mann aus Nazareth.“

Der Zöllner ſtutzt. Dieſer Menſch, von dem das ganze Land ſpricht, der Prophet, der Wundermann? Dieſer junge freundliche Menſch ſoll es ſein? Der ſo herbe predigt gegen die Juden! Habe ich, denkt Levy, nicht ſelbſt einmal beinahe ſo geſprochen bei jenem Laubhüttenfeſte? Und damit die Leute nur gereizt. Und dieſem hören ſie mit Andacht zu und laufen ihm nach. Ob auch ich es tue? Was hält mich? Kann mir, dem Verläſterten, nicht jede Stunde der Dienſt gekündigt werden? Kann ich nicht heute ſo gut wie morgen aus dem Hauſe gejagt werden? Und das Weib, will es ſich nicht immer von hinten beſehen laſſen auf der Straße? — Nur eines iſt, von dem ich mich nicht trennen mag, aber das kann man mitnehmen. —

Nun wendet er ſich an den Nazarener, hält ihm

das Brett hin mit dem Reſt von Obſt: „Lieber Meiſter, nimm!“

Dieſer ſpricht leiſe und ſanft: „Haſt du mich lieb, Zöllner?“

Der Mautner beginnt zu zittern, daß ihm beinahe das Brett von den Händen fällt. Dieſes Wort! Und dieſer Blick! Er vermag nicht zu antworten.

„Wenn du mich lieb haſt, ſo komme mit mir und trage mit uns die Beſchwerden.“

„Die Freuden, Herr, die Freuden!“ ruft Simon drein.

Zur Stunde iſt des Weges heran ein Troß von Maultieren gezogen. Die Treiber ſchlagen mit geknoteten Stricken roh auf die Tiere los und fluchen darüber, daß ſchon wieder eine Zollſchranke da ſei. Der Mautner nimmt ihnen die vorgeſchriebene Anzahl von Münzen ab und verweiſt ihnen die Mißhandlung der Tiere. Die Antwort iſt ein Peitſchenhieb über ſein Geſicht. Zornig erhebt Levy ſeinen Arm gegen die Treiber. Da tritt Jeſus hinzu, drückt ihm den Arm ſachte nieder und ſpricht: „War es ein Unrecht, was jener tat?“

„Ein Unrecht!“

„So mache ihm's nicht nach.“

Da ruft das vorwitzige Männlein dazwiſchen: „Wenn du mit uns gehſt, Zöllner, ſo magſt du wohl zwei Wangen haben, eine rechte und eine linke. Aber keinen Arm, hörſt du?“

Dieſe Bemerkung hat ſich beziehen ſollen auf einen Spruch des Meiſters, den er gerne ſagt, wenn

er waffenlos und wohlgemut einem grimmen Gegner gegenüberſteht. Mehrere rügen die Anſpielung mit ſtrafenden Blicken.

„Aber es iſt ja wahr!“ lacht das Männlein. Der Meiſter ſagt: „Laſſet den Thaddäus ſprechen, was er will. Hat er doch geſtern die Wut eines Arabers geduldig über ſich ergehen laſſen.“

„Ja wohl, weil ſie kein Geld gefunden, haben ſie den Thaddäus geſchlagen.“

„Wenn ſie fürder eines bei uns finden ſollten, ſo wollen wir uns darum wehren,“ ſagt der Zöllner, „ſonſt hieße es, den Raub billigen.“

„Mautner, man merkt es dir an, daß du den Meiſter noch nicht lange kennſt,“ ſagt das Männlein, welches ſie Thaddäus genannt haben. „Wir und Geld, he!“

Da ſagt der Meiſter: „Einer freien Seele tut der Mammon nichts. Aber er iſt nicht wert, um darüber zu ſprechen, geſchweige, um ſeinetwegen zu ſtreiten. Mit Gewalt wirſt du den geſchehenen Raub nicht ungeſchehen machen. Widerſetzeſt du dich, ſo kannſt du den Räuber leicht auch zum Mörder machen.“

Nachdem ſie alſo geſprochen haben, tritt der Zöllner in ſein Haus. Der Entſchluß iſt gefaßt. Friedfertig will er von ſeinem Weibe Abſchied nehmen, dann das Geld in einen Sack tun und an ſeinen Leib binden. — Es iſt das eine nicht geſchehen, denn Judith war durch eine rückwärtige Tür geflohen, und es iſt das andere nicht geſchehen, denn Judith hatte

den Steintrog geräumt und das Geld mit ſich genommen.

Betrübt iſt Levy aus dem Zöllnerhauſe hervorgekommen, vor Jeſus hingetreten und hat ſeine Hände gegen Himmel erhoben: „Ich bin fertig, Herr, nimm mich an!“

Der Meiſter ſagt: „Levy-Matthäus, auch du biſt mein.“

Thaddäus kommt mit dem Obſtbrette: „Bruder, ſättige dich das letztemal an deinem Tiſche. Fürder halte dich an den, der die Vögel nährt und die Blumen kleidet.“

Als ſie zuſammen die ſtaubige Straße fürbaß gehen und der neue Jünger ihnen ſeinen Verluſt mitgeteilt hat, ruft Simon heiter: „Ein Glückspilz biſt du, Levy-Matthä! Was anderen ſo ſchwer geworden hinzugeben, dir iſt es von ſelbſt davongegangen.“

Das Zollhaus iſt an demſelben Tage verlaſſen geſtanden und die Vorüberziehenden haben ſich gewundert darüber, daß heute der Weg frei liegt zwiſchen Magdala und Tiberias.

Auf ſolche Weiſe haben ſich um den nazareniſchen Zimmermann immer mehr Jünger und Freunde geſammelt, die ihn nun begleiten wollen auf ſeinen Wanderzügen durch das Land. Denn Jeſus iſt entſchloſſen. Er hat nichts anderes im Sinne, denn als Wanderer den Menſchen ſeine Botſchaft vom himmliſchen Vater und vom Gottesreiche zu bringen. Einige aus den Jüngern hat er ſich beſonders erleſen, daß ſie überall für ihn die Aufnahme und die Herberge vorbereiten ſollten. Auch ſind die Anſammlungen des Volkes zu ordnen; und ſolchen, die des Meiſters eigenartige Worte nicht verſtehen können, ſollen die Jünger als Erklärer und Ausleger dienen, ſoweit ſie die neue Lehre ſelbſt begreifen. Zu dieſen Geſandten gehört Johannes der Zimmermann, der unter Jeſus einſt Lehrling geweſen, ein naher Verwandter des Meiſters, wie es geſchrieben ſteht. Andere ſeiner Jünger haben geheißen Jakobus, es iſt der Kahnbauer, dann Simon, Andreas und Thomas, die Fiſcher, Levy-Matthä der Zöllner, Thaddä der Riemer, ferner — aber mein Gedächtnis iſt ſchwach — Jakob, der kleine Hirte, der Töpfer Nathan und ſein Bruder Philipp, der Herbergsvater aus Jericho, Bartholomä, der Schmied, und Judas, der Geldwechsler aus Karioth. Ähnlich wie Simon und Matthä hatten ſich alle losgelöſt von ihren Geſchäften und Ämtern, um mit grenzenloſer Hingebung ihm, den ſie Herr und Meiſter nennen, zu folgen.

Wie ſoll ich es nun wagen, den Meiſter zu ſchil-

dern! Seine Persönlichkeit ist nicht zu beschreiben. Sie läßt keinen kalt, den sie je begegnet ist. Sie ist berückend, nicht bloß in ihrer Demut und Milde, vielmehr noch in ihrer Tatkraft und in ihrem Zorne, wie man einen so heilig lodernden anderswo nicht gesehen hat. Die Leute können nicht satt werden, den Mann mit der schlanken herrlichen Gestalt anzusehen. Da ist sein Haupt mit den leicht gekräuselten, rötlich schimmernden Locken, die seitwärts und rückwärts weich und schwer hinabfluten bis zu den Schultern. Da ist seine breite weiße Stirn, die im Schatten der Mähne kein Sonnenstrahl bräunen kann. Von ihr geht, nicht wie bei den Juden, eher wie bei den Griechen, die Nase gerade und stark nieder und die vollen roten Lippen sind mit schütterem Barte umschattet. Und da sind die Augen, diese großen, die dämmernden Augen mit dem wundersamen Feuer. Ein Feuer, das feucht und warm leuchtet in den gewöhnlichen Tag hinein, aber zu seiner Stunde in wundervoller Glücksglut strahlt oder in Unmut sprüht, so schauerlich, wie die Hochsommer-Nachtgewitter des Libanon. Dieses Blickes wegen haben ihn viele das „Feuerauge" genannt. Er trägt ein schlichtes langes Kleid, doch weder Hut noch Stab. An den Füßen zumeist Sandalen, die er bisweilen umzubinden vergißt, denn in seiner Vergeistigung nimmt er die Rauheit des Erdenpfades nicht wahr. So wandert er auf den Steinen der Wüste wie auf den Matten der blühenden Täler. Wenn seine Genossen manchmal ächzen unter Stürmen oder Hitze und ihre Glieder zerreißen an

den ſpitzen Steinen und an dem Gedorne — er bleibt ruhig und klaglos. Nicht wie jene Heiligen des Oſtens ſucht er die Beſchwerden, aber er fürchtet ſie auch nicht. Aller Äußerlichkeiten iſt er ein Feind, weil ſie vom Innenleben ablenken und in ihrer gefälligen Form den falſchen Schein der Erfüllung wecken können. Recht gerne läßt er ſich laden zu den Fröhlichen und iſt mit ihnen froh; bei Mahlzeiten ein bereitwilliger Eſſer und Trinker bis zur Grenze der mäßigen Sättigung. Die Tafelfreuden würzt er mit Erzählen von Parabeln und Legenden, in denen er den Leuten die tiefſten Offenbarungen beizubringen weiß. Seit er das kleine Haus zu Nazareth verlaſſen, beſitzt er nichts mehr von weltlichem Werte. Was er auf ſeinen Landwanderungen für ſich und die Seinen bedarf, das fordert er von den Beſitzenden. Sein Benehmen iſt manchmal ſcheinbar herbe und mit bitterer Ironie geſalzen, auch dort, wo er mitleidsvoll unterweiſt und hilft. Selbſt gegen ſeine Jünger, die er innig lieb hat — beſonders den zarten Johannes — iſt er ſtets erfüllt von dem Ernſte ſeiner Sendung, aus ſchwachen Menſchen beherzte gottesſtarke Männer zu machen. So ſcharf, daß es auch der Blinde greifen kann, trennt er, was ihm recht, und was ihm zuwider iſt. Verquickungen zwiſchen Gut und Böſe kann er nicht leiden. Am widerwärtigſten ſind ihm die Wortdeutler, Heuchler und Schleicher, da hält er es weitaus lieber mit offenbaren Sündern. Für ſeine Perſon nachgiebig, aber in ſeiner Lehre unbeugſam, das iſt einer der Grund-

züge. Alle persönliche Mißgunst, alles Hassen, alles, was das Herz vergiften kann, hält er fern von sich. Seine Seele ist Vertrauen und Güte. So hoch preist er die Güte und so schwer verdammt er die Selbstsucht, daß einer seiner Jünger sagen kann, aus Güte sündigen führe näher zu Gott, denn aus Selbstsucht Gutes tun. — Die Anfeindungen und Widerwärtigkeiten, die ihm widerfahren, macht er zu einer Quelle der Seligkeit. — Seligkeit! Ist dieses Wort nicht mit Jesus in die Welt gekommen?

„Er spricht immer vom Seligsein," sagt einmal einer zu Johannes, „was verstehst du nur unter Seligsein?"

Und Johannes: „Wenn es in dir ganz friedsam ist, so daß kein weltliches Begehren und keine Bitterkeit dich unruhig macht, daß alles in dir Liebe und Vertrauen ist, als ob du in der Ewigkeit Gottes ruhtest und dir nichts mehr widerfahren könnte — so ist es ungefähr das, was er Seligsein nennt. Aber kein Wort kann es sagen, nur wen's ergreift, der weiß es."

Also ist in Jesus der stolze Mut der Gottgemeinschaft, den er jedem gibt, der mit ihm geht. Nun aber möchte ich gerne sagen: Wo Jesus am göttlichsten ist, dort ist er am menschlichsten. Im frohen Verzicht auf Weltgier, Weltgut und Weltsorge befreit er sich von jener Last, unter der die meisten Menschen unglücklich werden. In der Gottgemeinschaft ist er ein einfältiges Kind und weiser Lebenskünstler zugleich. Alle Angst vor Zufälligkeiten, Gefahren, Verlust und Sturz ist dahin. Alles geht nach seinem

Willen, weil es der Wille Gottes ist und er genießt das Leben mit Unbefangenheit und reinem Sinn. Ist das nicht die natürlichste Menschlichkeit? Und kommt man nicht gerade mit dieser lebensfrohen Menschlichkeit der Göttlichkeit nahe? —

In solcher Art nun ist er gewandelt unter jenem Himmelsstriche, auf dem altgeschichtlichen Boden, der das Heilige Land genannt wird bis ans Ende der Zeit.

Und nun kommt jener Tag. Jener große Sabbatmorgen.

Lange haben die grauen feuchten Dünste gelagert über den Tälern von Galiläa, am Libanongebirge sind Nebelbänke gehangen mit frostigem Regenschauer. Und nach dieser trüben Zeit geht ein reiner klarer Frühlingsmorgen auf. Von der steinigen Anhöhe aus gesehen liegt ringsum das blühende Land. In den Tälern frisches Grün, von blinkenden Bächen durchschlängelt. An den Lehnen, auf den Hügeln die Bestände der Pinien, Feigenbäume, Ölbäume und dunklen Zedern. An den Hecken Weinreben und betaute Rosensträucher. In den weichen Lüften vielstimmiger Vogelsang und der frische Hauch vom Meere her. Dort gegen Untergang das blaue Band des mittelländischen Gewässers und im Morgen durch ferne Felsscharten tief herauf schimmernd das Tote Meer. Im Mittag Steppengelände und die gelblichen Wälle, wo die Wüste beginnt. Und in der Abendrichtung das von dunklem Wald und lichten Wänden durchsetzte Libanongebirge mit seinen Schneehäuptern. Über allem ein großer sonniger Frieden.

Die Felsplatten der sanften Anhöhe sind besetzt mit Menschen, deren viele diese Flur nie gesehen hat. Und noch immer kommen sie heran von allen Weilern und Gehöften. Anstatt in die Synagoge zu gehen, wie es vorgeschrieben wäre, eilen sie dieser Berghöhe zu; anstatt weicher Ruhe zu pflegen, wie es ihr Behagen verlangte, kommen sie über Stock und Stein daher; anstatt den Freund, den Nachbarn zu besuchen, steigen sie selbander die Höhe heran. Denn alle wissen es, daß dort Jesus ist und sprechen wird. So stehen sie nun da oder lassen sich nieder auf die flachen Steine, Männer und Frauen, alt und jung, arm und reich. Viele sind bloß der Neugier voll und ergehen sich in vorwitzigen Gesprächen; andere scherzen miteinander; noch andere schweigen in Erwartung. Jene, die ihn schon kennen, flüstern erregt miteinander und Simon sagt zu Jakobus: „So stark hat mein Herz noch niemals geklopft, als heute."

Da steht er auf der Höhe des Berges — Jesus.

Wenn es vorher in der Menge wie das dumpfe Brausen des Meeres gewesen war, so tritt jetzt eine Lautlosigkeit und Ruhe ein, als ob alle Menschen in seinem Anschauen zu Stein geworden wären. Er selbst steht in seinem langen, lichten Kleide in den blauen Himmel hinein wie eine weiße Säule. Die linke Hand gleitet ruhig herab, die rechte liegt an seiner Brust. — Leise aber deutlich hebt er an zu sprechen. Nicht im hochgetragenen Predigerton, sondern rasch und feurig, in manchen Augenblicken kurz stockend, wenn die Gedanken sich sammeln zu einem großen Worte.

Es ist nicht, als ob er die Rede sich früher ausgedacht oder aus Büchern gezogen hätte. Was seiner bluteigenen Natur entsprungen, was Ewigkeiten in ihm gezeitigt haben, im Sturme des heiligen Geistes spricht er es heraus.

„— — — Ich bin gesandt, daß ich euch rufe. Ich komme zu allen, aber zu den Armen zuerst. Zu den Betrübten, Gepeinigten komme ich, zu den Kranken, zu den Gefangenen, zu den Geschlagenen. Ich komme mit froher Botschaft vom himmlischen Vater."

Nach diesem Eingange schaut er voller Demut weit hin in die große Natur — gleichsam, als trete er ihr das Wort ab, wenn sie Besseres wisse. Aber die Natur schweigt, alle Kreatur hat geschwiegen und aufgehorcht zur selben Stunde.

Dann hebt Jesus seine Augen über die Menge hin und beginnt zu sprechen, wie es vor ihm die Menschen nie gehört haben.

„Brüder! Freuet euch! Und noch einmal sage ich es: Freuet euch! Im Himmel lebt ein gütiger Vater. Seine Gegenwart ist überall, seine Macht ist ohne Grenzen, und wir sind seine Kinder, die er lieb hat. Über alle läßt er seine Sonne scheinen, keinen läßt er aus den Augen. Er sieht jedem ins dunkle Herz und ohne seinen Willen wird keinem auch nur ein Haar gekrümmt. In des Menschen Willen legt er das Seligwerden und das ewige Leben. Höret, was ich euch nun sage in seinem Namen:

Ihr heilsuchenden Menschenkinder alle, kommet zu mir. Ich preise selig die Armen. Keine Erdenlast

ſtört ihnen das Himmelreich. Ich preiſe ſelig die Leidenden, die Betrübten. Von der Welt enttäuſcht, verlaſſen flüchten ſie zum Leben in Gott. Ich preiſe ſelig die Gutmütigen und Friedliebenden. Ihr Herz wird nicht beunruhigt von Haß und Schuld, ſie leben als frohe Kinder Gottes. Ich preiſe ſelig, die Gerechtigkeit lieben. Sie ſind darin Gottes Bundesgenoſſen und werden Gerechtigkeit finden. Ich preiſe ſelig die Reinen. Keine verwirrenden Begierden trüben ihnen das Angeſicht Gottes. Ich preiſe ſelig die Barmherzigen. Die mitleidende Liebe gibt Kraft und bringt Mitleid zurück in der Not. Und ſelig, dreimal ſelig ſeid ihr, wenn ihr Verfolgung leidet der Gerechtigkeit willen. Euer iſt das Himmelreich. — Ihr alle, freuet euch und jubelt — kein Auge hat noch geſehen und kein Ohr hat gehört die Freuden, die euch bereit ſind im Himmel. — — Höret nun meine Sendung. Viele ſagen, ich wolle die alten Geſetze aufheben. So iſt es nicht. Ich bin gekommen, die alten Geſetze recht und ganz zu erfüllen, aber nicht nach dem Buchſtaben, ſondern im Geiſte. Nach dem Buchſtaben erfüllen es die Schriftlehrer, die in den Tempeln predigen und das Volk führen wollen: aber wenn ihr tut wie die, ſo werdet ihr nicht gerecht ſein und das Reich Gottes nicht finden. — Die Schriftlehrer ſagen, du ſollſt nicht töten. Ich ſage, du ſollſt nicht einmal zürnen und ſchmähen. Wer zürnt und richtet, der wird ſelbſt gerichtet werden. Deine frommen Opfergaben, ſie nützen dir nichts, wenn du mit deinem Nächſten in Feindſchaft lebeſt. — Im Geſetze der

Alten heißt es, du ſollſt nicht ehebrechen. Ich ſage, du ſollſt nicht einmal daran denken, die Ehe zu brechen. Lieber dich blenden, als daß dein Auge nach dem Weibe des Nächſten begehrt. Beſſer dein Licht iſt verloren, als deine Reinheit. Lieber haue dir die Hand ab, als daß ſie ſich nach dem Eigentum des Nächſten ausſtreckt. Beſſer deine Macht iſt hin, als deine Seligkeit. — Im Geſetze heißt es, du ſollſt nicht falſch ſchwören. Ich ſage dir, du ſollſt überhaupt nicht ſchwören, nicht bei Gott, nicht bei deiner Seele, nicht bei deinem Kinde. Ja oder Nein, das iſt genug. — Nun ſaget, ob ich dieſe Geſetze aufhebe? Ich verlange vielmehr ihre ſtrengſte Erfüllung. Aber es gibt Geſetze, die ich aufhebe. Höret. Da heißt es: Aug' um Aug', Zahn um Zahn. Ich ſage, du ſollſt dich deinem Widerſacher nicht feindlich entgegenſtellen. Was du gerechterweiſe für dich tun kannſt, das tue, weiter gehe nicht, es iſt tauſendmal beſſer, Unrecht zu leiden, als Unrecht zu tun. Mit Sanftmut beſiege den Feind. Schlägt dich jemand auf die rechte Wange, ſo halte in guter Laune ihm auch die linke hin. Vielleicht bricht das ſeinen Grimm. Will jemand dir den Oberrock entreißen, ſo frage freundlich, ob er nicht auch den Unterrock brauchen könne. Vielleicht ſchämt er ſich ſeiner Habſucht. — Wenn dich jemand um etwas bittet, das du ihm gewähren kannſt, ſo wende dich nicht ab, und wenn du zwei Röcke haſt, ſo gib einen davon dem, der keinen hat. — Im Geſetze der Alten heißt es: Liebe deinen Nächſten, haſſe deinen Feind. Das iſt falſch. Den

zu lieben, der mich liebt, und den zu hassen, der mich haßt, das ist leicht. Das tun auch die Gottlosen. Ich sage dir, liebe deinen Nächsten und liebe auch deinen Feind. — Höret ihr Brüder, und verkündet es auf der ganzen Welt, was ich euch jetzt sage: Liebet eure Feinde, tuet Gutes denen, die euch hassen." —

Nun schweigt er und im Volke ist eine stumme Bewegung. Ein Wort ist hier gesprochen, wie es bisher in der Welt nicht vernommen worden. Eine Weihe ist zu dieser Stunde über den Erdball gegangen, wie sie seit der Erschaffung der Welt nicht gewesen.

Jesus fährt fort zu sprechen: „Tuet Gutes, denen die euch hassen; so tut auch Gott den Menschen, selbst wenn sie seiner spotten. Trachtet doch in allem dem Vater im Himmel ähnlich zu werden. — Was ihr Gutes tut, Gottes wegen tuet es und nicht der Menschen wegen. Deshalb ist das zweite Gebot so viel wie das erste, wenn es heißt: Liebe Gott mehr als alles und deinen Nahmenschen wie dich selbst. Aber mit deinen guten Werken sollst du nicht prunken. Wenn du Almosen gibst, so tue es heimlich und rede nicht davon, gleichsam als wisse es nicht einmal deine linke Hand, was die rechte tut. Wenn du dich nicht befreiest von den Gütern der Welt, so kannst du Gottes Reich nicht finden. Aber wenn du fastest, so mache dabei kein trauriges Gesicht. Sei heiter, was brauchen die Leute zu wissen, daß du fastest! Wenn du den Tag Gottes nicht heiligst, so kannst du den Vater

nicht ſehen. Aber wenn du beteſt, ſo tue es verborgen in deiner Kammer. In ſtiller Demut biſt du deinem Vater im Himmel am nächſten. Mache aus deinem Gebete nicht viele Worte, wie die Götzenanbeter. Nicht jeder, der ſeinem Vater beſtändig Herr, Herr ſchmeichelt, kommt zu ihm, ſondern wer ſeinen Willen tut. Erhebe dein Herz im Vertrauen und ergib dich in den Willen deſſen, der in den Himmeln iſt. Ehre ſeinen Namen, ſuche ſein Reich. Bitte um Verzeihung deiner Schuld und nimm dir vor, auch deinem Beleidiger zu verzeihen. Dann bitte um das Nötige für den Tag, um Stärke gegen Verſuchungen und um Befreiung von aller Ungeduld und böſen Begier. — So ſollſt du beten, dann wirſt du erhört werden. Denn wer recht bittet, der erhält, und wer fortwährend anklopft, dem wird aufgemacht. Oder wäre unter euch ein Vater, der ſeinem um Brot bittenden Kinde einen Stein reichte? Und wenn ſchon der arme Menſch ſeines Kindes Bitte erfüllt, um wie mehr das der mächtige, gütige Vater im Himmel! Sorget nur nicht zu ſehr nach dem täglichen Bedarf; ſolche Sorge verdirbt die reinen Freuden. Habt ihr die Lebensmittel aufgehäuft, dann kommt der Tod. Sammelt nicht ſolche Schätze, die vergänglich ſind, ſammelt geiſtige Güter, die euch beſſer machen und die euch der Vater aufhebt fürs ewige Leben. Das iſt ein Vorrat, der auch euren Nachkommen in der Seele zugute kommt. Der Menſch iſt ſo, daß er immer ſein Herz an ſeine Güter hängt. Sind ſeine Güter bei Gott, dann wird auch ſein Herz

bei Gott ſein. Wer für den Leib iſt, der kann nicht für die Seele ſein, weil man zweien Herren nicht dienen kann. Erwerbet für den Tag, was der Tag braucht und machet euch für weitere Tage keine Sorgen. Seid doch nicht bange, was ihr morgen eſſen, womit ihr euch im kommenden Jahre kleiden werdet. Vertrauet dem, der die Vögel nähret und die Blumen kleidet. Sollte der Vater im Himmel ſeine Menſchenkinder nicht mehr lieben als die Sperlinge und die Lilien? Alſo vergrämt euch das Leben nicht mit Sorgen, ſeid fröhlich, fröhlich, fröhlich in Gott eurem Vater. Trachtet dem Himmelreiche zu, alles andere iſt Nebenſache und kommt dann von ſelbſt. — Ich merke, Brüder, dieſe Worte gehen euch nahe. Aber ſehet erſt zu, ob der Lehrer nach ſeinen Worten auch lebt. Hütet euch vor Predigern, die anders leben als ſie lehren, Wölfe, die den Schafspelz tragen. Wer je einmal vorgibt, in meinem Namen zu euch zu ſprechen, dem ſchauet erſt aufs Werk, wie dem Baume auf die Frucht. Nach dem Werke urteilt auf den Menſchen, aber richtet nicht! Ehe ihr richtet, denkt, daß auch ihr gerichtet werden könntet! Wie ihr andere meſſet, ſo werdet ihr ſelbſt gemeſſen. Wie oft aber, Freund, ſiehſt du in deines Bruders Auge einen Splitter, während in deinem Auge ein ganzer Balken ſteckt! Lege erſt deine eigenen Fehler ab, ehe du den des Bruders tadelſt. — Der Weg, der zum Heile führt, iſt freilich ſchmal, während man dem Abgrunde zur Linken ausweicht, kann man in den zur Rechten fallen. Damit ihr den ſchmalen

Weg ſicher trefft, ſo höret, was ich euch noch ſage: Alles, was ihr wollt, daß euch getan werde, das tuet auch anderen. — —Nun, ihr Brüder und Schweſtern im Lande der Väter, wer heimkehren muß zu ſeinem Berufe, der kehre heim und er gedenke der Botſchaft, die ich gebracht habe. Wer ſie bloß hören wollte und nicht leben, der wäre wie jener Mann, der ein Haus baut, aber auf Sand. Wer aber dieſe Lehre lebt, der baut ſein Haus auf Felſen und kein Sturm kann es zerſtören. Dieſes Wort, ich ſage es im Namen des himmliſchen Vaters, wird alle Weisheit der Erde überdauern. Wer es hört und nicht befolgt, iſt mir verloren, wer es befolgt, der wird ewig leben."

Alſo endet dieſe Rede, die das größte aller Weltereigniſſe geworden iſt. Vor dem letzten Satze ſind viele erſchrocken, denn das Wort haben ſie ja gehört, aber ſind zu ſchwach, es zu befolgen. Ihm iſt ihre Verzagtheit nicht entgangen, und weil er niemanden ungetröſtet ziehen laſſen kann, ſo iſt ihnen, als hätten ſie noch ein Wort vernommen: „Das Himmelreich gehört dem, der ſich unabläſſig darum bemüht. Selig auch die Schwachen, die guten Willens ſind."

Dieſer Sabbat mit der Predigt auf dem Berge iſt ein viel entſcheidender Tag geworden. Die Leute haben ſich nach derſelben gar nicht zerſtreuen wollen. Man drängt ſich an Jeſus, um ſein Kleid zu küſſen. Viele, die bisher zweifelnd geweſen, mögen nicht mehr von ihm weichen. Wohin er auch geht, ſie wollen ihm folgen und ſein Geſchick mit ihm leben. Dieſes Geſchick muß ein glänzendes werden, denn er kann ſagen, was er will, er reißt die Menge von der Scholle los, daß ſie ihm Heerbann leiſten. Sie hören ja nur ſeine Worte von der Sorgloſigkeit. Wie wird es erſt ſein, wenn er die Weltmacht des Meſſias entfaltet! Die Bergrede — ſo meinen viele — ſei eine Kraftprobe geweſen, dazu beſtimmt, den Willen ſtahlhart zu machen für die heiligen Kämpfe ums Meſſiasreich, das auf Erden nun gegründet werden ſoll.

Aus Judäa ſind Leute herübergekommen, aus dem Jordantale ſind ſie heraufgeeilt, aus dem Gebirge herabgeſtrömt. Aus den Seeſtädten Tyrus und Sidon wandern ſie herüber und ſelbſt aus Ländern weit hinter dem Meere ſind etliche da, um zu ſehen, ob es wahr ſei, was das Volk allenthalben ſpricht. Geſchenke bringen ſie daher auf Eſeln und Kamelen, wovon Jeſus das für ſich und ſeine Freunde Notwendige annimmt, den Überfluß ablehnt oder an die Menge verteilt. Denn viele ſind, die hungernd bei ihm aushalten und von ſeinem Worte ſatt werden wollen. Dann heben ſie an, Kranke herbeizuſchleppen, wovon er einigen Heilung und allen Troſt gibt.

Aber je mehr sie von Wundern an Kranken und Krüppeln hören, je mehr Wunder begehren sie noch, so daß er unwirsch wird und immer wieder daran erinnern muß, daß er nicht der Leiber wegen gekommen sei, sondern der Seelen willen. Auch hat er ihnen angedeutet, daß er nicht der Messias sei, von dem man die Befreiung und Erhebung des Judenreiches erwartet. Aber das haben sie für Ausflüchte gehalten, für klugen Vorbehalt, da das Auftreten des Feldherrn wohl noch nicht an der Zeit sei. Bei jeder neuen Rede haben sie ihn mit neuer Begier umlagert und gehofft, er würde den Feldherrnruf aussprechen. Andere halten sich abseits und sinnen nach über den tieferen Geist seiner Worte und es müsse doch möglich sein, sie aufzufassen und ihnen nachzuleben. Anfangs finden sie es gar leicht und lustig, sorglos und verträglich zu sein. Besonders den Armen kommt es gelegen, aus der Not eine Tugend zu machen und daß ihre Trägheit und Saumseligkeit ein Verdienst sein soll. Aber schon nach etlichen Tagen merken sie, daß des Meisters Worte doch vielleicht anders verstanden werden müssen. Auch die Samariter horchen über die Grenze herüber nach der seltsamen Lehre vom Himmel auf Erden. Hatte die alte Schrift vom Seligwerden gesagt, so spricht dieser Jesus vom Seligsein.

Unter den Jüngern ist ein Geldwechsler aus Karioth. Doch der ist bisher nur an Sabbaten beim Propheten gewesen; in den Wochentagen hat er an seinem Geschäftstische Münzen gezählt und Zinsen

berechnet. Aber das tut sich nicht gut, beim Rechnen muß er an den Meister denken und verrechnet sich; und ist er beim Meister, so muß er ans Geld denken und überhört das Wort. Eines muß er lassen, aber er kann sich nicht entschließen. Bei dieser Bergrede jedoch hat es sich entschieden, er geht nicht mehr zurück zum Wechslertisch, er bleibt bei Jesus, so felsenfest steht sein Glaube. Und ist ihm bei diesem Tausche so wonnig ums Herz, als hätte er an einen guten Mann Geld auf zweihundert Prozent ausgeliehen. Denn er wird Schatzmeister im Messiasreiche sein.

Die einzigen, die sich noch mehr oder weniger zurückhalten, sind die Galiläer. Dieselben haben den Propheten als Zimmermann gekannt und wissen nicht, wie sie sich zu ihm stellen sollen. Andererseits sind Galiläer, die nach Jerusalem kommen, oder nach Joppe, stolz, wenn sie dort von ihrem Propheten sprechen hören, und sie spielen sich als seine Bekannten und Freunde aus, um bei der Heimkehr ihm doch wieder mit der alten Nichtachtung zu begegnen. Da sagt er einmal, es treffe wohl auch bei ihm zu, daß der Prophet im Vaterlande nichts gelte. Nach Nazareth ist Jesus um diese Zeit oft hinaufgekommen, stets begleitet von seinem wachsenden Anhange, so daß seine Mutter nie mehr ein vertrauliches Wort mit ihm hat reden können. Doch die Heimat verleugnet ihn. Die Jugendbekannten sind ihm geradezu ausgewichen als einem Sonderling und Landstreicher, „der sich gegen die Schrift vergeht, die Leute aufregt und von dessen weiterem

Lebenslaufe man keine großen Ehren erwarten kann.“ Der Rabbite hat in der Synagoge laut vor ihm gewarnt, als vor einen offenen Verführer. Mit heftigem Eifer hat er das Verderben geschildert, in das alle jene stürzen, die durch diesen gewissenlosen Menschen verleitet vom Glauben ihrer Väter abfallen. „Es gibt nur einen wahren Glauben!“ also hat er ausgerufen, „und nur einen Gott, und das ist nicht der Glaube und Gott dieses Abtrünnigen, sondern der Glaube Moses und der Gott Abrahams, Isaks und Jakobs. Und dieser Gott verflucht den falschen Propheten und seinen ganzen Anhang, so daß der Teufel über ihn Gewalt hat. Tief zu beklagen,“ so setzt er bekümmert bei, „sind nur die Seinigen, besonders die unglückliche Mutter, die zur Schmach der Familie und zum Ärger des ganzen Landes einen solchen Sohn geboren hat.“ Und dann läßt der Rabbite wieder die Hoffnung durchblicken, daß es vielleicht doch gelingen werde, den Verirrten, der so schwer gegen die Gesetze sündige, zur Vernunft zu bringen, wenn schon nicht mit Liebe, so doch mit Ernst und Macht, auf daß er wiederum zurückkehre zum ehrlichen Handwerk, in dem er einst gottgefällig gelebt hätte.

Und da hat es sich wohl zugetragen, daß Maria, wenn sie aus der Synagoge nach Hause gegangen, von boshaften Nachbarn verhöhnt worden ist und man ihr zu verstehen gegeben hat, sie möge sich aus dem Staube machen, je eher je besser. Sie hat nichts gesagt, hat ihr weinendes Herz still sein geheißen. —

Eines Tages ist Jesus am See bei einem Ge-

ſinnungsgenoſſen zu Tiſche geladen worden. Das Haus iſt gefüllt mit Anhängern, die weder Platz noch Schüſſel finden können. Sie warten auf Wunder. Jeſus iſt wohlgemut und ſpricht davon, wie er ſich wundere, daß die Leute kleinen Wundern nachjagten und die großen überſähen; da doch alles, was da lebt und uns täglich umgibt, helles unbegreifliches Wunder iſt. Bei den Wundern, die man von ihm verlange, ſei nicht das wichtigſte, daß Steine zu Brot und Kranke geſund würden, ſondern daß ſie Vertrauen erweckten. Vertrauen ſei der Wunderkräfte größte. — Als er noch redet, wird er hinausgerufen; unter den Zedern ſtehe jemand, der ihn zu ſprechen wünſche. Zwei Verwandte von ihm ſind da und die fragen ihn kurz und geradehin, was er vorhabe, ob er zurückzukehren gedenke nach Nazareth oder nicht. Wenn nicht, dann ſei ihm Haus und Werkſtatt verfallen — daß er es wiſſe.

Jeſus antwortet ihnen: „Gehet und ſaget eueren Älteſten in Nazareth: Wer des Hauſes bedarf, dem gehört es, wer die Werkſtatt brauchen kann, der ſoll ſie benützen. Und laſſet in Frieden ziehen den, der ein Haus bauen will, wo viele Wohnungen ſind.“

Sie bleiben ſtehen und ſagen: „Wenn du für uns taub und ſtörriſch biſt, ſo iſt noch jemand da.“ Und nun tritt die Mutter vor. Sie hat ein blaues Tuch über den Kopf geſchlagen, abgehärmt iſt ſie und kann vor Schluchzen kaum ſprechen. Sie nimmt ihn bei der Hand: „Mein Sohn! Wohin ſoll das führen? Kannſt du es denn verantworten? Vom Glauben

fallſt du ab und nimmſt ihn auch ſo vielen anderen.“

Darauf er: „Ich nehme ihnen den Glauben? Siehe, ich gebe ihnen das Vertrauen.“

„Aber Kind, ich kann's nicht faſſen. Das ganze Land bringſt du in Aufruhr. Die Leute verlaſſen ihre Häuſer, ihre Familien, ihre Arbeit und laufen dir nach. Welchen Zauber haſt du ihnen denn angetan?“

„Sie folgen der Botſchaft,“ ſagt er. „Wie der Hirſch nach der Quelle, ſo dürſten ſie nach Troſt.“

„Troſt nennſt du das, wenn ſie in der Wüſte hungern und frieren?“ redet einer der Verwandten drein, „Troſt nennſt du es, wenn ſie verkommen, bis ihnen die Lappen vom Leibe fallen und ſie als Verbrecher in die Hände der Söldlinge geraten? Gib acht, es wird noch etwas geſchehen, die Herren zu Cäſaria und Jeruſalem werden ſich das nicht gefallen laſſen. Sie werden dem Volksaufwiegler ſchmachvoll das Handwerk legen — und recht haben ſie!“

„Wer iſt der Volksaufwiegler?“

„Der Volksaufwiegler biſt du!“

Jeſus ſtaunt über das Wort und ſagt: „Ich? — Ich, der ihnen ſagt: Beſcheidet euch! Liebet einander, tuet Gutes euren Feinden! Ich ein Volksaufwiegler?“

„Sie ſagen, du wolleſt der Meſſias ſein, der das Reich erobert.“

„Ein Reich, das nicht von dieſer Welt iſt.“

Maria fällt ihm in die Arme: „Mein lieber Sohn, laſſ' das gehen. Soll es anders werden, ſo

wird's Gott auch machen ohne deiner. Sieh', wie einsam ist deine Mutter geworden in Nazareth! Komm' mit mir in unser friedsames Heim und sei wieder mein guter, süßer Jesus. Und die da, siehe, sie haben dich lieb, es sind ja doch auch deine Brüder."

Da streckt Jesus seinen Arm aus und weist auf seine Anhängerschaft, die sich am Hause drängt: „Das sind meine Brüder! Die mit mir den himmlischen Vater erkennen, das sind meine Brüder."

Die Verwandten treten zurück und ringen ratlos die Hände. „Er ist von Sinnen! Von einem Dämon ist er besessen!"

Dem Volke, das über die Planke von der Straße hereinschaut, tut das verlassene Weib leid, man möchte gerne vermittelnd eingreifen, und da ruft hell eine Stimme: „Glücklich die Mutter, die einen solchen Sohn hat! Selig werden sie die Völker preisen!"

Ernst wendet sich Jesus um: „Selig sind, die dem Worte Gottes folgen!"

Der Mutter ist es bei diesen Worten, als habe ein Schwert ihr Herz durchbohrt. Die Leute schweigen und flüstern zueinander: „Warum ist er so hart gegen seine Mutter?"

Da antwortet ihnen Johannes der Jünger: „Er sieht das einzige Heil in Gott dem Vater. Viel Volk hat er zu ihm bekehrt, und gerade die er am meisten liebt, wollen die Botschaft vom Himmelreich nicht hören. Das schmerzt ihn und macht ihn herb."

Jesus erhebt nochmals seine Stimme und spricht: „Wer mein Jünger will sein und seine Eltern und

Geſchwiſter glauben nicht an mich, der muß Eltern und Geſchwiſter verlaſſen, um mir zu folgen. Wer Weib und Kind hat, die meine Botſchaft verachten, der muß Weib und Kind verlaſſen und mir folgen, wenn er will mein Jünger ſein. Wer Gott nicht mehr liebt als Mutter und Kind, als Bruder und Schweſter, ja als ſich und ſein Leben, der iſt Gottes nicht wert."

Viele ſind ob dieſer Rede betrübt und murren untereinander: „Er verlangt zu viel."

Da ſagt Johannes: „Wem es ernſt iſt mit dem Glauben an den himmliſchen Vater, der kann nicht anders ſprechen. Er fühlt es wohl ſelbſt, wie ſchwer es iſt, alle Bande zu zerreißen. Merkt ihr es denn nicht, wie er mit ſich ringt und ſein eigenes Herz muß niederſchlagen, daß es nicht über ihn Gewalt erlange! Er begehrt von ſeinem Jünger alles, weil er ihm alles gibt. Wir beginnen ſchon es zu erfahren, daß das, ſo er uns zu geben hat, mehr wert iſt als alles, was wir dafür hingegeben."

Seine Verwandten ſind fortgegangen. Sie führen heftige Reden gegen Jeſus. Das kann die Mutter nicht hören, ſie bleibt zurück und ſteigt allein hinan den ſteinigen Weg. In ihrem tiefbetrübten Gemüte betet ſie: „Gott Vater im Himmel, dein Wille geſchehe!" — Und ahnt nicht, daß es das Gebet ihres Sohnes iſt, daß ſie in demſelben Vertrauen und Troſt findet wie er — daß ſie eine Jüngerin Jeſu geworden.

Anderwärts ist Jesus Ruf so groß geworden, daß sich alles um ihn bewirbt. Die Armen bedrängen ihn, um an seinem Tische zu speisen, wo das Wort Fleisch geworden ist; die Reichen bitten ihn zu ihren Tafeln. Er lehnt von diesen die meisten ab, doch einige nimmt er an.

Solchen, die demütig im Hintergrunde bleiben, und doch Verlangen haben nach ihm, naht er selbst. Da lebt in der Gegend ein Mann, der keinen größeren Wunsch hat, als den Propheten zu sehen. Wie er nun hört, Jesus komme des Weges, hebt er an zu zittern und denkt, was tue ich? Ich möchte ihm ins Gesicht sehen und wage mich nicht vor ihn. Denn als Zollmann stehe ich überall schlecht angeschrieben und bin auch nicht viel wert. Dann ist er immer von vielen Leuten umgeben, ich aber bin klein gewachsen und sehe nicht über die Köpfe. Als nun Jesus naht, klettert er auf einen dürren Feigenbaum und lugt zwischen den Ästen hinab. Jesus sieht ihn und ruft laut: „Zachäus, steig' vom Baum herab! Ich will heute bei dir einkehren."

Der Zöllner springt vom Baume, geht hin und sagt gedrückt: „Herr, ich bin nicht wert, daß du in mein Haus trittst. Nur ein Wort von dir und mir ist wohl."

Die Leute verwundern sich, daß der Prophet gerade diesen zweifelhaften Menschen bevorzugt. Zachäus ist ganz außer sich darüber, daß der Meister ihn kennt und gerufen hat. Alles, was sein Haus nur aufbringen kann, setzt er dem Gaste vor. Jesus

jedoch ſagt: „Das ſind gute Dinge. Aber ich will das Koſtbarſte, was du haſt."

„Was iſt das, Herr?" frägt Zachäus erſchrocken, denn er glaubt ihm ja das Beſte gegeben zu haben, „alles, was ich habe iſt dein."

Da faßt ihn Jeſus bei der Hand, blickt ihn liebevoll an und ſagt: „Zachäus, gib mir deine Seele!"

Der Mann iſt ſein Folger geworden.

Ferner ſpeiſt er eines Tages am Tiſche eines Mannes, der ſehr gelehrt und ein großer Sittenrichter iſt. Nebſt vielen anderen Gäſten ſind auch mehrere der Jünger da und es werden teils gelehrte, teils leidenſchaftliche Geſpräche geführt über die Schrift. Jeſus iſt anfangs ſchweigſam, es mag ihm zu Sinn gekommen ſein, um wie weit lieblicher es wäre, daheim am Herde der Mutter die Worte treuer Einfalt zu hören, als hier mit Geiſtesprotzen über leere Buchſtaben zu ſtreiten. Aber er wird bald ins Geſpräch gezogen. Jemand hat das Gebot von der Nächſtenliebe angeſchlagen, und wie es oft geht, die einfachſten Dinge verwirren ſich und werden unverſtändlich, ſobald ſie in die verſchiedenen Meinungen der Weltweiſen geraten. Da ſagt nun einer von den Gäſten: „Es iſt merkwürdig. Gerade über die wichtigſten Dinge denkt man nicht nach, weil ſie ſo klar ſind. Und auf einmal, wenn man darüber nachdenkt, verſteht man ſie nicht. So weiß ich eigentlich auch nicht, wen ich lieben ſoll, wie mich ſelbſt."

„Deinen Nächſten!" belehrt ſein Tiſchnachbar, der Jünger Matthäus.

Digitized by Google

„Richtig, Freund! Wenn ich nur auch wüßte, wer das ist, mein Nächster. Es laufen einem im Tage allerhand Leute unter die Füße, und wenn mir einer das Bein stellt, so ist zurzeit der mein Nächster. In diesem Augenblicke habe ich gar zwei Nächste — dich und den Zacharias. Welcher von beiden ist der, den ich lieben soll wie mich selbst? Es steht doch nur von einem geschrieben. Und wenn du es bist, oder der Zacharias, weshalb soll ich ihn mehr lieben als den Meister, der weit oben an der Tafel sitzt, also nicht mein Nächster ist?"

„Mensch, das ist eine vorwitzige Rede!" verweist der Jünger Bartholomä.

„So unterrichte mich!" sagt der andere.

Der Jünger hebt an und will erklären, wer der Nächste ist, aber er kommt damit nicht recht weiter, es verwirren sich seine Gedanken. Mittlerweile ist die Frage bis zum Meister vorgedrungen. Wer ist — recht verstanden — der Nächste?

Jesus antwortet und erzählt eine Geschichte. „Ist einmal ein Mann gewesen und der geht von Jerusalem hinab gegen Jericho. Der Weg ist einsam, es überfallen ihn die Straßenräuber, sie ziehen ihn aus, schlagen ihn und lassen ihn als tot liegen. Nach einer Weile wandert des Weges ein Erzpriester, sieht ihn liegen und da er merkt, daß es ein Fremder ist, eilt er weiter. Wieder nach einer Weile geht ein Hilfspriester heran, sieht ihn liegen, denkt: Ein Schwerverwundeter oder ein Toter, ich will eines Fremden wegen keine Ungelegenheiten haben — und geht vorüber. Endlich

kommt einer aus dem verachteten Volke der Samariter. Der sieht den Hilflosen, bleibt stehen und hat Erbarmen mit ihm. Er labt ihn mit Wein, gießt in die Wunden Öl, hebt ihn auf und trägt ihn bis zur nächsten Herberge. Dort gibt er dem Wirte Geld, daß er den Leidenden pflege, bis er hergestellt wäre. — Nun, was meint ihr? Die Priester haben in ihm einen Fremden gesehen. Der Samariter aber seinen Nächsten."

Jetzt erklären sie es sich: Dein Nächster, das ist ein Mensch, dem du helfen kannst und der gerade auf deine Hilfe angewiesen ist.

Nun mischt sich der Jünger Thomas ins Gespräch und bezweifelt, ob man es wohl von einem hohen Fürsten verlangen könne, daß er vom Pferde steige und einen elenden Bettler im Straßengraben aufhebe?

Frägt Jesus: „Thomas, wenn du einmal als hoher Fürst heranreitest und findest mich elend im Straßengraben liegen — wirst du mich liegen lassen?"

„Herr!" schreit der Jünger erschrocken auf.

„Siehst du, Thomas. Und was du dem Ärmsten tust, das tust du mir."

Nun frägt einer der übrigen: „Soll man denn nur Armen Gutes tun, nicht auch Reichen und Vornehmen?"

Und Jesus: „Wenn du der Bettler an der Straße bist und es kommt ein Fürst vorübergeritten, so kannst du ihm nichts Gutes tun. Wenn aber sein Pferd strauchelt und er stürzt, so fange ihn auf, damit er sein Haupt nicht an einem Stein zerschlage. Denn

er ist in diesem Augenblicke dein Nächster geworden."

Da flüstern einige zueinander: „Es scheint manchmal, daß er verlangt, man müsse alle Menschen lieben. Das ist doch zu schwer."

„Das ist sehr leicht, Bruder," sagt Bartholomä. „Die Millionen Menschen, die du nie siehst, die dich nicht belästigen, zu lieben, das kostet nichts. So lieben auch die Heuchler und Worthelden. Doch während sie vorgeben, die ganze Menschheit zu lieben, oder das Volk, sind sie hart gegen den Nächsten."

„Leicht ist es, Ferne zu lieben," sagt nun Jesus, „und leicht ist es, die Gutmütigen und Nachgiebigen zu lieben. Wie aber, wenn dein Bruder dich beleidigt hat und dir immer wieder Übles tut? Nicht siebenmal sollst du ihm vergeben, sondern siebenundsiebzigmal. Gehe hin und weise ihn gütig zurecht. Hört er dich, so hast du ihn gewonnen. Hört er dich nicht, so wiederhole deine Mahnung. Hört er dich noch nicht, so suche einen freundlichen Vermittler. Hört er auch den nicht, dann lasse die Gemeinde entscheiden. Und erst, wenn du deinen Bruder gerettet und in Zufriedenheit siehst, sollst du wieder fröhlich sein."

Als sie noch so reden, drängt sich ein junges Weib in den Saal, eine von solchen, die ihm überallhin folgen und ungeduldig vor der Tür schmachten, während der Meister im Hause auf Besuch ist. Tief geduckt, fast unbemerkt eilt sie herbei, hockt sich nieder vor Jesus und beginnt aus einem Gefäß ihm die Füße zu salben. Er läßt es ruhig geschehen; der

Gastherr aber, der ihn geladen, denkt bei sich: Nein, Prophet ist das keiner, sonst müßte er wissen, wer es ist, der ihm jetzt die Füße salbt. Ist es nicht die Sünderin von Magdala? — Jesus errät seine Gedanken und spricht: „Freund, ich will dir etwas sagen. Ein Mann ist, der hat zwei Schuldner. Der eine ist ihm schuldig fünfzig und der andere fünfhundert Groschen. Da sie aber nicht zahlen können, so läßt er beiden die Schuld nach. Sage nun, welcher wird ihm am dankbarsten sein?"

„Natürlich, dem er am meisten nachgelassen hat," antwortet der Gastgeber.

Und Jesus: „Du hast recht. Auch diesem Weibe ist viel nachgelassen worden. — Siehe, du hast mich geladen in dein Haus, deine Diener haben diesen Saal mit Rosenduft erfüllt, da doch die reine Luft zu den Fenstern hereinweht. Sie haben mit Glocken- und Saitenspiel mein Ohr gereizt, da doch der helle Vogelsang hereinklingt. Sie haben mir den Wein in kostbarem Kristall gereicht, da ich doch gewohnt bin, aus irdenen Schalen zu trinken. Daß mich aber von der langen Wanderung über die Steppe her die wunden Füße schmerzen könnten, daran hat niemand gedacht als dieses Weib. Sie hat viel Liebe, darum wird ihr viel verziehen."

Der Sittenrichter muß schweigen. In der Jünger Runde hört man das Wort: Jesus der Christ. Weil Christ heißt der Gesalbte. Sie denken dabei an die Salbung der Füße, noch mehr aber an den verheißenen Gesalbten, den Messias, und sie erinnern

sich wieder jener gewaltigen Bergrede, die ihre Seelen verwandelt hat.

Etliche jedoch sind da, die es nicht verwinden können, daß der Prophet mit dieser Gefallenen so gütig gewesen ist. „Wie anders," so deuten sie es, „spricht er doch mit diesem jungen Weibe als mit seiner Mutter!" Und wie sie noch sehen, daß sie in seinem Gefolge ist und ihn begleitet überall hin, ihm die Sandalen anlegt, wenn die Pfade steinig sind, ihm den Mantel trägt, wenn es heiß ist, da sind sie äußerlich unmutig und heimlich gar zufrieden und hegen untereinander manch schalkhafte Rede. Jesus hat es wahrgenommen und dazu nicht geschwiegen.

„Seid ihr denn so niedrig und so verderbt!" ruft er ihnen einmal zu, „daß ihr zwischen Mann und Weib nichts als die Sünde sehet? Seid ihr unfähig auch nur zu denken, daß der Geist das Fleisch besiegen kann? Er kann es, und wieder sage ich, er kann es. Ja, noch mehr, wo das Leben im Geiste stark ist, da gibt es weder Mann noch Weib. Nicht jeder bedarf es."

„Der Mensch ist schwach!" sagen sie.

Darauf einer der Jünger: „So werde er stark. Er stärke seinen Willen, lege allen Wert und alle Kraft auf geistiges Leben und er wird sehen, wie die Sinne zur Ruhe kommen, wie er allmählich frei wird und Größeres vollbringt, als es Erdenkindern erreichbar scheint."

Aber ihr Vorwitz ist noch nicht gedämpft und so frägt einer, weshalb Gott Adam und Eva er-

ſchaffen hätte, wenn er nur pure Geiſter haben wolle?

Darauf antwortet er: „So ſeid ihr. Zuerſt tadelt ihr, daß der Menſchenſohn es mit Eva hielte und nun ärgert ihr euch, weil er im Weibe die Schweſter ſieht. Warum ſeid ihr denn ſo wachſam für das? Weil ihr nichts anderes denken könnt als Fleiſch, weil ihr nichts anderes liebt als Sünde. Ihr Späher und Sittenſchnürfler! Täglich würdet ihr der unnatürlichen Laſter begehen, wenn es Gott nicht zurecht geſetzt hätte in Adam und Eva! Ihr Söhne des Lehm, ſo ſuchet die Gattin, aber nicht um Lüſte zu pflegen, ſondern um ſie zu dämpfen. Jeder erfülle in ſeiner Weiſe die Abſichten Gottes und reinige die Schwelle ſeiner eigenen Tür!“

Von dieſem Tage an ſind die Nörgler ſtumm geworden und keiner wagt es mehr, das geſchwiſterliche Verhältnis des Propheten zum Weibe aus Magdala auch nur mit einem Worte anzutaſten. Aber es kommt die Zeit da ſie ſagen, es ſei ſchade, daß dieſer ganze, herrliche Mann keine Familie hätte. Allenthalben, wo er ſich zeige, liefen ihm die Kleinen zu und ein größerer Kinderfreund ſei in Galiläa nicht zu finden. Und es erſcheint manchmal vor ſeiner Seele ein trautſames Bild: Die Werkſtätte zu Nazareth, und an Feierabenden ſitzt er behaglich im Kreiſe von Mutter, Weib und Kind. Leicht wird er dieſer Erſcheinung Herr. — Das können Unzählige. Ich muß das tun, was kein anderer kann.

Eines Tages, als der Meiſter gegen Kapernaum

hinabgeht, merkt er, daß die Jünger, die vor seiner hinschreiten, in einem leisen aber lebhaften Wortwechsel begriffen sind. Sie streiten untereinander, welcher von ihnen wohl der Gottwohlgefälligste sei. Jeder bringt mit Spitzfindigkeit seine Verdienste um den Meister vor, seine Opfer, seine Entbehrungen und Leiden und seine Befolgung der Lehre. Da tritt ihnen Jesus rasch näher und sagt: „Was führt ihr da für ein törichtes Gespräch? Indem ihr euch der Tugenden rühmt, beweist ihr, daß euch die größte mangelt. — Seid ihr die Gerechten, daß ihr so vorlaut dürfet reden?"

Darauf antwortet einer von ihnen zaghaft: „Nein, Herr, die Gerechten sind wir nicht. Doch hast du selber gesagt, daß im Himmel mehr Freude sei über Büßer als über Gerechte."

„Über Büßer ist Freude, wenn sie demütig sind. Aber wisset ihr, über wen noch mehr Freude ist im Himmel?"

Denn mittlerweile hat sich das Volk herangedrängt. Frauen führen kleine Kinder an der Hand, tragen noch kleinere auf dem Arm, um ihnen den Wundermann zu zeigen. Andere der Knaben drängen sich zwischen den Beinen der Leute durch nach vorne, um ihn zu sehen und sein Kleid zu küssen. Man will sie zurückscheuchen, daß sie den Meister nicht belästigten. Er steht unter dem Feigenbaum und ruft laut: „So lasset doch die Kleinen zu mir kommen!" Und die Kinder, die rundgesichtigen, krausköpfigen, hellängigen springen heran, daß die Kleidlein fliegen,

und umringen ihn, die einen frohgemut, die anderen scheu und beklommen. Er setzt sich auf den Rasen, er zieht die Kleinen an seine Seite, hebt die Kleinsten auf seinen Schoß. Sie schauen zuerst mit weit aufgerissenen Äuglein in sein freundliches Gesicht; er scherzt mit ihnen, da lächeln sie zart oder lachen hell. Und sie spielen mit seinen Lockenringeln und sie schlingen ihre Ärmchen um seinen Nacken. So vertraulich und vergnügt sind sie und so bewegsam umgaukeln die kleinen Geschöpfe den Propheten, daß die Menge in schweigender Freude dasteht. Aber auch Jesus ist von seliger Freude erfüllt, so daß er laut ausruft: „Diesen ist das Himmelreich!" — Wie Maienhauch weht das Wort hin über die Menge. Aber manchem wird bange, als der Meister beisetzt: „Sehet, wie sie sind: arglos, fromm und fröhlich. Ich sage es euch: Wer nicht wird wie ein Kind, der geht nicht ins Himmelreich ein! Und wehe dem, der eines dieser Kleinen verführt, dem wäre besser, man hätte ihm einen Mühlstein an den Hals gebunden und ihn ins Meer versenkt! Wer aber ein Kind aufnimmt um meinetwillen, der nimmt mich auf."

Nun glauben es die Jünger zu erraten, über wen im Himmel Freude ist, und sie streiten nicht mehr über ihre Verdienste.

Digitized by Google

Das Land Galiläa ist reich an Armen und arm an Reichen gewesen. Man hätte also meinen sollen, Jesus, der Armenfreund, wäre hier der rechte Mann. Und doch hat seine Lehre nicht Boden fassen können gerade in diesem Lande. Unter den vielen Armen sind die wenigen Reichen um so mächtiger, und diese haben ihren ganzen Einfluß auf das Volk aufgeboten, den Propheten von seiner Höhe zu stürzen und seine Tätigkeit zu untergraben. Die besten Werkzeuge der Hochgestellten sind die Rabbiten gewesen, und von diesen ist der Trugschluß verbreitet worden, daß ein Volk, welches dieses Mannes Grundsätzen nachlebe, in kurzer Zeit zugrunde gehen müsse. Denn die Armen, die freiwillig auf ihr Letztes verzichten, müßten noch ärmer, und die Reichen, die den Vorteil ausnützen, noch reicher werden. Dabei ist nämlich vorausgesetzt, daß nicht die Reichen, nur die Armen des Propheten Lehre annehmen, während wir wissen, daß sich Jesus besonders an die Reichen wendet, sie zur Umkehr ruft, und zwar auch zum Vorteile der Armen. Sie aber sagen: Die Reichen kehren nicht um, sondern verzehren den sanftmütigen Jesujünger, wie der Wolf das Schaf. Das leuchtet vielen ein und sie werden mutlos: Der Prophet meint es zwar gut, aber es kommt doch nichts dabei heraus.

Dazu wird bekannt, das Jesus sich habe salben lassen. Sich salben lassen, das heißt der Gottgesandte, der Messias sein wollen! Und das geht wider die bestehende Ordnung, wider den König. — So deuten

es die Prediger in den Synagogen, in den Häusern und auf den Straßen, verschweigen aber, daß die Salbung nur von einer niedrigen Person geschehen sei, um ihm die wunden Füße zu heilen. In Wahrheit ist es diesen Warnern nicht um das Volk und nicht um den König zu tun, sondern um ihren Buchstaben.

Als das Weib, das ihm die Füße gesalbt, merkt, daß er um sie Verdächtigung leidet, geht sie schweigend ihre gesonderten Wege. Kein Mensch hängt so heiß an ihm wie sie und keiner geht so still davon. Sie geht nicht mehr hinab nach Magdala zu dem alten Manne, den sie aus Mitleid geheiratet und aus Liebe — vergessen hat, sie geht zu Verwandten nach Bethanien. Seit der Prophet sie aufgehoben und vor allem Volke gerechtfertigt hat, verschließt man ihr dort das Haus nicht mehr, sondern hat sie freundlich aufgenommen.

Jesus nimmt wahr, wie unter ihm der heimatliche Boden wankt, wie die Leute anheben, sich immer mehr von ihm zurückzuziehen, wie sie ihm die Herbergen versagen und Fallen legen. So zieht er nun mit denen, die ihm treu geblieben, hinaus in die Steinberge von Judäa. Unterwegs gewinnt er neuen Anhang und in der Wüste kommen Leute aus allerhand Völkerschaften herbei, mit Bündel und Stab, um den seltsamen Prediger zu hören. Die einen sind übersättigt von der dürren Phariten-Weisheit, die anderen sind enttäuscht von der schlechten Verwaltung des Landes, von den hohen Versprechungen der

Römer, sind zerschlagen von dem wirtschaftlichen Niedergange der Arbeit, von der Erlahmung der Geister, von der Verrohung der Menschen. Etliche sind vor den Räuberbanden eines Barab geflohen, die in der Wüste ihr Unwesen treiben. — Nun sind sie da und hungern nach lebendigem Worte, um ihre verschmachtenden Seelen zu nähren. Johannes ruft ihnen entgegen: „Seine Lehre ist Nahrung. Das Wort wird Fleisch. Wer sein Fleisch ißt und sein Blut trinkt, der wird nicht sterben!"

Sie wundern sich darüber. Wie soll man das nur verstehen, wer sein Fleisch ißt und sein Blut trinkt?

Hierauf Johannes: „Das Wort wird wie Fleisch, es nährt die Seele. Unseren Vätern ist Manna vom Himmel gefallen und sie sind dennoch gestorben. In seinem Worte fällt uns ein Brot vom Himmel, das unsterblich macht." Sie erinnern sich auch an einen anderen Ausspruch: Sein Fleisch ist wahrhaft eine Speise! Und erklären es sich so, daß der Menschenleib bestimmt sei, vom Geiste aufgezehrt zu werden, wie Docht und Talg von der Flamme. — Also muß der Mensch, um göttlich zu werden, das Göttliche menschlich nehmen.

Nun bleiben sie Tag und Nacht bei ihm, ihrer Tausende, und werden satt. Und viele bitten ihn, daß er Wasser über ihr Haupt gieße, zum Zeichen, daß sie seine Anhänger geworden sind und rein sein wollen.

Da ist es in einer Sternennacht der Wüste. In einer jener Sternennächte, da die Gestirne in funkeln-

der Klarheit niederleuchten und aus den Steinen ein bläuliches Schimmern und Qualmen hervorlocken — so daß es ist, wie ein Auferstehen verklärter Seelen. Einer der Jünger betrachtet diesen in heiliger Stille so gewaltig lodernden Sternenhimmel und sagt: „Brüder, mich schauert vor dieser Unermeßlichkeit!"

Der andere Jünger: „Und ich freue mich über diese Unermeßlichkeit."

„Ich flüchte vor meiner Bangigkeit zum himmlischen Vater."

„Und ich bringe dem himmlischen Vater meine Freude."

Alles hat sich in weitem Kreise um Jesus gelagert. Man will ruhen, aber man kann nicht schlafen. Die Nacht ist zu feierlich.

Und nun beginnt einer leise zu reden: „Hier ist's wie im Reiche Gottes."

Da hebt ein anderer sein Haupt, das auf dem unterstellten Arm gelegen ist und sagt: „Weißt du denn, wie es im Reiche Gottes ist?"

Jetzt schweigt jener, aber nach einem Weilchen antwortet er: „Zwar weiß ich das nicht, denke aber gerne darüber nach. Er spricht so oft vom Himmelreich. Ich möchte wohl doch Näheres davon wissen."

„Fragen wir ihn."

„Frage du ihn."

„Ich wage es nicht."

„Fragen wir den Johannes. Der kennt ihn am besten, der wird es schon wissen."

Johannes ruht auf dem Sand und legt sein Haupt

auf einen Stein. Die weichen Locken sind sein Kissen. Aber auch er schläft nicht. Sie schleichen hin und fragen ihn dreist, wo das Himmelreich sei, von dem der Meister so oft spricht. Ob unter der Erde, oder über der Sonne? Oder wann es anhebe, bald — oder in tausend Jahren?

Sagt Johannes: „Wie lange seid ihr schon mit ihm?"

„Der Wochen sieben."

„Und ihr wisset noch nicht, wo das Himmelreich ist? Dann versteht ihr seine Sprache nicht."

„Er spricht doch die Sprache unserer Väter."

„Er spricht die Sprache des Reiches Gottes. Erinnert euch doch: Das Himmelreich ist, wo Gott ist. Gott ist, wo die Liebe ist. Wo die vertrauende, opferstarke, freudvolle Liebe ist."

„Und wo ist diese?"

„Was denket ihr?"

„Die Liebe, denke ich, muß wohl im Herzen sein."

Und darauf Johannes: „So wisset ihr auch wo das Himmelreich ist."

Die zwei schauen einander an, scheinen es immer noch nicht genau zu wissen. Da geht Johannes zu Jesus, der auf dem Felsen sitzt und lange hinausgeblickt hat in die weite Nacht, als wäre sie voller Gesichte. Sein Antlitz ist so hell, als hätte sich in ihm der Sterne Schein vereinigt.

„Meister," sagt Johannes. „Wir finden keinen Schlaf. Erzähle uns vom Himmelreich."

Jesus wendet sich und auf seine nächsten Jünger

weisend spricht er: „Euch ist es gegeben, das Geheimnis vom Himmelreich zu wissen. Den andern dort kann es nur durch Gleichnisse erklärt werden. Denn das Reich Gottes kann nicht aufgebaut werden aus Holz oder Stein wie ein Tempel, es kann nicht erobert werden wie ein Königreich, es kann nicht mit leiblichem Auge geschaut werden wie ein blühender Garten und man kann nicht sagen, da ist es oder dort ist es. Das Reich Gottes muß erstürmt werden mit der Gewalt des Willens, und wer stark und beständig ist, der reißt es an sich. Sein Auge und seine Hand muß ununterbrochen gerichtet sein auf diesen Pflug, der das Erdreich furchet für die große Ernte. Wer seine Hand an den Pflug legt und schaut auf anderes, der ist fürs Reich Gottes nicht geeignet. Aber dem, der es ernstlich sucht, kommt es über Nacht. Der Same, gestern auf den Acker geworfen, ist aufgegangen — der Mensch weiß nicht wie. Der Same ist das Wort von Gott, das ausgestreut wird hin nach allen Seiten. Ein Teil fällt auf den Weg, ihn fressen die Vögel. Ein Teil fällt in die Dornen, er wird erstickt. Ein Teil fällt auf seichte Erde, er geht auf, aber verdorrt in der heißen Sonne. Nur der kleinste Teil fällt auf gutes Erdreich und trägt große Frucht. So ist es mit der Gottesbotschaft. Die bösen Neigungen verzehren sie, die irdischen Sorgen ersticken sie, die glühenden Sinne verdorren sie, aber das nach Gott verlangende Menschenherz nimmt sie auf und in ihm wird das Wort zum Himmelreich."

In der ruhenden Menge haben sich immer

mehr Köpfe aufgerichtet. „Er spricht!“ Da regt es sich und alles lauscht.

Jesus erhebt seine Stimme und fährt fort also zu reden: „Etliche von denen, die mich jetzt hören, haben das Himmelreich in sich. Aber seid wachsam! In der Nacht kommt der Feind und säet Unkraut. — Höret weiter. Das Wort ist wie ein Senfkorn. Das ist unter allen Samenkörnern das kleinste und wird doch der größte Baum. Vielleicht ganz unversehens ist dir ein Wort ins Herz gefallen. Du achtest seiner kaum, gehst darüber hinweg, aber es keimt heimlich, auf einmal ist die Erleuchtung da, und du hast das Himmelreich. Und dann ist es wie ein Sauerteig, der dein ganzes Wesen erregt und ändert. Und wie ein auf dem Acker verborgener Schatz ist das Himmelreich, der Mensch findet ihn, verkauft mit Freuden alles, was er hat und kauft diesen Acker. Und wie eine Perle ist es, für die ein Kaufmann alle Reichtümer hingibt. Aber es ist auch wie ein Lampenlicht, an das man immer Öl gießen muß, wenn es nicht verlöschen soll. Verlischt es, so hast du kein Licht, wenn plötzlich der Überfall kommt. — Und vernehmet auch das: Der Herr des Himmelreiches ist wie ein König, der dem Knecht auf vieles Bitten alle Schuld nachläßt. Der Knecht aber schenkt seinem Schuldner die Schuld nicht, sondern läßt ihn ins Gefängnis werfen. So ruft ihn der König vor seinen Richterstuhl und spricht: Ich habe mich über dich erbarmt und du hast dich über deinen Mitknecht nicht erbarmt. So werfe ich dich jetzt auf die Folterbank, bis du

mir von deiner Schuld den letzten Heller bezahlt haſt. Wer nicht nachläßt, dem wird nicht nachgelaſſen werden."

Jeſus ſchweigt und durch die Menge geht ein banges Zittern. Johannes kommt zu dem Manne, der ihn vorher gefragt hat und ſagt: „Weißt du es nun, was er mit dem Reiche Gottes meint?"

„Ich ahne es."

„Das iſt einſtweilen genug. Es iſt die Gnade, die Seligkeit und das Gericht . . . Denke, er hat, um das Himmelreich zu zeigen, die Nacht gewählt. Denn es iſt nicht eine Ausſchau, es iſt eine Einkehr. Menſch, wenn du das Himmelreich haſt, ſo haſt du's in deiner Seele. Iſt es da nicht, ſo ſucheſt du es anderswo vergeblich."

„Aber," wagt jetzt jemand zögernd zu ſagen, „es muß doch auch noch anderswo ſein. Der Meiſter ſagt ja ſelbſt: Vater im Himmel!"

Dem antwortet Johannes: „Das Himmelreich iſt überall, wo du biſt, wohin du kommſt mit deinem Vertrauen und mit deiner Liebe. Denke nur nicht, daß du ſolche Geheimniſſe mit deinem Verſtand faſſen müſſeſt."

Da hat jener nicht mehr gefragt.

Nun kommt ein Greis gewankt und der wagt ſich an Jeſus mit der Frage, was er tun ſolle? Er ſei ein weltlicher Menſch, habe immer nur der Erde gelebt und nun höre er, für ihn ſei es zur Umkehr zu ſpät. „Wie komme nun ich zum Himmelreich?"

Hierauf hat Jeſus das folgende geſagt: „Ein

Mann nimmt Arbeiter auf für seinen Weinberg. Den einen nimmt er am Morgen auf, den andern um Mittag und den letzten gegen Abend, als das Tagewerk schon beinahe zu Ende geht. Und als es zur Auszahlung kommt, gibt er jedem gleich viel Lohn. Da beklagen sich die am Morgen und Mittag Aufgenommenen, sie hätten doch viel länger gearbeitet in des Tages Last und Sonnenhitze und sollten nicht mehr Lohn haben, als der, so erst am Abend eingetreten ist und kaum eine Stunde gearbeitet hat? Darauf spricht der Herr des Weinberges: Ich habe mit euch doch vorher den Lohn besprochen und er ist euch recht gewesen. Was geht es euch an, wenn ich dem andern etwas schenke!" — — Wer spät zu mir kommt, der kommt gerade so zu mir, als der schon am Morgen da ist. Hauptsache ist, daß er zu mir kommt.

Da hebt der Greis vor Freude an zu weinen darüber, daß er aufgenommen ist, so spät am Tage er auch in den Weinberg Jesu gekommen.

Weil der Meister jedem so willig zur Rede steht, so kommen in dieser Zeit noch andere zu ihm, bittend, daß er ihnen Unfaßbares deuten möchte. Da hätte er einmal eine Geschichte erzählt vom König, der, nachdem die bestellten Gäste abgesagt haben, die Leute der Straße laden läßt zu seinem Hochzeitsmahl. Diese erscheinen, aber einer hat kein Hochzeitsgewand an. Den läßt der König in die Finsternis werfen. Der Meister hätte damit wohl ein Gleichnis sagen wollen, aber sie könnten es nicht verstehen. Der König

ist zu hart, er muß doch im voraus wissen, daß Leute von der Straße kein Hochzeitsgewand am Leibe tragen.

Jesus schweigt, Jakobus redet: „Und die Geladenen müssen wissen, daß man zu einer Königshochzeit nicht in zerrissenen und beschmutzten Kleidern kommt. Geladen sind freilich alle, aber wer unrein und ohne Demut kommt, der wird wieder hinausgewiesen ins Dunkle. Unvorbereitet trete keiner ein."

Auch noch ein anderes seiner Himmelreichgleichnisse beunruhigt sie. Das vom ungerechten Haushalter, den sein Herr lobt, weil er so klug für sich selbst gesorgt hat mit dem ihm anvertrauten Gelde. Dieser Verwalter weiß nämlich, daß er entlassen werden soll und läßt den Schuldnern seines Herrn heimlich einen Teil der Schuld nach, damit er dann bei ihnen gute Aufnahme finde. Und er hätte recht getan! — „Ja, kann man sich denn das Himmelreich kaufen mit Gütern die nicht unser Eigentum sind?"

Spricht ein Maultiertreiber drein: „Ich denke mir bei dieser Geschichte gerade so: Keiner von uns hat auf dieser Erde ein Eigentum. Wir alle sind nur Verwalter der Güter, und wenn wir davon den Dürftigen hingeben, so sind wir zwar ungerechte Verwalter, weil wir etwas geben, das nicht uns gehört, und doch tun wir recht."

Über diese Auslegung haben etliche die Köpfe geschüttelt, besonders Reiche und Schriftweise wollen sie nicht begreifen. Jesus aber sagt im Gebete: „Ich preise dich, Vater, daß du vieles, was dem Welt-

Digitized by Google

weisen verborgen ist, dem Einfältigen enthüllest. Selig, die nicht an meiner Lehre Anstoß nehmen!"

Aber noch immer kommen die Jünger, um einander zu fragen, wenn ihnen etwas dunkel ist. So weiß Thomas auf einmal nicht, was der Meister unter dem Worte Wahrheit versteht. Er sei die Wahrheit. Man müsse Gott anbeten in der Wahrheit, und wer aus der Wahrheit sei, der verstehe Gottes Wort.

Was sagt Johannes, der jüngste unter ihnen? „Die Kinder der Welt nennen es Wahrheit, wenn sie mit dem Hammer einen Stein zerschlagen, und finden, daß er aus Kalk ist. Sie nennen es Wahrheit zu wissen, wie die Fische im Meer und die Würmer in der Erde sich unterscheiden und wie sie die Räume des Himmels mit Ziffern messen können. Sie nennen es Wahrheit, wenn festgestellt ist, daß ein Samenkorn keimt und des Menschen Leib nach dem Tode in Staub zerfällt. Wahrlich, das sieht jeder mit eigenen Augen. Aber ist denn das irdische Auge die Wahrheit? Und sagt er dann: „Ihr sollet die Wahrheit *wissen*? Nein, er sagt: ihr sollet die Wahrheit sein."

Die Wahrheit *sein*. Ohne Hehl und Falsch sein, treu und wahrhaftig in der Gesinnung sein.

So suchen sie einander zu fördern in dem Begreifen des Himmelreiches und mancher jubelt Tag und Stunde, weil er das — was die Weisen aller Zeiten gesucht — gefunden hat.

Der Armen, Verachteten und Unglücklichen versammeln sich immer mehr um ihn. Oft ist das wunderliche Wüstenlager gefüllt mit Kranken, Mühseligen und Verzagten. Viele sind mit schweren Bekümmernissen, aber von Hoffnung getragen, aus weiter Ferne gekommen; und nun, da sie ihn schlank und ernst dort stehen und in tiefen Worten lehren sehen, verläßt sie der Mut und sie getrauen sich nicht zu ihm. Sie sind voller Zagen. Da breitet er die Hände aus und ruft: „Kommet doch heran! Kommet alle zu mir, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch laben. Ich bin nicht gekommen, zu richten und zu strafen. Ich bin gekommen zu suchen, was verloren, zu heilen, was krank, und lebendig zu machen, was tot war. Ich bin gekommen zu den Traurigen, daß sie getröstet, zu den Gefallenen, daß sie erhoben werden. Ich gebe mich selbst für viele zur Erlösung. Von dieser Welt ist meine Macht nicht, ich bin Herr im Reiche Gottes, wo alle selig sind in vertrauender, freudiger Liebe. Kommet zu mir, ihr Irrenden und Vergehenden! Ich habe für euch die Freude und das ewige Leben."

Die Jünger blicken einander erstaunt an. In solch erhabener Sanftmut hat er noch nie gesprochen. Das Volk hat sich schluchzend um ihn gedrängt, seine Worte sind vielen Öl auf die Wunden. Die wenigsten denken daran, wie es denn möglich sei, daß ein Mensch so spricht, so stolz, so liebreich und so göttlich. Gepackt von Begeisterung und Vertrauen geben sie sich ihm hin, in seiner Nähe werden Hungernde satt, Blinde

sehend, Zweifelnde glaubend, Lahme gehend, Verzagte gestärkt, tote Seelen lebendig.

Simon ist immer hoch erfreut, so oft neue Wanderer herbeikommen und wenn abziehende das Gelöbnis tun, des Meisters Lehren zu befolgen. Hingegen derb aufgebracht ist er, wenn sie sich abweisend verhalten, weil es ja nicht möglich sei, seine Forderungen zu vollbringen. Auf derlei müßige Erregungen des Simon erzählt Jesus wieder eine Geschichte: „Ein Mann hat zwei Söhne, wovon er jedem befiehlt auf seinen Acker zu gehen, um zu arbeiten. Der eine sagt: Ja, Vater, ich will sogleich hingehen. Nachher überlegt er, daß die Arbeit schwer sei und geht nicht hin. Der andere Sohn sagt dem Mann ins Gesicht, er wolle nicht auf den Acker gehen, die Plage sei zu groß. Wie er allein ist, denkt er: Ich will doch trachten, den Willen des Vaters zu tun, geht auf den Acker und arbeitet. Was dünkt euch, welcher von den beiden hat recht getan?"

Ein Schriftforscher antwortet: „Der ihm zugesagt, hinzugehen. Denn es steht geschrieben: Wer sich bereit erklärt, das Gesetz zu befolgen."

Jesus ist über diesen Beweis verblüfft. Mit Wehmut sagt er: „Es ist erstaunlich, wie falsch sie die Schrift auslegen. Wahrlich, eher werden öffentliche Sünder in das Himmelreich finden als diese Schriftlehrer!"

Von dieser Stunde an hat Simon sich nicht mehr

gefreut an leeren Zuſagen und ſich nicht mehr geärgert über die Ablehnung derer, die ſpäter vielleicht in Demut kommen, um die ſchwere Arbeit aufzunehmen. Geduldig, wie er einſt am See mit dem Netze gewartet, wartet er auch jetzt, ob ſie kommen wollen. Und ſo deutet er ſich ein dunkles Wort des Meiſters: Alle ſind gerufen, viele kommen, wenige bleiben.

In Jeruſalem, der Königsſtadt, hat zu jener Zeit ein glücklicher Mann gelebt. Der hat alles gehabt, was das Leben fein macht: Große Reichtümer, mächtige Freunde und ſchöne Freundinnen, die ihm täglich das Haupt mit Roſen bekränzen. Sein Leben iſt noch jung, von ſeinen Wünſchen iſt ihm jeder erfüllt, bis auf den einen, bis auf den, daß es immer ſo bleiben möchte. Und wenn zwiſchen den lauten Freuden bisweilen ein ſtilles Stündlein iſt, da er zu ſich ſelbſt kommt und ſein Glück betrachten und meſſen kann, da wird ihm bange. Ja, da iſt ihm hart wehe geworden, denn täglich ſieht man es an allen Orten, wie die Güter vergehen und die Bahren derer, die geſtern noch vergnügt geweſen, hinausſchwanken zu den Gräbern.

Nun hört dieſer glückliche und bange Menſch, daß draußen in der Wüſte ein Prophet ſei, der das ewige Leben habe. Er wiſſe von unzerſtörbaren Reichtümern und Glückſeligkeiten und die halbe Welt lieſe ihm zu, um deren teilhaftig zu werden. Alſo entſchließt ſich auch Simeon — das iſt ſein Name — dieſen Mann aufzuſuchen. Er verwahrt ſeine Edelſteine in eiſerne Truhen, übergibt ſeine Paläſte, Weingärten und Schiffe ſamt allen Knechten dem Verwalter, befiehlt ſeine Lieben dem Schutze der Götter und verſammelt um ſich ſeine Sklaven. Im weichen, hellen Gewande, das mit Gold und Kleinodien reich geſchmückt iſt, an der Seite das krumme Schwert, an dem Hute die flatternden Federn ſeltener Vögel, ſo

reitet er auf hohem Rappen zur Stadt hinaus. Der Dienertroß begleitet ihn; an seiner Seite reiten auf afrikanischen Lasttieren bewegsame Mohren, die Scheibe eines Sonnendaches über ihn haltend, mit blumigen Fächern Kühlung ihm ins Gesicht fächelnd. In goldenen Behältern bringen sie Früchte des Ostens und Südens, schmackhafte Tiere des Meeres und der Lüfte mit, köstlichen Wein, Räucherwerk und Kissen zum Schlummern. An einem Flecken begegnet dieser Zug schwarzen Gestalten, die einen Toten tragen. Auf hohem Brette in weißes Linnen gewickelt liegt er und darüber in den Lüften kreist ein Rabe. Simeon wendet sich unwillig ab, seine Natur erschauert vor allem, was tot ist. Münzen läßt er streuen in den Trauerzug, wie er am liebsten über alles Leid und alle Trauer eine bunte, mit Edelsteinen besetzte Hülle werfen möchte.

Als er ans Steingebirge kommt, beginnen die fremdländischen Tiere zu straucheln und bleiben zurück. Der Rappen setzt seine Hufe unsicher auf die klingenden Platten, sein Kopf bäumt sich schnaubend auf und er will nicht voran. Simeon hält Rat, wie er weiter kommen könne. Landleute führen Maultiere herbei und bieten sie an, er lehnt sie ab. Auf so verächtlichem Tiere will er nicht zum Propheten kommen, der den Schlüssel zu den unzerstörbaren Gütern und zum unaufhörlichen Leben hat. Seine Sklaven müssen eine Sänfte bauen, er legt sich unter glitzerndem Zelt auf weiche Kissen und so tragen sechs Mohren den Herrn in der Wüste dahin. Wo auf

der Oase Rast gehalten wird, da ist es wie ein königliches Lager; in Kristallbechern reichen Diener ihm den Trunk der Quelle, flinke Köche bereiten ihm das Mahl, schöne Frauen, deren Haut zart wie Sammt ist und braun wie Kupfer, strählen ihm das schwarze Haar, ergötzen ihn mit Harfenspiel und bewaffnete Knechte halten Wacht gegen den Wüstenhäuptling Barab.

Weil die Landschaft immer noch unwirtlicher wird, so daß trotz aller Mittel manche Beschwerde nicht ganz zu vermeiden ist, so erinnert Simeon sich an die Behaglichkeit in seinem Palaste zu Jerusalem und er denkt an Umkehr. Und doch zieht's ihn fort, dem Weisen entgegen, um das Unvergängliche zu erfahren. Über kahle Höhen her kommen Leute, die wissen schon zu erzählen von dem Lehrer, der am anderen Rande der Wüste sei, zeitweise allerlei Volk um sich versammelt habe und vom ewigen Gottesreiche spreche. Also schwankt die Sänfte weiter und kommt am nächsten Tag durch dürre Felsschluchten hinab in das Tal, das von wenigen Öl- und Feigenbäumen beschattet ist. Um einen solchen Feigenbaum stehen und hocken Leute beisammen, zumeist armselige, kummervolle Gestalten, Elende, wie sie heimlos und von Liebe verlassen umherirren. In schlechte Lappen gehüllt und gebeugt, so wenden sie ihre Gesichter dem Baume zu — denn dort steht er und redet.

„Seid nicht traurig und nicht verzagt. Ihr versäumt nichts an der lockenden Welt. Der Vater und sein Reich ist euer. Vertraut ihm, ihr seid sein. Er-

freuet euch durch Liebe, es geschieht euch leichter, wenn ihr liebet, als wenn ihr hasset. Und bei allem, was euch zustößt, haltet euere Seele fest, sonst habt ihr nichts zu verlieren."

Simeon hat die sonderbaren Worte deutlich gehört und bei sich gedacht: Sollte es dieser sein? Nein, unter eine Rotte von Gesindel setzt sich der Weise nicht. — Und doch sagen sie, er sei es. Simeon steigt aus seiner Sänfte, das wie ein Halbreifen gekrümmte Schwert zieht er mit einer Hand heran, daß es nicht rassele auf den Steinen. So drängt er sich sachte vor. Moderstaub der alten Gewänder, Schweiß der Menge — wie widerlich ist Armenleutegeruch! Die Versammelten weichen scheu zurück vor dieser lichten Herrengestalt, wie sie eine ähnliche in der Nähe des Meisters noch nicht gesehen haben. Jesus steht ruhig unter dem Feigenbaum und sieht den Fremdling kommen. Drei Schritte vor ihm bleibt dieser stehen, neigt sein Haupt, legt die Hand an die Stirn, also wie ein König den andern grüßt.

„Herr," spricht der Fremdling und seine Stimme ist nicht scharf und grell wie sonst, wenn er seinem Gefolge Befehle gibt, vielmehr gedämpft und beklommen: „Herr, ich komme einen weiten Weg zu dir. Ich habe dich lange gesucht."

Jesus streckt schweigend die Hand nach ihm aus.

Simeon ist erregt, er möchte sein Anliegen sogleich vorbringen, um bald wieder gen Jerusalem ziehen zu können, aber die Rede will nicht fließen. Stammelnd sagt er: „Herr! Ich höre, daß du vom

ewigen Leben weißt, ich komme deshalb zu dir. Sage mir doch, wo ist es zu finden? Was soll ich tun, um das ewige Leben zu haben?"

Jesus tritt einen Schritt vor, blickt den Mann ernst an und sagt: „Willst du leben, so halte die Gebote des Moses."

„Des Moses?" antwortet der Fremdling verblüfft. „Aber das tue ich ja. Obschon ich von den Heiden stamme, so habe ich mich doch in diesen Dingen dem Volke angeschlossen, unter dem ich wohne. Indes, es ist nicht um das. Sie sterben. Aber ich möchte immer leben."

Da spricht Jesus: „Willst du immer leben, so halte dich an den, der immer lebt. Liebe Gott mehr als alles und deinen Nahemenschen wie dich."

„O Herr!" sagt Simeon, „das bestrebe ich mich ja zu tun. Und doch ist mir bange."

Darauf Jesus: „Dir ist bange, weil du es tun solltest und tun möchtest und doch nicht tust. Du besitzest Paläste in der Stadt, Fruchtboden auf dem Lande, Schiffe auf dem Meere, beladen mit Kostbarkeiten aus aller Welt. Du besitzest tausend Sklaven. Bücher füllen deine Verwalter, wenn sie es aufschreiben, was du besitzest."

„Herr, du weißt das alles?"

„Freund, dein Aufzug steht im Abglanz der Reichtümer. — Siehe diese Leute, die mir folgen. Sie haben ein schlechtes Kleid und eine frohe Seele, sie haben das Gottesreich in sich. Wenn es dir ernst ist, so mußt du alles, was du hast, hingeben."

„Hingeben? Alles was ich habe?“

„Das mußt du hingeben und werden wie dieſe. Dann komm' mit mir, ich führe dich zum ewigen Leben.“

Als Jeſus ſolches und noch anderes geſprochen hat, ſenkt der Fremdling das Haupt und tritt langſam zurück. — Wie? Dieſen niedrigen, bettelhaften Leuten ſoll ich gleich werden? Freiwillig aus meinem gewohnten Kreiſe niederſteigen in dieſes grenzenloſe Elend? Nein, das kann kein Menſch. Das kann kein Menſch. — — Er tritt in ſein Gefolge zurück und iſt ſehr betrübt.

Jeſus hat ihm ſinnend, mit gütigem Auge nachgeblickt.

„Wer iſt er denn?“ fragen die Jünger. „Er trägt nachgerade einen Königsmantel. Solche Seiden hat man noch nicht geſehen. Iſt es ein Fürſt aus dem Morgenlande? Wenn er gekommen iſt, um uns zu beſchenken, ſo vergißt er jetzt ſeines Vorhabens.“

Ohne die vorwitzigen Reden zu beachten, ſpricht nachdenklich der Meiſter: „Einen Reichen zu gewinnen für die Seligkeit, das iſt ſchwer. Der Menſchen Wille iſt allzu ſchwach. Ihre Sinne ſchwelgen in Überfluß und ihre Seelen laſſen ſie verſchmachten in Bangigkeit. Ja, meine Freunde, eher geht das Kamelhaar durch ein Nadelöhr, als der Reiche in unſeren Himmel.“

Nicht in Bitterkeit, in Trauer vielmehr iſt dieſes Wort geſprochen. Und da tut jemand den Ausſpruch:

„Ja, wenn die Gebote zu schwer sind, dann werden Sünden daraus. Weil man sie übertreten muß.“

Blickt Jesus den Zagenden an und spricht: „Wozu bin ich denn gekommen? Wozu zeige ich euch denn, wie leicht die Last ist? Sehet ihr es nicht schon an euch selbst, wie befreit man ist, wenn das große Sorgen und Jagen aufgehört hat? Aber das werdet ihr erst recht erkennen, wenn die Gnade des Vaters kommt.“

Ihre Ohren hören es kaum. Der Glanz hat sie schon zerstreut und mit verlangenden Augen blicken sie dem Zuge nach, der langsam davongeht, mit seinen Pferden, Kamelen, Reisigen, Mohren und schönen Frauen. Ein altes höckeriges Israelitlein, das hinter einem Steinblock kauert, murmelt mit einiger Bosheit: „Mich dünkt, die möchten auch lieber mit dem Heiden ziehen, als hier auf die Gnade des himmlischen Vaters zu warten.“

Simeon liegt wieder auf seiner schwankenden Sänfte und sinnt. Er trachtet die unverrichtete Sache mit seinem Gewissen in Einklang zu bringen. — 's ist ein Phantast, dieser Prophet. Das Gottesreich in uns, was soll das heißen? Einbildungen und Träumereien! nur geeignet, die Leute träge und untüchtig zu machen. Eine Lehre für Habenichtse und Vagabunden. So sieht es aus, sein: Ewig leben! Solange er lebt, glaubt er recht zu haben, und ist er tot, so kann er's nicht mehr wissen, daß er unrecht hat. Und dabei die gesellschaftliche Gefahr. Der Besitzende nicht Eigentümer seiner Güter? Er müßte

ſie hingeben, an Arme verteilen? Dieſes Gleichviel-haben oder Nichtshaben aller, das jeden Aufſchwung ausſchließt und alles in die jämmerliche Alltäglichkeit niederdrückt. Nein, das iſt mein Heil nicht. Übrigens, einen Vorteil wird dieſe Wüſtenreiſe für mich haben; jetzt wird mir wieder wohler ſein in meinem behaglichen Hauſe.

Doch hat ſich für ihn Gelegenheit ergeben, noch einen Blick in das Bereich zurückzuwerfen, dem er eben wieder den Rücken kehrt. Mehrere, von dem Glanze ſeines Zuges gelockt, ſind ihm von weitem gefolgt. Und auch drei der Jünger ſind ihm nachgegangen, denen darum zu tun iſt, ein Mißverſtändnis zu ſchlichten. An einer Quelle, die aus der Felſenkluft rinnt und um ſich grünen Raſen hat, haben ſie den vornehmen Fremdling eingeholt. Mohren wollen ihnen die Annäherung wehren, aber Simeon erkennt ſie als ganz ungefährlich und läßt ſie vor ſich.

Jakobus, der eine Jünger, ſagt: „Hoher Herr, es iſt ſchade! Ihr ſeid einer von den wenigen, die unſeren Meiſter unverrichteter Sache verlaſſen. Ganz ſo hart wäre es nicht, wie Ihr etwa glaubt. Er ſelber ſagt es, wer nur den rechten Willen hat, der iſt nimmer verloren. Schon der Wille, ewig zu leben, führt dahin.“

„Wozu das?“ ruft Simeon aus, „es iſt ja nicht möglich, was er verlangt!“

„Muß man denn alles gar ſo wörtlich nehmen?“ ſagt Jakobus. „Der Meiſter meint immer das aller-

höchſte Ziel und ſpricht in großen Worten, damit es beſſer im Gedächtnis bleibe."

Simeon wehrt mit der goldbereiften Hand ab: „Alles hingeben, was man hat, alles hingeben! Bitter arm werden . . .!"

Darauf tritt der andere Jünger vor, ſtellt ſich in ſeinem fahlen Gewande her und ſagt: „Seht einmal uns an! Haben denn wir alles hingegeben? Wir haben nie viel mehr gehabt als heute und was wir gehabt haben, das haben wir auch jetzt noch. Unſer Bruder Thomas hat nur einen Rock, weil er vollblütig iſt, ich habe zwei Röcke, weil ich leicht friere. Hätte ich ſchlechte Beine, ſo würde mir der Meiſter gerne einen Eſel geſtatten, wie dem Thaddä. Jedem, was er bedarf. Ihr ſeid ein vornehmer Herr und bedürfet mehr als unſereiner, weil Ihr mehr gewohnt worden ſeid. Aber das, was ihr habt, könnt Ihr lange nicht alles ſelber aufbrauchen. Und doch bedürfet Ihr es, weil es die vielen hundert Menſchen brauchen, die Ihr beſchäftigt, die für das Wohl des Landes arbeiten und die von Euch leben. Ich ſage, daß Euch die Güter gerade ſo zu Recht gehören, wie mir der zweite Rock, und daß Ihr recht gut ſein Jünger werden könnet."

„Vielleicht ſchwatzeſt du zu viel, Philipp," verweiſt Jakobus. „Wenn jemand eine Bußfahrt tun will nach dem ewigen Leben, da reiſt man nicht wie der Kaiſer von Indien. Oder man weiß nicht, was man will. Glaubet mir, hoher Herr, Reichtum iſt immer gefährlich, auch für das Leben. Der ſicherſte

Schutz gegen Neid, Haß und Überfall ist die Armut."

Ein dritter Jünger, Matthäus, ist noch da, der wendet sich mit seinem Worte zuerst nicht an den Fremdling, sondern an die Genossen und sagt: „Brüder! Es ist doch wohl so zu verstehen: Wer das Himmelreich haben will, der muß alles hingeben, was ihn mit Unruhe erfüllt. Sonst kann er nicht ganz beim Vater sein. — Ihr aber" — das sagt er zu dem Herrn aus Jerusalem — „Ihr wollet mit der Welt nicht brechen. Gut, dann tuet das eine und habet Euere Nebenmenschen lieb. Behaltet Euer seidenes Gewand, aber bekleidet auch die Nackenden. Behaltet Euer Pferd zum Ritte, aber schenket dem Lahmen eine Krücke. Behaltet Euere Würde, aber befreiet auch die Sklaven. Gebet den Knechten, was sie verdienen. Wenn Ihr aber glaubt, was sie aus den Äckern, aus den Berggruben, aus den Werkstätten hervorholen, das sei Euer, dann wehe Euch!"

„Ein Übriges wollte ich gerne tun," meint Simeon.

„Gut, so saget jetzt den Sklaven, die Euch umgeben: Ihr seid frei. Wollt ihr mir noch weiter dienen, so will ich gut mit euch sein. Wollt ihr euerer Wege ziehen, so nehmet an Nahrung, an Gewand, an Lasttieren, was ihr bedürft. — Tut Ihr das, Fremdling?"

„Schwärmer! Schwärmer!" schreit Simeon heftig auf. „Wie seht Ihr nur die Menschen! So sind sie nicht, so ist es nicht."

„Aber es wird einmal so sein," sagt Matthäus.

„Das ist ein Messias, der das Reich zerstört, anstatt es aufzubauen!" ruft Simeon, springt auf sein Traglager und winkt zum Aufbruch.

Der Herrenzug bewegt sich langsam und mit zuckendem Glitzern dahin über die dunklen Steinheiden. Die Jünger blicken ihm schweigend nach.

Im gelben Sande liegt ein greises Männlein. Wie ein Berggeist, so zwergig und grau ist es. Dieser Greis ist daheim in dem weiten, öden Gestein. Er liebt die Wüste, wo die großen Gedanken wohnen. Er liebt die Wüste, wo er das Tor in das Nichts zu finden hofft. Jetzt, da auf der Rückkehr zum Meister die Jünger in seine Nähe kommen, windet er langsam seinen Oberkörper aus dem Sande und frägt: „Was sucht dieser Mann, mit dem ihr gesprochen habt?"

„Er sucht die Kraft, ewig zu leben."

„Ewig zu leben?" ruft hierauf der Greis verwundert. „Und deshalb läßt sich der Mann in der Wüste so herumschleppen? Was es doch für wunderliche Menschen gibt. Ich wollte gehen, weiß nicht wie weit, um mein Nirwana zu finden. Das ewige Leben wünsche ich nur meinen Feinden. Schon lange ist es her, daß man gesagt hat, ich wäre hundert Jahre alt. Seid ihr weise Männer, so belehret mich und saget, was muß ich tun, um das Nichtsein zu erlangen?"

Sie sind erstaunt. Das ist eine märchenhafte Erscheinung. Ein Seiender, der nicht sein will! Aber Matthäus weiß ihm zu antworten.

„Freund, dein Begehren ist bescheiden, doch in Erfüllung gehen kann es nimmer. Zum Nichtsein wirst du es nie bringen. Stirbst du, so verlierst du nur deinen Leib, aber nicht dich. Du wirst vielleicht nicht leben, aber du wirst sein, so wie du heute nicht lebst und doch bist. Atmen und Warten ist nicht leben. Leben heißt Erfüllung, heißt Liebe — heißt Himmelreich."

„Mein Himmelreich heißt Nirwana," sagt das Greislein und gräbt sich wieder in den Sand.

Als sie weitergehen, spricht Matthäus: „Er fürchtet das immerwährende Sein, weil er keinen Gott weiß. Aber er ist nicht so weit von uns, als der reiche Mann mit seinem Weltdurst."

Simeon ist weiter gezogen und hat gegen Abend die Oase Kaba erreicht. Dort läßt er für die nächtliche Rast ein Lager aufschlagen. Ringsum die Diener, die Lastträger, die Tiere, in der Mitte das Zelt, in dem er sein Mahl einnimmt, sich auf die Kissen streckt und von den Mädchen sich in den Schlummer fächeln läßt. Aber gut hat er nicht geschlafen. Schwere Träume: In Jerusalem brennt sein Haus, auf stürmischem Meere ist Schiffbruch, treulose Wächter erbrechen seine Kästen. Und dazwischen immer wieder der Ruf: Gib alles hin! — — Um Mitternacht wird er geweckt. Aber das ist kein Traum mehr, das ist gräßliche Wahrheit. Mit gedämpftem Lärm drudert's und fludert's ums Lager herum, schwarze Gestalten mit glitzernden Waffen huschen, im Lager selbst rührt sich's nur kriechend am Boden. Vor Simeon steht,

begleitet von Beduinen, die Fackeln und Messer tragen, ein schlanker, finsterer Mann.

„Erschrick nicht, schöner Herr," so redet dieser den aufspringenden Simeon an, und man weiß es nicht, ist's Hochmut oder Würde, Güte oder Hohn. „Wir stören zwar deine Nachtruhe, kommen aber in keiner schlimmen Absicht, vorausgesetzt, daß du keine Umstände machst. — Gib alles, was du hast!"

In der ersten Bestürzung glaubt der Angefallene, er höre den Propheten — aber den Unterschied merkt er bald. Der Prophet und seine Jünger geben alles hin, was sie haben. Dieser Mensch nimmt alles hin, was andere haben.

„Dich kenne ich schon, stolzer Bürger von Jerusalem. Und ich bin Barab, der Wüstenkönig genannt. Du wirst keinen Widerstand versuchen. Dreihundert Mann halten in diesem Augenblicke Ehrenwache um dein Lager. Mit deiner Dienerschaft sind wir schon einig, ebenso mit deinen Schildknechten, sie haben nichts dawider."

Also spricht der Häuptling und dem armen reichen Manne wird nun klar, was das bedeutet. Seine Knechte sind erschlagen, er steht vor der gleichen Gefahr. Wie hat jener Jünger des Propheten gesagt? Der Reichtum gefährde das Leben und die Armut beschütze es! Hätte er seinen Troß freigegeben mit dem, was sie bedürfen, und sich als schlichter Wanderer auf die Beine gestellt, so wären die Dolche der Räuber jetzt nicht gegen seine Brust gerichtet. In jäher Wut einen knirschenden Fluch stößt er aus: „So nimm,

was du findeſt, und höhne mich nicht, du verruchte Wüſtenbeſtie!"

„Gelaſſen, gelaſſen, lieber Herr!" ſagt der Häuptling, während die braunen Männer Teppiche, Gewänder, Waffen, Geſchmeide und die goldenen Becher zuſammenraffen und in große Säcke werfen. „Siehe, wir helfen dir aufräumen."

„Fort mit dem Trödel," ruft Simeon, „mich laſſet zufrieden."

Der Häuptling Barab grinſt. „Mich dünkt, Freund, wir ſind ſchon zu vertraut geworden miteinander, als daß ich dich nach Jeruſalem heimkehren laſſen möchte. Du würdeſt dort allzu großes Verlangen nach mir haben und die Römer ausſchicken, um mich aufzuſuchen und in die ſchöne Königsſtadt zu geleiten. Nach meinem Geſchmack lebt es ſich in der Wüſte angenehmer. Sage mir bloß noch, wo meine Geldrollen verborgen ſind, deren ein Herr wie du doch wohl immer mit ſich führt. Nicht? Dann magſt du ſchlafen gehen."

Der ausgezogen iſt, um das ewige Leben zu ſuchen, ſoll nun auch das zeitliche verlieren. In Todesangſt, auf der Stirne kalten Schweiß, beginnt er mit dem Wüſtenkönig zu feilſchen um ſein Leben. Er gebe dafür nicht bloß alles das, was ſie hier fänden. Seltene Spezereien und Rauchwerk brächten ihm aus dem Oſten die nächſten Karawanen, Gold in Barren, Diamanten und Perlen kämen mit den indiſchen Schiffen an, alles wolle er herausſenden in die Wüſte und auch ſchöne Sklavinnen dazu, um

mit den Geschmeiden ihren Busen zu schmücken. Nur das nackte Leben solle man ihm lassen.

Mit grinsendem Gesichte, die Stumpfnase runzelnd, gibt der Häuptling zu verstehen, daß man den Baraḥ nicht mit Weibern und Versprechungen locke, dafür sei er nicht mehr jung genug; daß er aber auch Keinen ziehen lasse, um den Henker auf ihn zu hetzen, dazu sei er noch nicht alt genug. Hingegen habe er andere Schwächen. Der schlanke, weiße Hals des edlen Bürgers, man wisse nicht, schmücke ihn besser Metall oder Seide. — Eine Seidenschnur zieht er aus der Manteltasche, dieweilen zwei Beduinen Simeon mürrisch festhalten.

Draußen im Lager ist mittlerweile der zweite Häuptling beschäftigt unter Fackelschein die erbeuteten Schätze auf Kamele zu packen. So oft er dabei über einen Toten stolpert, tut er einen Fluch, und als seine Arbeit verrichtet ist, sucht er den Genossen. Gefesselte Weiber jammern laut, aber nicht so sehr ihrer Gefangenschaft wegen — die versteht sich bei ihnen immer von selbst — als vielmehr, weil im Zelte drinnen ihr Herr ermordet werden soll. So entreißt dieser zweite Häuptling einem der Knechte die Fackel, eilt in das Zelt und kommt gerade zurecht.

„Barab!" ruft er, den Henker zurückschleudernd, „weißt du nicht mehr, was wir beschlossen haben? Wir töten nur Kämpfende, aber keine Wehrlosen!"

Barab zieht seine dürren Arme von dem Opfer zurück und mit weinerlicher Stimme beschwert er sich:

„Dismas, du bist grausam! Soll ich alter Mann denn gar kein Vergnügen mehr haben?“

Sagt Dismas mit Bedeutung: „Wenn der Alte seine Zusage nicht hält, so wird die Mannschaft ihr Vergnügen haben wollen und zur Abwechslung einmal den baumeln sehen, der sich so gerne den Wüstenkönig nennt!“

Das hat gewirkt. Bei der größeren Neigung der Bandenmannschaft für Dismas hat es Barab nicht darauf ankommen lassen mögen.

Als es lichtet, wird dem Simeon ein Maultier vorgeführt. Einer seiner Sklaven, den verwundeten Arm in der Schlinge wird ihm beigegeben, daß er zwei Brote und einen Mantel trage und das Tier leite. Und so tritt der Bürger von Jerusalem als beraubter und geschlagener Mann den Heimritt an in die Stadt, von der er eine Woche früher so glänzend ausgezogen war.

In der Königsstadt hat dieser Überfall großes Aufsehen erregt. Stürmisch verlangt man von der Wehrmacht Streifungen in der Wüste zwischen Jerusalem und dem Jordangebiete, aus welcher eine Freveltat um die andere gemeldet wird. Selbst die Rabbiten und Phariten predigen einen Feldzug, um die Steingebirge und Steppen einmal zu reinigen von den gefährlichen und verderblichen Horden, die sich dort herumtrieben. Die berüchtigte Bande der Häuptlinge Barab und Dismas — so sagen sie — sei lange noch nicht das Schlimmste. Viel bedenklicher gestalten sich die Zusammenrottungen von allerlei Volk um

den sogenannten Messias aus Nazareth, der im Wüstenland, wo er sich sicher fühlt, aufrührerische Reden und Umtriebe hält. So wird beschlossen, daß große Abteilungen von Söldlingen hinausziehen, geführt von dem leidenschaftlichen Phariten Saul, einem Weber, der im Eifer für das Gesetz sein Gewerbe verlassen hat, um das Land von räuberischem und ketzerischen Gesindel zu befreien.

Zur Zeit ist es, daß der alte Räuberhäuptling Dismas in eine seltsame Zerknirschung fällt. Am verläßlichsten war es um seine verbrecherische Heldenhaftigkeit nie gestanden. Vor allem ist ihm das Abschlachten zuwider gewesen und hat er bei seinem Freigewerbe das Morden immer zu verhindern gesucht. Nun ist ihm aber auch das Beuten und Rauben zuwider geworden. In den Nächten sieht er den furchtbaren Jehova. Er denkt an den Wüstenrufer Joanes und meint es sei Zeit zur Buße. So sagt er eines Tages zu Barab: „Weißt du es, Genosse, daß zurzeit auf der Oase Silam ein Fürst ruht, der noch viel größere Reichtümer mit sich führt, als jener Bürger aus Jerusalem? Ich kenne die Zugänge, kenne seine Leute und weiß Bescheid. Fassen wir diesen Herrn!“

„Man müßte dich ja den Geiern vorwerfen, Dismas, wenn du gar immer und ewig unnütz wärest.“ Mit diesen Worten dankt ihm Barab und der Überfall ist beschlossen. Dismas führt die Horde gegen die Oase Silam. Auch Barab reitet mit, das Roß geschmückt mit bunten Federn, die Stirn gekrönt mit

dem eisernen Reife. Denn, wenn es ein Fürst ist, bei dem er Besuch macht! — Dismas lagert die Bande unter einen Felsenabhang. Und als nächtlicher Weile alles der Ruhe pflegt, um morgens früh mit frischer Kraft den Angriff auf das fürstliche Gefolge zu unternehmen, da steigt Dismas auf den Felsen und gibt das Zeichen. Die hinter den Wänden verborgene römische Söldnerschaft bricht hervor, metzelt nieder, was sich widersetzt, alles andere nimmt sie gefangen. Unter den Gefangenen Dismas und Barab. Als dieser sieht, daß er verraten ist, beginnt er in seinen Ketten zu rasen wie ein wildes Tier.

„Was willst du nur, Bruder?" sagt Dismas zu Barab, der ihn so oft bitter verhöhnt hat. „Bin ich doch selbst gefangen. Hast du nicht immer gepredigt, daß der Stärkere recht habe. Siehe, diesmal haben die Römischen recht. Mich hast du einst verführt und gezwungen zu den räuberischen Beduinen, trefflicher Barab. Und jetzt habe ich dich verführt zu den starken Römern. Und die werden uns wahrscheinlich pfählen!" Als ob das eine rechte Ergötzlichkeit wäre, so lustig schlägt er dem Gefährten die Hand auf die Schulter, daß hart die Ketten klirren: „Ja, Bruderherz! Pfählen werden sie uns!"

Dann sind sie in Banden nach Jerusalem gebracht worden. Dort in den Kerkergewölben liegen sie lange Monde, den Tod erwartend. Dismas hat eine Bitte frei, der Selbstauslieferung wegen. Er erbittet sich Einzelhaft, um ungestört Rückschau halten zu können auf das verlorene Leben. Eine unabsehbare

Reihe von dunklen, blutigen Gestalten ist in dieser Zeit an ihm vorübergezogen. Aber auch ein Lichtbild. Ein einziges Lichtbild. Vor vielen Jahren ist es gewesen, er erinnert sich noch wundersam klar an jene ferne Stunde. Auf dem Lasttiere sitzt eine junge Mutter mit dem Kinde. Das Knäblein breitet die kleinen Arme, aus seinem Auge trifft ihn ein Blick. Nie in seinem Leben hat ein Mensch ihn so angeblickt, so glühend liebreich, wie dieses Kind. Noch einmal, wenn er einen solchen Lichtstrahl sehen könnte vor dem Sterben! . . .

Als die um Jesus versammelte Volksmenge hört, daß Saul, der grimme Weber, mit einer Häscherschar durch die Wüste ziehe, hebt sie an, sich zu zerstreuen. Man fürchtet Unannehmlichkeiten. Das Rechte erkennen sie wohl, aber Verfolgung leiden des Rechten willen, das steht den meisten nicht an. Sie müßten doch wieder zurück zu ihren häuslichen Pflichten, zu ihren Familien, Gewerben und Handelsgeschäften, wo sie dann nach Möglichkeit der Lehre des Meisters nachleben wollten. Sie verlassen ihn, weil es ihnen scheint, seine Sache sei im Niedergange. Endlich sind es nur noch die wenigen Getreuen, die bei ihm aushalten. Einige davon in der Hoffnung, daß er doch einmal die Macht des Messias entfalten werde. Aber auch diese drängen jetzt darauf, er möchte mit ihnen in eine andere Gegend ziehen. Jesus hat keine Furcht davor, seinen Gegnern in Jerusalem Rechenschaft abzulegen, doch es ist zu früh, der Bau ist noch nicht vollendet. Er weiß es, daß er nicht mehr zurückkehren würde, denn je unanfechtbarer seine Rechtfertigung ist, je gefährlicher muß sie ihnen erscheinen. Er hat also mit seinem nun wieder klein gewordenen Gefolge die Steinberge verlassen und ist neuerdings in das heimatliche Galiläa gezogen.

Aber hier sind seine Widersacher wie sie früher gewesen, die Häuser verschließen sich, wenn er naht, die Leute ziehen sich zurück, wenn er seine Stimme erheben will. Maria allein, mit der ganzen einfältigen Treue der Mutter: „Daß du endlich da bist, mein Kind! Nun bleibst du bei mir!“

Doch ist im Hause für ihn kein rechter Platz mehr. Ein fremder Geselle, aus Jericho zugewandert, war aufgenommen worden und hatte sich eingerichtet in der Werkstatt. Mit der Hacke und mit der Säge, die Jesus einst gehandhabt, bearbeitet er die Hölzer; am Herde und am Tische, wo Jesus einst gesessen, sitzt er und ißt mürrisch das Vorgesetzte; in dem Bette, in welchem Jesus geruht, schläft er; aber wie es scheint nicht in jenen seligen Träumen, denn er ächzt und knurrt und ist beim Erwachen unzufrieden darüber, daß wieder gerade jene Arbeit auf ihn wartet, die er den Abend zuvor mißmutig aus der Hand gelegt hat. Wie oft sieht ihm Maria schweigend zu und hat ihre Gedanken über den Unterschied zwischen diesem Gesellen und ihrem Jesus. Und wenn sie sich dann vorgestellt hat, wie dieser Mensch sorglos zu Tische und Bett gehen kann jeden Tag, während ihr Sohn in der Fremde vielleicht darbt und keinen Stein hat, um darauf sein Haupt zu legen . . .

Nun ist Jesus endlich wieder da. „Meine Mutter," sagt er zu Maria, „sprich kein unmutiges Wort zu diesem Aron. Siehe, er ist arm, ist unzufrieden und stumpf, hat von den Menschen noch wenig Gutes erfahren und dürstet, ohne es recht zu wissen, nach Güte. Wenn du mir des Morgens zur Reinigung Wasser reichen willst, so reiche es ihm. Wenn du mich des Mittags sättigen willst, so sättige ihn. Wenn du mich des Abends segnen willst, so segne ihn. Was das Wort nicht tut, das tut vielleicht die Liebe.

Alles, was du mir, dem Fernen, Gutes zudenkſt, das tue ihm.“

„Und du — willſt nichts mehr von mir?“

„Mutter, ich will alles von dir und bin immer bei dir. In jedem Armen kannſt du mir gut ſein. Mir geziemt es, die Menſchen herbe zu führen, ſei du die Milde. Ich muß aus Geſchwüren das tote Fleiſch brennen, heile du die Wunden. Ich muß das Salz ſein, ſei du das Öl.“

Wie froh iſt ſie, daß er ſo zu ihr ſpricht. Denn das iſt ja ihr Leben — gütig zu ſein, zu helfen, wo ſie kann. Nun weiht ihr Sohn dieſes Wohltun gleichſam zu einem Bunde, ein Gedächtnis ſetzend für Mutter und Kind, wenn ſie einander ferne ſind. Seit er alſo ihre Liebe angerufen, fühlt ſie ſich nicht mehr ſo vereinſamt, fühlt ſich wieder eins mit ihm und eine Ahnung durchweht ſie, als ob dieſes blutende Mutterherz noch eine unvergleichliche Genugtuung erfahren würde in künftigen Zeiten.

Dann geht Jeſus noch einmal durch das Heimatland, um zu ſehen, ob der Same ſeiner Lehre doch vielleicht irgendwo aufginge. Aber das Erdreich iſt kahl. Alles unfruchtbar. Nicht ſo ſehr die Leidenſchaft betrübt ihn, mit der er von vielen angefeindet wird, nicht ſo ſehr das zornige Aufbäumen gegen ihn und ſein Wort, als vielmehr die Gleichgültigkeit, das zähe, ſtumpfſinnige Kleben an täglichen Nichtigkeiten, die gänzliche Verſtändnisloſigkeit, die Trägheit im geiſtigen Leben. Anfangs war es das Neuartige und Seltſame ſeines Auftretens geweſen, das

ſie einmal wachgerüttelt hatte — das iſt vorüber. Ob alte oder neue Propheten, das iſt ihnen gleich. Es ſei einer wie der andere, meinen ſie, und ſagen weder ja noch nein. — „Die Heißen und die Kalten," ſo ruft Jeſus eines Tages aus, „ſie könnte ich annehmen, aber die Lauen ſpeie ich aus. Wenn ich in den Heidenländern gepredigt hätte, oder in den verderbten Seeſtädten Tyrus und Sidon, in Sack und Aſche würden ſie Buße getan haben. Hätte ich gelehrt zu Sodom und Gomorrha, die Städte ſtünden noch heute im Tageslicht. Dieſe Orte aber von Galiläa verſinken in Sumpf und Schmach — ſie ſpotten ihres Propheten. Wenn das Weltgericht kommt, dann wird es dieſem Lande ſchlimmer ergehen als jenen Laſterſtädten. — Mein armes Bethſaida, du, und Magdala, du lieblicher Flecken! Und Kapernaum, du ſchöne Stätte! Wie lieb habe ich euch gehabt, wie hoch habe ich euch geehrt, bis in den Himmel habe ich euch erheben wollen. Und jetzt ſinket ihr in den Abgrund. Betet ihn an, euren Mammon, in den Tagen der Not; einen anderen Troſt für euch wird es nicht geben. Schlemmet, lachet heute und ſeid hart, morgen werdet ihr hungern und jammern: Wir haben alles verſäumt. Glaubet mir, es wird ein Tag kommen, da ihr euch werdet rechtfertigen wollen vor mir: Herr, wir hätten dich ja gerne geſpeiſt, getränkt, beherbergt, aber du biſt nicht bei uns geweſen. Ich aber bin bei euch geweſen. Ich bin geweſen in den Hungernden, Dürſtenden und Obdachloſen, ihr habt mich nur nicht erkennen wollen. Ich werde euch nicht verklagen bei dem

himmlischen Vater, aber Moses wird euch verklagen, dessen Gebote ihr übertreten habt. Und der Vater, wenn ihr ihn anrufet, wird sagen: Ich kenne euch nicht."

Den Jüngern zittert Herz und Hirn, da er diese zornigen Worte gesprochen. Aber sie wundern sich nicht, das Volk ist zu tief versumpft.

In einer der nächsten Nächte weckt er seine Genossen und sagt: „Stehet auf und lasset die anderen schlafen, sie gehen doch nicht mit uns, denn unser Weg wird schwer. Unser trachten die Feinde. Welcher von euch sich davor fürchtet, der mag sich wieder hinlegen." Da legt sich mancher wieder hin und die mit dem Meister gehen, es sind deren zwölfe.

Und nun wandern sie über die Höhen von Kana, über die Berge von Gischale gegen Mitternacht hin und später gegen Sonnenuntergang. Die Jünger wissen nicht wohin, es genügt ihnen, daß sie bei ihm sind. Aber sie finden unterwegs manchen Gesinnungsgenossen und auch manch solchen, der aus Vorwitz den Meister in sein Haus lädt, um sagen zu können: Ich bin mit ihm bekannt. Vornehme Männer darunter, die seinen Worten mit größter Aufmerksamkeit lauschen und dann mit ihm feilschen, ob das Himmelreich nicht denn doch billiger zu haben wäre, als um den Preis der Welt. Worauf er stets antwortet: „Was nützt euch die Welt, wenn ihr keine Seele habt! Darin allein besteht das Geheimnis des Heiles, daß der Mensch seine Seele findet und bewahrt und zum Vater erhebt." Oder er sagt es mit anderen Worten, Gott finde man im Geiste!

Und wenn die fremden Zuhörer dann fragen, was das heißt, im Geiſte? ſo deuten die Jünger: „Er meint das geiſtige Leben. Er will nicht, daß der Menſch im Körperleben aufgehe, er ſagt, ſein Ich liege in der geiſtigen Weſenheit und je mehr der Menſch geiſtig arbeite und in Vorſtellungen lebe, die nicht aus der Erde ſind, je näher komme er zu Gott, der ganz Geiſt iſt.“

„Alſo ſei der Schriftgelehrte wohl näher bei Gott als der Feldarbeiter, wendet man ein. Darauf Johannes: „Ein Schriftgelehrter, der ſtarr am Buchſtaben hängt, iſt fern vom Geiſte. Ein Feldarbeiter, der ſeine Scholle nicht ausbeutet, ſondern ſinnt und denkt, wie ſie beſſer und fruchtbarer zu machen ſei, iſt dem Geiſte nahe.“

Auf dem Wege über Cädaſa nach Tyrus liegt ein großer Meierhof. Als deſſen Beſitzer hört, der Prophet ſei in der Nähe, ſendet er Leute aus, um ihn zu ſuchen, ihn einzuladen, daß er im Meierhof einkehre, wo er ſicher ſein werde vor den Nachſtellungen der Phariten. Er iſt aber ſelbſt einer und hat vor, den Mann auszuforſchen, ihn vielleicht des Hochverrates zu überführen und dann der Obrigkeit einzuliefern. Jeſus läßt durch den Boten ſagen, er wolle gerne die Gaſtlichkeit annehmen, wenn er auch ſeine Gefährten mitbringen dürfe. Das iſt zwar nicht im Plane des Phariten, denn erſtens tut es ihm leid um Speiſe und Trank, ſo dieſe vielen Leute bei ihm verzehren würden, und zweitens wäre es ſchwer, bei ſolcher Bedeckung Hand an den Aufrührer zu legen.

Um aber den einen zu bekommen, bleibt ihm nichts übrig, als auch die anderen mit anzunehmen. Sie werden ehrerbietig empfangen und bewirtet. Der Gastherr zeigte eine große Freude darüber, den „Erretter des Judenlandes" unter seinem Dache beherbergen zu dürfen und ist entzückt über des Meisters Grundsätze. Zu seinen Ehren gibt er eine große Festtafel mit den gewähltesten Speisen und köstlichsten Getränken, wobei die etwas ausgetrockneten Jünger tüchtig zugreifen und der Meister, der nie eine frohe Stunde verdirbt, heiter mittut. Als die Zungen gelöst sind, will der Gastherr sachte beginnen mit verfänglichen Anspielungen und Fragen, da kommt ihm der Gast zuvor.

Jesus hat nämlich bemerkt, daß — während im Saale so schwelgerisch getafelt wird — unten im Hof darbende Leute herbe abgewiesen werden, so daß sie hungrig und verbittert davonschleichen. So sagt er plötzlich, zum guten Wein geziemten sich schöne Geschichten und er werde eine erzählen. „Das wäre vortrefflich," ruft der Gastherr. Und Jesus erzählt:

„Ist einmal ein reicher Mann gewesen, der hat die kostbarsten Kleider getragen und die üppigsten Speisen und Getränke genossen und hat in hellen Freuden gelebt. Da kommt eines Tages vor seine Tür ein kranker, halbverhungerter Mensch, bittend um ein wenig der Brosamen, die von dem Tische abfallen. Der vornehme Herr ist aufgebracht darüber, daß die Kummergestalt sich unterfange, sein Vergnügen zu stören und er läßt die wütigen Hunde los. Die Tiere

hetzen den Armen aber nicht davon, sondern belecken seine Geschwüre, und er kriecht verschmachtend in eine Höhle. An demselben Tage, als dieser Elende gestorben ist, kommt der Tod auch zum reichen Mann, wirft seinen gemästeten Leib ins Grab und seine Seele in die Hölle. Und als diese arme Seele dort die grausamsten Peinen leidet, den nagendsten Hunger und den brennensten Durst, da wird diese Pein noch gesteigert. Denn der Blick des Verstorbenen tut sich auf ins Paradies und bei Abraham sieht er den Mann sitzen, den er vor seiner Tür hatte verschmachten lassen. Er sieht dort prangen die saftigen Früchte und rieseln die klaren Quellen. Da ruft er hinauf: Vater Abraham! Ich flehe, befiehl dem Mann, der neben dir sitzt, daß er seine Fingerspitze ins Wasser tauche und damit meine Zunge kühle, denn ich leide unerträgliche Qual. Hierauf spricht Abraham: Nein, mein Sohn, das wird nicht geschehen. Du hast auf Erden dein Gutes empfangen und hast des Armen vergessen. Jetzt vergißt er dein. Zwischen deiner und seiner ist kein Weg mehr. Da wimmert der Mann in der Hölle: Wehe, wehe, wehe! So lasse es doch meinen fünf Brüdern wissen, die auf der Erde noch leben, daß sie barmherzig seien gegen die Armen und nicht dorthin kommen, wo ich jetzt bin. Und Abraham spricht: Sie haben auf der Erde die Propheten, diese sagen es ihnen alle Tage. Da jammert der Mann: O Vater Abraham, die Propheten hören sie nicht. Wenn du doch einen von den Toten auferwecken wolltest, daß er zu ihnen redete davon, wie der Unbarmherzige

gestraft wird, dann würden sie glauben. Und Abraham: Glauben sie den Lebendigen nicht, wie sollen sie erst den Toten glauben."

Der Gastherr hat während dieser Erzählung des Meisters seine Hand mehrmals nach dem Becher ausgestreckt, aber sie allemal zurückgezogen. Er ist nun wortkarg, auch ist ihm die Lust vergangen, dem Propheten Fallstricke zu legen. Unbemerkt stiehlt er sich aus dem Saale, geht hinab zu dem Verwalter und ordnet an, daß von nun an kein Dürftiger ungelabt von der Tür gewiesen werden dürfe.

Einer seiner Freunde, der auch bei der Tafel gesessen, ist ganz vergnügt darüber, daß dieser Volksverführer sich eine große Blöße gegeben habe. „Du hast es doch verstanden? Die ganze Geschichte ist nichts, als eine Aufreizung gegen die Besitzenden."

„Das lasse jetzt gut sein," sagt der Gastherr und kehrt sich von ihm ab. Dann geht er hin, versorgt den Propheten und seinen Anhang mit Lebensmitteln und gibt ihnen Weisungen für die weitere Reise, wie sie etwaigen Verfolgern am besten entkommen könnten. Lange blickt er ihnen nach. — Sie haben auf der Erde die Propheten und hören sie nicht. — Mit diesem ginge er nun am liebsten selbst. Seine kleine Seele ist gefangen worden von dem, den er hatte fangen wollen.

An anderen Orten ist es unseren Flüchtlingen nicht so gut ergangen. Dem Bußprediger geht ein schlimmer Leumund voraus, es heißt, er sei ein Fresser und Weinsäufer! Jesus erfährt davon und sagt:

„Joanes, der Rufer hat gefastet. Von dem haben sie gesagt, er sei von einem Dämon besessen. Nicht das Essen und nicht das Fasten ist ihnen zuwider an den Propheten, sondern die Wahrheit, die sie sagen.“

Dann kommen sie zu Ortschaften und Gehöften, wo sie rasten wollen und nicht aufgenommen werden. Das erzürnt den Meister. Der Staub ihres Bodens sei nicht würdig, an den Füßen derer kleben zu bleiben, die gekommen, um das Reich Gottes zu bringen. Die Herzlosen würden verstoßen werden! — Aber der Zorn ist klagende Liebe gewesen. Wenn ein Zerknirschter ihm naht, so hebt er ihn mit beiden Armen zu sich auf, macht ihm Mut, lehrt ihn gütig zu sein, spricht ihm Freude am Leben zu und weist ihn heim in die heiligen Abgründe seines eigenen Wesens, Einkehr in sich!

Einkehr in sich! Das ist der ewige Wegweiser, den Jesus allen Gottsuchern aufgestellt hat.

Endlich ist Jesus mit den Seinen ans Meer gekommen.

Als dieses unabsehbar vor ihnen liegt und auf blauem Grunde die weißen Flügel der Schiffe stehen und in weitester Ferne die gerade Linie gezogen ist zwischen Wasser und Himmel und das Firmament dort so geheimnisvoll dunkel aufsteigt, da haben sie neuen Mut und Simon macht den Vorschlag, ob sie nicht sollten hinübersegeln zu den heiteren Griechen und zu den starken Römern.

„Warum nicht gar zu den wilden Galliern und schrecklichen Germanen!“ ruft Bartholomäus etwas unmutig über solche Abenteuerlichkeit.

„Schon seit Jungheit steht mein Sinn nach Rom,“ sagt Simon.

Und Jesus: „Suchet eure Kraft im Heimatboden. Hier im Lande der Propheten wachse der Baum, unter dessen Zweigen die Vögel des Himmels wohnen werden. Dann sollen die Winde kommen und den Samen hintragen in die ganze Welt.“

In den Häfen von Tyrus und Sidon finden die Jünger, die bisher noch nicht weit herumgekommen waren, eine neue Welt. Leute und Güter aus allen Himmelsstrichen, sonderbare Gestalten und Sitten. Da arbeitet man mit nie gesehener Emsigkeit in den Warenhütten, an den Werften, auf den Schiffen, und andere geben sich einem steten Nichtstun hin, trotten halbnackt am Meerstrande entlang, betteln mit schreiender Zudringlichkeit im Hafen oder liegen schamlos auf den sonnigen Fletzen herum. Siehe, die Aus-

ſätzigen, ſie hocken da und zeigen mit Behagen ihre Wunden. Einer der Jünger blickt fragend auf den Meiſter, ob er ſie nicht heilen wolle? Vielleicht würden ſie dann an ihn glauben.

„Ihr wiſſet es doch," verweiſt er, „wollen ſie geheilt werden, um zu glauben, ſo ſage ich, ſie ſollen glauben, um geheilt zu werden."

In dieſen Städten ſind auch zu ſehen Herren und Könige aus allen Ländern, umgeben von berückendem Glanz und buntem Gefolge; feilſchen andere hier um Gewürze, Seiden und Tierhäute, ſo feilſchen ſie um Würden und Ehren. Und es ſind da Weiſe und Lehrer aus allen Völkern; auf öffentlichen Plätzen halten ſie Reden, ihre heimatlichen Propheten und Götter preiſend. Der Inder verkündet ſeinen Brahma, der Magier ſchreit vom heiligen Feuer, der Semite eifert von ſeinem Jehova, der Ägypter ſingt von ſeinem Oſiris, der Grieche feiert ſeinen Zeus, der Römer ruft ſeinen Jupiter und der Germane ſpricht in rauhen Tönen von ſeinem Wotan. Zauberer und Sterndeuter treiben ſich umher und preiſen ihre Künſte und Wiſſenſchaften an. Auf Felsblöcken ſtehen nackte Heilige, von Mücken und Weſpen umſummt, ſtumm wie Bildſäulen leiden ſie die Qualen, ihren Göttern zum Ruhme. — Die Jünger Jeſu ſehen und hören all das mit Verwunderung, erſchreckend, daß es ſo viele Götter geben ſoll auf der Welt! Als ſie dann bei Sidon in einem Zedernhain unter ſich beiſammen ſind um den Meiſter, ſinnt einer von ihnen ganz auffallend vor ſich hin und dann ſagt er: „Mir iſt ein Gedanke ge-

kommen. Sei es Brahma, der ruhende, oder Osiris der leuchtende, oder Jehova der zürnende, oder Zeus der liebende, oder Jupiter der ringende, oder Wotan der siegende, oder unser Gott Vater. — Mich dünkt, am Ende kommt doch alles auf dasselbe hinaus."

Über diese dreiste Rede erschrecken sie und schauen auf den Meister, eine heftige Zurechtweisung erwartend. Jesus schweigt eine Weile, dann spricht er ruhig die Worte: „Tuet Gutes denen, die euch hassen."

Sie fassen es kaum, was er gesagt hat, wie er mit diesen Worten den unausdenkbaren Unterschied angedeutet, der zwischen seiner und den anderen Lehren besteht. —

Sie sprechen noch, da reitet des Weges auf hohem Rappen ein junger Mann mit noch bartlosem Gesichte und verwegenem Blick. Als er die Gruppe der Nazarener sieht, hält er sein Pferd an; es will kaum stehen bleiben, stampft mit den Beinen und wirft schnaubend den Kopf in die Luft.

„Ist das nicht der Mann mit dem Himmelreich?" frägt höhnend der Reiter.

Tritt rasch Jakobus vor: „Herr, lass' dein Spotten sein. Weißt du denn, ob du es nie wirst brauchen können?"

„Ich?" sagt der hochmütige Reiter. „Ich ein Himmelreich, das man nicht sehen, nicht hören und nicht greifen kann?!"

„Aber fühlen, Herr!"

„Jener ist es dort!" ruft der Reitersmann und

deutet auf Jesus. „Nein, Nazarener, dein leeres Himmelreich glaube ich nicht."

Hierauf sagt Jesus: „Vielleicht glaubst du einst mein leeres Grab."

„Wir werden uns noch sehen!" sagt der Reiter, gibt dem Rosse die Sporen, daß es sich aufbäumt, und galoppiert davon. Bald nichts als eine Staubwolke sehen die Jünger. Matthäus blickt betroffen auf seine Genossen. „Habt ihr ihn erkannt? Ist das nicht Saul, der grimme Weber, gewesen? Man hat schon gestern gesprochen in der Stadt, daß er mit einer Legion von Söldnern angerückt sei, um die Nazarener einzufangen."

Da dringen sie erschrocken: „Meister, lass' uns fliehen."

Er ist nicht gewohnt, vor eifernden Phariten davonzugehen, doch ein anderer Grund ist vorhanden, seine arglosen Jünger aus dem Dunstkreise dieser Weltstädte zu führen. Simon behauptet immer wieder, das nächste Osterfest an der Tieber, das müßte nicht übel sein, denn vor den Heiden in Rom wolle er sich weniger fürchten als vor den Juden in Jerusalem. — Er ahnt noch nicht die kommenden Tage.

„Nicht in Rom," sagt Jesus, „vielmehr in Jerusalem wollen wir das nächste Osterlamm essen."

Kurze Zeit darauf wandern sie hinaus und die lärmende Seestadt lassen sie hinter sich liegen. Da die Straßen immer unsicherer werden, so steigen sie

die Schluchten hinan und nehmen den Weg über das Gebirge.

Vom hohen Olymp herab kommen die Götter, vom Sinai kommt das Geſetz, vom Libanon kommt das Licht. — Denn hier iſt die große Offenbarung geſchehen, die meine zagende Seele nun ſchauen ſoll.

Das, was nun kommt, ist geschehen auf der Wanderung in dem Gebirge des Libanon. Eines Tages rasten sie unter einer alten wetterstarren Zeder. Durch die borstigen Büschel des Genadels tropft der Regen von einem Ast zum andern nieder auf die Hütte, unter deren breiten Krempen die Gestaltlein hocken, die Beine an sich gezogen, die Arme über der Brust gekreuzt. Müde und etwas mißmutig schauen sie hinaus in den feuchten Nebel, aus dem die naheſtehenden Wipfel und Felsgebilde noch hervortreten. Den älteren der Männer sind Haar und Bart grau geworden, aber auch die Gesichter der jüngeren sehen gealtert aus. Denn die Widerwärtigkeiten sind groß. Aber die Glut in den Augen ist nicht erloschen. Ihre langen Stecken haben sie aus der Hand gelegt; die Säcke, die einigen am Rücken hängen, sind runzelig und leer. Dort ein Baumstamm, der so mächtig ist, daß ihn drei Männer kaum hätten umfassen können, und der eine weiße, rissige Rinde hat, daß es ist, als hätten Geister in ungeläutertes Silber geheimnisvolle Zeichen eingemeißelt. An diesem Stamme, ein wenig abseits von den Jüngern, ruht Jesus. Auf seinem Haupte ist kein Hut, wie immer, so liegt sein reiches nußbraunes Haar auch heute über die Schultern hinab. Sein unbeschreiblich schönes Gesicht ist noch bläſſer als sonst. Er lehnt sich an den Baumstamm und schließt die Augen.

Die Jünger glauben, er schlafe und um ihn nicht zu wecken, sehen sie einander an und reden schweigend.

Ihre Seelen ſind voll von Eindrücken der Erlebniſſe in letzter Zeit. Die Verfolgung im Heimatlande, die Lockungen der weiten Welt und die Ratloſigkeit für die Zukunft. Mancher von ihnen mag bei dieſer träumeriſchen Raſt wohl auch zurückdenken an ſein früheres Leben. Wer wird jetzt meinen Kahn führen? Wer wird meine Obſtbäume pflegen? Wer wird in meiner Werkſtatt arbeiten? Wer wird auf dem einträglichen Mauthauſe ſitzen? Wer wird mein Weib, meine Kinder verſorgen? Es war dann ein Siegeszug geweſen durch das Land, und endlich eine Flucht. Die Menſchen hatten den Meiſter nicht erkannt. Wenn er es nur einmal laut und deutlich ausſprechen wollte, wer er iſt! — Einſtweilen ſieht es verzweifelt aus. Als ob ſie einem Aufwiegler, Verführer und Antijuden nachgelaufen wären! Wie ſoll der Antijude König der Juden werden? Wenn er nur endlich ſagte, wer er iſt!

Auf den Bergen liegt noch Schnee. Vom hohen Hermon herab ſtarren die Eiswüſten. Blicken unſere Wanderer über ihre Häupter, ſo ſehen ſie ſtarrendes Gewände in wilder Zerriſſenheit; ſchauen ſie niederwärts, ſo ſehen ſie Abgründe, in denen Waſſer donnern. Über der ſtarren Einſamkeit ſchwimmt ein Adler und auf den verwitterten Zedern pfeifen Geier. Die Männer von blühenden Geſtaden des galiläiſchen Meeres haben dergleichen Schreckniſſe noch nie geſehen. Simon iſt ſo entzückt, daß er da Hütten bauen will, ſich, den Brüdern und dem Propheten. Die andern Jünger ſchauern und hätten gerne den Meiſter zur Umkehr bewegt. Dieſer hebt ſein Haupt, weiſt

mit der Hand gegen das Hochgebirge hin und spricht: „Was zaget ihr, Kinder! Wenn die Geschlechter übersättigt und stumpf sein werden, dann wird solche Wildnis den Menschen wieder erfrischen."

Simon und Johannes nicken sehr zustimmend, doch die anderen verstehen es nicht, wie so vieles, das er — der für alle Zeiten spricht — gesagt hat.

Sie hüllen sich enger in die Mäntel und steigen an, wo kein Pfad ist und doch ihr Weg geht. Der Meister ist vorausgegangen, sie folgen ihm durch Gestrüppe und über Gestein; daß er sich verirren könne, kommt ihnen nicht in den Sinn. Aber endlich an einer kahlen Felsgruppe, die hoch über dem Gewipfel der Zedern steht, müssen sie neuerdings rasten. Einige unter ihnen, besonders der junge Johannes, sind gar erschöpft. Matthä langt in seinen Hanfsack und zieht ein kleines Rindenstück Brot hervor, zeigt es den Genossen und sagt leise, daß es der Meister, der höher oben auf dem Steine sitzt, nicht sollte hören können: „Das ist alles. Wenn wir keine Menschenstatt finden, so müssen wir verschmachten."

Da sagt Simon: „Ich verlasse mich wieder auf den, der in der Wüste so oft das Volk gesättigt hat."

„Heute machen uns Worte nicht satt," bemerkt Andreas und erschrickt über sein eigenes. Nun legt Bartholomä die Hand auf den Arm des Matthä und sagt: „Bruder, dieses Brot gib dem Meister."

„Glaubst du, ich sei ein Tor, daß ich es etwa selber essen wollte?" begehrt Matthäus auf. Erhebt sich, geht zum Meister und gibt ihm das Brot.

„Habt ihr schon gegessen?“ fragt dieser.

„Meister, wir sind alle satt.“

Jesus blickt ihn durchdringend an und nimmt das Brot.

In dem Augenblicke ist's, daß unter den Männern ein Freudengeschrei ausbricht. Es haben sich plötzlich die Nebel zerrissen, der Blick ist frei hinaus in die sonnige Welt. Und tief da unten liegt sie dahin, die blaue bewegungslose Fläche, bis hinaus, wo sie schnurgerade den Himmel schneidet. Im fernsten Himmel leuchtend stehen Wolken wie goldene Tempelzinnen. Hierhin am Strande die weißen Punkte und Kettchen der Ortschaften und dann ausgesät die Sternchen der Segelschiffe. Das Bild ist so weit und so sonnig, daß sie jubeln müssen.

„Von da herein über das Wasser sind die Heiden gekommen,“ sagt Matthä.

„Und da hinaus werden die Christen ziehen,“ setzt Simon bei.

„Wer sind denn das, die Christen?“ fragt Bartholomä.

„Des Gesalbten Anhänger!“

„Sie werden hinausziehen und die Römer vernichten!“ spricht Jakobus.

„Pst!“ flüstern sie und legen ihre Finger an den Mund. „Solche Reden gefallen ihm nicht.“

Er scheint es nicht gehört zu haben. Er ist aufgestanden und hat schweigend hinausgeblickt. Dann ist er zu diesem und jenem hingetreten, um in ihren Gesichtern zu lesen, wie es mit dem Mute stünde, ob

ſie ihn ſchon verloren hätten, oder ob ſie geſtärkt wären im Angeſichte der Herrlichkeit Gottes, die ſie ringsum erblicken. Simon iſt ſehr nachdenklich geworden. Er denkt an des Meiſters Worte und an die Wunder, die ſie in ihm gewirkt haben. Von aller Weisheit, die er je gehört, keine iſt ſo groß und licht, wie dieſe göttliche Lehre! Sie erſchafft einen Himmel, der früher nicht geweſen. Und doch! — Warum man nur ſo ſchwach bleibt? Er hat ſich ſeitwärts gewendet und nickt bedenklich mit dem Kopfe.

„Was man doch mit ſeinen eigenen Leuten für Kummer hat!" murmelt er.

Da lacht Jakobus und ſpricht: „Mit deinen eigenen Leuten? Wo ſind denn die? Ich ſehe von deinen Leuten immer nur einen, und der biſt du ſelbſt."

„Eben dieſer macht mir Sorge," ſagt Simon. „Denn wiſſe, der Racker iſt feige. Das kann ich ihm nicht vergeſſen. Die Plötzlichkeit übermannt ihn. Vor Wochen unten in Kapernaum, als die Söldner nahen, und in Sidon, als plötzlich der Weber da iſt. O Freund und Bruder! Wenn es gilt, mit ihm beſtändig Not und Schmach zu teilen, da bin ich dabei, da habe ich Mut. Aber in einer jähen Gefahr zu ſtehen, dazu fehlt mir das Herz. Und ſo einer will würdig ſein, mit dem Meiſter zu gehen."

„Wir ſind Fiſcher, aber keine Helden," entgegnet hierauf Jakobus. „Ich wüßte nicht, welcher Mut größer iſt, der zu einem elenden Leben oder zu einem raſchen Tode."

„Ich muß euch nur geſtehen, Brüder," redet nun

auch Andreas drein. „Ich werde nicht klug — mir gefällt es nicht. Kann mir einer ſagen, was aus uns werden ſoll?“

Simon wird abgelenkt. Bruder Philipp iſt herangekommen und zupft ihn am Ärmel. Ein Stück Brot ſteckt er ihm zu. Simon nimmt, um es dem Matthäus zu ſchenken.

„Was ſoll denn das?“ fragt dieſer.

„Ich habe es vom Philipp, bin's nicht bedürftig.“

„Aber, Menſch!“ ſagt Matthä, „das iſt jenes Brot, das ich vorhin dem Meiſter gegeben habe.“

Alſo iſt das Stück Brot im Kreiſe herumgegangen, vom Matthä zum Meiſter, von dieſem zum Johannes, dann weiter von einem zum andern, bis es wieder in die Hände des Matthä kommt. Als ſie völlig verblüfft ſind darüber, daß keiner des Brotes bedürfe, da lächelt der Meiſter und ſpricht: „Nun, ihr ſeht ja ſo gerne Wunder. Da ſeht ihr wieder eins. Zwölf Mann mit einem Brote geſpeiſt!“

„Das hat nicht das Brot getan, Herr! — Das hat auch nicht das Wort getan!“

„Nein, Freunde, das hat die Liebe getan.“

Von Bäumen fallen einzelne Tropfen; andere hängen an langen Nadeln und funkeln. Wie dort unten das Meer ausgebreitet liegt, ſo haben ſich nun auch die Gipfel der Berge enthüllt, die Schneekuppen und die Felszinnen und die Eisfelder bis weit in die Gegend von Mitternacht hinein. Eine große Stille iſt und ein milder Hauch, ſo daß es den Männern traumhaft werden will auf dieſer Bergraſt. Einigen

ist, um zu schlummern. Andere denken in die Zukunft, was ihnen noch bevorstehen würde — und lassen sich sanft sinken in den Willen Gottes.

Und auf einmal, als es so ist, da erhebt Jesus ein wenig sein Haupt und sagt leise, aber so, daß es die nächsten vernehmen: „Ihr höret die Leute viel über mich sprechen, obschon sie vor meinem Angesichte schweigen. Was sagen sie?"

Erschrocken sind die Jünger über diese plötzliche Frage und einer gibt zur Antwort: „Die Leute reden allerhand."

„Was sagen die Leute von mir? Wer sagen sie, daß ich sei?" fragt er.

Sie blicken ihn befangen an. Es scheint ihnen seltsam, daß der Meister jetzt sich um der Leute Reden kehrt.

„Wer sagen sie, daß ich sei?"

Nun sagt einer: „Sind alle schon dahin, für die sie dich halten. Sie glauben immer das Unerhörte am liebsten."

Da er aber noch den fragenden Blick hat, so werden sie gesprächig und erzählen: „Der sagt, du seiest der Prophet Jeremias. Der andere, du wärest der Elias, von dem sie doch wissen, daß er auf feurigem Wagen in den Himmel gefahren ist. Oder sie sagen gar, du wärest der Rufer Joanes, den Herodes hat ermorden lassen."

Da hebt Jesus sein Haupt noch etwas mehr in die Höhe und spricht: „Das sagen die Leute. Nun aber ihr? Was glaubt denn ihr, wer ich bin?"

Das ist wie ein Blitzschlag. Sie schweigen alle. Er sieht doch, daß sie ihm gefolgt sind und weiß auch warum. Sollte er ihre Bedenken wahrgenommen haben? Sollte er denn auf einmal zu zweifeln beginnen, ob sie wohl an ihm sicher wären? Oder ist er es selbst nicht an sich? — So geheimnisvoll bange ist das. Und da sie schweigen, fährt er fort zu sprechen:

„Ihr habt euch mir angeschlossen, als ihr arglos gewesen, als die Menschen ihre Mäntel ausgebreitet zu meinen Füßen und mir die Ehren des Messias haben gegeben. Als ich das Reich Gottes verkündet, seid ihr bei mir gewesen. Und als jene sich von mir zurückgezogen, weil mein Weg gefährlich worden und mein Haupt verachtet, seid ihr bei mir geblieben, und als meine Worte sich anders haben erfüllt, als ihr sie verstanden, nicht zur Macht der Welt, nur zur Erniedrigung — da seid ihr bei mir geblieben, seid mir gefolgt in die Verbannung zu den Heiden und in die Bergwüsten. Wer bin ich denn, daß ihr so treu bei mir aushaltet?"

Sie sind so erschüttert, daß keiner ein Wort hervorzubringen vermag. Jesus spricht weiter:

„Ich werde wieder hinabsteigen nach Galiläa, aber ich werde dort keinen Stein finden, auf dem sie mein Haupt in Frieden ruhen lassen. Alle die mit mir sind, werden um meinetwegen Verfolgung leiden. Ich werde den Jordan entlang bis Judäa gehen und nach Jerusalem hinauf, wo meine mächtigsten Feinde sind. Diesen werde ich vor das Angesicht treten und Gericht halten über sie. Mein Wort wird sie durch-

bohren, aber mein Fleisch werden sie in ihrer Gewalt haben. Schande und Schmach werde ich leiden und den schimpflichsten Tod. Das wird geschehen in kurzer Zeit. — Werdet ihr auch dann noch bei mir bleiben? Woher kommt euer Vertrauen? Wer glaubt ihr denn, daß ich bin?"

Jetzt springt Simon vom Boden auf, ruft laut und hell: „Du bist Jesus der Christ! Du bist der Sohn des lebendigen Gottes!"

— — — — — — — — — — — — — —

Feierlich klingt es hin in alle Ewigkeiten: Jesus Christus, der Sohn Gottes!

Er hat sich aufgerichtet. — Leuchtet nicht ein Glanz um sein Haupt? — Leuchten nicht die Himmel? — Ihre Augen zittern, so daß sie die Hand darüber müssen halten, um nicht geblendet zu sein. Aus dem Lichte klingt es, sie hören eine Stimme: „Er ist mein Sohn! Er ist mein geliebter Sohn!" Sie sind außer sich, schier leblos ihre Leiber, denn die Seelen sind in der Höhe. — Da tritt Jesus aus dem Lichte und zu ihnen herab. Sein Angesicht ist nicht wie sonst, es geht Unerhörtes in ihm vor. Auf den Jünger tritt er langsam zu, mit ausgebreiteten Armen: „Simon! Was du gesagt, hast du das von dir? Das hat dir ein Höherer eingegeben. Ein solches Vertrauen ist die Grundfeste des Reiches Gottes, darum sollst du von nun an Petrus, der Fels, genannt werden. Auf dich gründe ich meine Gemeinde, was du in meinem Namen auf Erden tuest, das soll auch im Himmel gelten."

Simon blickt um ſich. Wie? denkt er im heimlichſten Herzen, ich bin erhoben über die anderen? Keiner der Brüder iſt mir gleich? Das macht, weil ich demütig bin. — Jeſus wendet ſich zu allen und ſagt: „Rüſtet und ſtärket euch, es kommen ſchlimme Tage. Sie werden mich töten."

Als er das geſprochen, faßt Simon-Petrus mit beiden Händen ſeinen Arm und ruft in Leidenſchaft: „Bei Gottes Rat, Meiſter, das ſoll nicht geſchehen!"

Darauf Jeſus raſch und ſtrenge: „Geh' hinter mich, Satan!"

Sie blicken um ſich. Welch ein Umſchlag plötzlich? Wem iſt dieſes harte Wort vermeint? Simon weiß es wohl, er geht hinab, verbirgt ſich hinter junge Zedern. Dort weint er und zittert vor Herzweh.

„Johannes, er haßt mich!" ſtöhnt der Jünger und birgt ſein Geſicht in das Kleid des jungen Genoſſen, der herbeigekommen iſt, um ihn zu tröſten. „Johannes! Weil ich hochmütig geweſen bin. Er ſieht unſere Gedanken. Er haßt mich!"

„Nein, Simon, er haßt dich nicht, er liebt dich. Denke nur, was er vorher zu dir geſagt hat. Das vom Felſen. Du ſollteſt ja doch wiſſen, wie er iſt. Kalte Waſſer muß er gießen, daß ihn das Feuer der Liebe nicht verzehrt. Und du haſt etwas berührt, womit er ſelbſt ſchwer fertig wird — ganz ſicher. Mich dünkt, er trägt etwas, wovon wir alle nichts wiſſen. Als ob er jetzt den Willen des Vaters darin ſähe, zu

leiden und zu sterben. Davor entsetzt sich sein junges Fleisch und nun kommst auch noch du und erschwerst ihm den Kampf. — Steh' auf, Bruder, wir wollen stark und wohlgemut sein und bei ihm aushalten."

Und als sie gesammelt und gerüstet sind zur weiteren Wanderung, schaut Jesus in die Runde seiner Getreuen und sagt mit feierlichem Ernst: „In kurzer Zeit werdet ihr mich nicht mehr sehen. Ich gehe zum Vater. Auf euren felsenfesten Glauben baue ich mein Reich und euch allen gebe ich die Schlüssel zum Himmel. In Gott sind Himmel und Erde eins und alles was ihr tut auf Erden, ist auch im Himmel getan." —

Solches ist geschehen auf einer Höhe des Libanongebirges, als Jesus mit seinen Jüngern dort gerastet hat.

Und dann geht es wieder der Heimat zu. Aber nicht um dort zu bleiben, nur um sie noch einmal zu sehen. Nach Tagen der Beschwernisse, die sie kaum fühlen, des Mangels, den sie nicht empfinden, sind sie hinabgekommen in die blühenden Niederungen, wo in den weichen Lüften der Duft der Rose und der Mandelblüte ist. Wieder im heimatlichen Gelände, wo sie aber so fremd und mißachtet geworden sind, daß sie den Straßen ausweichen und auf Nebensteigen wandern müssen. Als sie in der Nähe von Nazareth durch eine Schlucht gehen, unter dünnen Schatten von Ölbäumen, da halten sie an. Müde sind sie und legen sich unter die Bäume. Jesus geht noch ein wenig weiter, bis wo man hinabblicken kann auf den Ort.

Dort ſetzt er ſich auf einen Stein, ſtützt das Haupt auf die Hand und ſchaut ſinnend über das Gelände hin. Über allem liegt ein Fremdes und Feindſeliges. — Nein, er iſt nicht gekommen, um zu zürnen. Etwas anderes muß getan werden. Offenbar iſt es ihm geworden, daß er ein Pfand werden muß zur Beglaubigung der Botſchaft.

Über das Steingerölle her kommt mühſam ein Weib geſchritten. Es iſt ſeine Mutter. Sie hat erfahren, daß er mit den Jüngern vom Gebirge herabgeſtiegen iſt und hat gedacht, daß ſie durch die Schlucht kommen würden. So ſteht ſie jetzt vor ihm. Ihr langes Obergewand hat ſie als Schutz vor der Sonne über den Kopf gelegt, ſo daß das abgehärmte Geſicht im Schatten iſt. Über die eine Wange quillt ein Strähn ihres ſchwarzen Haares hervor, den ſie mit einem Finger zurückſchiebt und der doch immer wieder hervorſinkt. Beklommen ſchaut ſie auf ihren Sohn, der müde auf dem Steine ruht. Sie zögert, ihn anzuſprechen. Noch tritt ſie ihm um einen Schritt näher und ſagt dann ohne weiteres, als wäre nie etwas zwiſchen ihnen geſtanden: „Ganz nahe iſt dein Haus, Kind, und hier raſteſt du ſo unbequem.“

Er ſchaut ſie gelaſſen an. Dann gibt er zur Antwort: „Frau, ich will allein ſein.“

Sie ſagt ſanftmütig: „Bei mir daheim iſt jetzt die größte Einſamkeit.“

„Wo ſind die Verwandten?“

„Sie wollen dich wieder heimbringen, ſind ſeit Wochen auf dem Wege, um dich zu ſuchen.“

Jesus weist mit einer Handbewegung nach seinen schlafenden Jüngern hin: „Diese haben mich nicht wochenlang gesucht, sie haben mich am ersten Tage gefunden.“

Als wollte sie ablenken davon, daß er wieder auf die Klage komme, die Seinen verstünden ihn nicht, sagt nun die Mutter: „Die Leute sind schon lange unwillig darüber, daß in unserer Werkstatt keine Arbeit mehr fertig wird, sie wollen zum neuen gehen, der sich in unserer Gasse angesiedelt hat.“

„Wo ist der Werksgeselle Aron?“

Sie antwortet: „Zu wundern ist es nicht, daß keiner bleiben will, wenn selbst die Kinder des Hauses davongehen.“

In Erregung spricht er: „Ich sage dir, Weib, verschone mich mit deinen Vorwürfen und alltäglichen Sorgen. Ich habe anderes zu tun.“

Da hat sie sich gegen die Felswand gewendet, um ihr Schluchzen zu verbergen. Erst nach einer Weile sagt sie leise: „Daß du so hart sein kannst gegen deine Mutter! Nicht um meinetwegen ist es mir, das kannst du glauben. Mir ist alles vergangen auf der Welt. Aber du! Die ganze Verwandtschaft bringst du ins Unglück und dir selbst willst du alles zerstören. Noch einmal, bei deinem hingeschiedenen Vater, bei deiner unglücklichen Mutter, bitte ich dich: Laß' den Glauben der Väter stehen. Ich weiß ja gleichwohl, daß du es gut meinst, aber andere fassen es nicht und es taugt nimmer, was du tust. Lasse doch die Leute selig werden, wie sie wollen. Sind sie bisher zu

Abraham gekommen, so werden sie auch fürder den Weg finden zu ihm — auch ohne deiner. Lasse dich mit den Rabbiten nicht ein, das ist noch jedem schlecht bekommen. Denke an den Rufer Joanes! Überall reden sie davon, wie man auch dir nachstellt. O, mein geliebtes Kind, sie werden dich zu schanden hetzen, sie werden dich umbringen!" — An die Wand klammert sie sich mit krampfigen Fingern und kann nicht weiter sprechen vor bitterlichem Weinen.

Jesus hat den Kopf nach ihr gewendet und sieht sie an. Und als vor ihrem Schluchzen der ganze Leib schüttert — da steht er auf und tritt zu ihr hin. Und nimmt ihr Haupt in seine beiden Hände und zieht es an sich.

„— Mutter! Mutter! — — Mutter!" Tonlos, gebrochen ist seine Stimme: „Du meinst, ich hätte dich nicht lieb. Weil ich manchmal so herb sein muß, denn alles ist gegen mich, auch mein eigenes Blut. Aber ich muß den Willen des himmlischen Vaters erfüllen. Trockne deine Zähren, siehe, ich habe dich lieb, mehr als ein Menschenherz fassen kann. Weil die Mutter es doppelt leidet, was das Kind leidet, so ist dein Leiden noch größer als das desjenigen, der für viele sich opfern muß. — Mutter! Setze dich auf diesen Stein, daß ich noch einmal mein Haupt auf deinen Schoß lege. Es ist meine letzte Rast."

So legt er sein Haupt auf ihre Knie und sie streicht mit zarter Hand über seine langen Locken. So glückselig ist sie mitten in ihrem Schmerze, so namen-

los glückſelig, daß er wieder an ihrer Bruſt ruht, wie einſt als Kind. —

Er aber fährt fort ſo zu ſprechen, ſanft und leiſe: „Dem Volk habe ich vergeblich gepredigt den Glauben an mich. Dir brauche ich ja doch nicht zu predigen, denn die Mutter glaubt an ihr Kind. Alle werden ſie gegen mich zeugen. Mutter, glaube ihnen nicht. Glaube deinem Kinde. Und wenn die Stunde kommt, da ich erſcheinen werde mit ausgeſpannten Armen, nicht auf der Erde und nicht im Himmel — glaube an dein Kind. Wiſſe dann, daß dein Zimmermann das Reich Gottes gebaut hat. Nein, Mutter, weine nicht, mach' dein Auge klar. Dein Tag wird ewig ſein. Die Armen, die von allen Himmeln Verlaſſenen werden weinen zu dir, der Gebenedeiten, Gnadenreichen! Alle Geſchlechter werden dich preiſen." Er küßt ihr Haar, er küßt ihre Augen und ſchluchzt ſelbſt. — „Mutter, und nun geh'. Dieſe dort beginnen zu erwachen, ſie ſollen die Betrübnis nicht ſehen."

Aufgeſtanden iſt er von dieſer ſüßen Raſt. Die Jünger erheben — einer nach dem anderen — ihre Köpfe.

„Haſt du auch ein wenig geruht, Meiſter?" fragt ihn Simon.

Er antwortet: „Beſſer als ihr."

Ein ausgeſandter Bote kommt mit dem Korb, ſie bezahlen ihn mit einem Goldringlein — dem letzten, das ſich noch gefunden hat an einem Finger der Wandernden. Dann halten ſie Mahl-

zeit und frohlocken dabei über Gottes schöne Welt und ihre Gaben. Dann erheben sie sich zur weiteren Wanderschaft. Wohin? — Gegen die Königsstadt.

Hinter den Steinen steht Maria und blickt ihm nach, so lange er zu sehen ist im Flimmern der galiläischen Sonne.

Also geht es gen Jerusalem zum Osterfeste. Nach langer Knechtschaft in Ägypten hatte einst Moses die Juden befreit und sie wieder dem Vaterlande zugeführt. Zur dankbaren Erinnerung versammeln sich alljährlich um die Zeit des ersten Frühlingsvollmondes viele Tausende zu Jerusalem, wallfahrten in den Tempel, verzehren nach alter Sitte das Osterlamm mit bitteren Kräutern und einem Brote, das ohne Sauerteig ist, wie einst das Manna in der Wüste. Wohl gibt es bei solchem Zusammenlauf Handel und Wandel, wie auch Ergötzungen und Schaustellungen aller Art. So pflegt in dieser Zeit auch die Hinrichtung von Verbrechern stattzufinden, damit dem Volke ein abschreckendes Schauspiel geboten werde, nach den Worten des Rabbiten im Tempel: Wer das Gesetz verletzt, soll nach dem Gesetze bestraft werden.

„Einmal möchte ich mir so etwas doch mit ansehen," sagt der Jünger Thaddä zu den Brüdern, als sie nun unterwegs sind. „Ich meine so ein Hochgericht."

„Dazu wird in Jerusalem leicht Gelegenheit sein," antwortet Andreas und setzt mit leichtem Spotte bei: „Verbrecher pfählen sehen, die richtige Belustigung für arme Leute. Dazu braucht man kein Geld. Und doch kenne ich nicht leicht ein kostspieligeres Vergnügen."

„Wie geht das eigentlich zu mit dem Pfählen?" will Thaddä wissen.

„Das ist leicht zu beschreiben," belehrt Mat-

thäus. „Denke dir einen aufgerichteten Pfahl, der in der Erde steckt und oben einen Querbalken hat. Da wird nun der arme Sünder nackend und mit ausgestreckten Armen angebunden. Ist er eine Weile so dagehangen vor dem Volke, dann bricht man ihm mit Keulenhieben die Knochen. Bei schweren Verbrechern kommt's auch vor, daß die Glieder mit Eisennägeln an den Pfahl geheftet werden."

Thaddä wendet sich mit Schauer ab. „Gott versuche mich nicht, daß ich dergleichen je sehe!"

„Dünkt euch nicht schon das Reden darüber ein Frevel?" sagt ein anderer. „Jeder bitte Gott, daß es niemals einen treffe von seinen Verwandten oder Bekannten. Sind allesamt arme Sünder. Bis unser Meister das Reich aufrichtet, wird diese grausame Todesart wohl abgeschafft werden. Meint ihr nicht?"

„Dann werden alle Todesarten abgeschafft," sagt Simon-Petrus. „Schläfst du denn, wenn er vom ewigen Leben spricht?"

„Aber er hat doch selbst gesagt, daß sie ihn töten werden!"

„Daß sie ihn töten wollen, wird er gemeint haben. Bis er ihnen nur erst die Macht zeigt!"

So reden sie manchmal unter sich, halb in Schalkheit und halb in Einfalt, aber stets hinter dem Rücken des Meisters. —

Seit jener Begebenheit auf dem hohen Berge ist mit Jesus eine Veränderung vorgegangen. Wie wenn er seines göttlichen Berufes sich jetzt erst ganz klar geworden wäre, so ist es. Als habe er es jetzt erst

recht in sich erlebt, daß er der Gottgesandte ist, der von Ewigkeit her berufene Sohn des himmlischen Vaters, zur Erde herabgestiegen, um die Menschheit aufzuwecken und in ein seliges Leben zu retten zum Vater. Er fühlt, daß ihm die Macht Gottes gegeben ist, die Seelen zu richten. Die Dämonen fliehen vor ihm, keiner menschlichen Gewalt ist er untertan. Mit der Geschichte seines gesunkenen Volkes bricht er, die durch Gelehrte und Priester gefälschten Schriften des Altertums zerreißt er. In seiner Einheit mit dem himmlischen Vater, dem allmächtigen, ewigen Gott, weiß er sich als Herr aller Gewalt im Himmel und auf Erden.

So ist es mit ihm geworden seit jenem Licht auf dem Berge. Aber diese Erkenntnis macht ihn noch demütiger in seiner Menschengestalt, auf die eine so ungeheure Wucht gelegt worden ist, und noch liebevoller gegen alle, die er in grenzenloser Armut, Verwirrung und Gebundenheit sieht, in Blindheit und Trotz dem Verlorensein hingegeben — und doch voll weinender Sehnsucht nach dem Heile.

Aber auch das Verhältnis seiner Jünger zu ihm ist ein anderes geworden seit jenem Tage. Wenn sie früher, obgleich ehrerbietig, so doch vertraulich zu ihm gestanden sind — jetzt verhalten sie sich untertäniger, schweigsamer und die Ehrerbietung ist zur Ehrfurcht geworden. Die Liebe bei einigen hat sich fast zur Anbetung gesteigert. Und doch fallen sie immer wieder zurück in die Ungeberdigkeit und in die Verzagtheit. Besonders einer ist dabei, der sich vieles

nicht zu reimen weiß. Als sie nun — um den Heeresstraßen auszuweichen — jenseits des Jordanflusses hinziehen durch wüste Gegenden unter Beschwerden und Entbehrungen aller Art, da kann der Jünger Judas sich nicht entbrechen, seine Bedenken auszupacken. Als Säckelwart der kleinen Gesellschaft hat er jetzt schlechterdings nichts zu tun, so hat er Zeit, hinter dem Rücken des Meisters Unmut auszustreuen. Was denn das sei, daß der Messiaszug immer noch nicht den richtigen Glanz entfalten wolle? Die Todesgedanken deutet er sich so: Der Bettelprophet stirbt, der glorreiche Messias erhebt sich! Doch, warum erst in Jerusalem? Warum wird nicht schon unterwegs dahin Anstalt getroffen, warum werden die Würden nicht jetzt schon ausgeteilt?

Seine Volkstümlichkeit ist tatsächlich wieder im Zunehmen und als sie in bewohntere Gegenden kommen, eilen die Leute zusammen. „Der Prophet reist durch!" Da strömen sie herbei und bringen Lebensmittel mit, aber auch Kranke und Krüppel, ihn bestürmend, daß er sie heile. Von dem Gebotenen nimmt er nur das Nötigste an, die verlangten Wunder aber wirkt er nicht. Er verbietet seinen Jüngern, davon auch nur zu sprechen. Er ist erzürnt über die Menge, die ohne Wunder nicht glauben, die Zeichen der Zeit nicht verstehen will. „Wenn sie im Westen eine Wolke sehen aufsteigen, alsbald sagen sie, es kommt Regen. Wenn der Südwind bläst, wissen sie im voraus, daß es heiß wird. Aber die Zeichen einer neuen, aufsteigenden Welt verstehen sie nicht. Wenn sie die gei-

stigen Vorzeichen nicht begreifen, andere sollen ihnen nicht gegeben werden. Oder wollen sie das Zeichen des Jonas sehen, der drei Tage lang im Bauche des Walfisches gelegen? Gut, so sollen sie sehen, wie des Menschen Sohn nach dreitägigem Begrabensein wieder aufersteht zum Leben."

Zu solchen Reden schüttelt Judas den Kopf. „Das bringt uns nicht weiter." Die anderen jedoch, besonders Johannes, Jakobus und Simon, denken nicht ans Messiasreich, nicht an Erdenmacht, ihre Herzen sind erfüllt von Liebe zum Meister. Und trotzdem haben sie immer wieder ihre Versuchungen. Oft sprechen sie untereinander von jener anderen Welt, wo Jesus ewiger König sein wird und sie — die jetzt unerschütterlich zu ihm halten — die Herrlichkeit mit ihm teilen werden. Und stellen sich allen Ernstes die Ämter und Würden vor, in denen sie dort prangen werden und kommen richtig wieder einmal darüber in Streit, wer unter ihnen der erste sein würde. Jeder rühmt sich seines Vorzuges. Jakobus will ihm in Galiläa die meisten Freunde zugeführt haben. Simon beruft sich darauf, daß er der erste gewesen, der in ihm den Sohn Gottes erkannt hätte. Johannes erinnert an sein Vorrecht vom Hause aus und dieweilen er einst als Zimmermannsjunge unter ihm gearbeitet. Johannes hätte noch sagen können, wie der Herr besonders ihn am meisten lieb habe, doch er sagt es nicht. Hingegen besteht Simon um so heftiger darauf, daß der Meister ihn einen Felsen genannt habe, auf den er seine Gemeinde errichten wolle.

Als Jesus ihr wunderliches Wortgefecht hört, tritt er zu ihnen und frägt, wovon sie doch so eifrig redeten?

„Meister!“ sagt Jakobus kühnlich, „wie gerufen kommst du uns. Wir möchten gar zu gerne wissen, wer im ewigen Reiche unter den deinen der erste sein wird? Siehe, Bruder Johannes und ich möchten in deiner nächsten Nähe sein, einer zu deiner Rechten, der andere zu deiner Linken. So, daß wir dich zwischen uns hätten, wie wir dich jetzt zwischen uns haben.“

Hierauf spricht Jesus: „Nicht das erstemal, daß ihr diese Torheit treibt. Ihr wisset nicht, was ihr verlangt. Ich sage euch das: Bis ihr erst getan habt, was ich tue, und gelitten habt, was ich leiden werde, dann mögt ihr kommen und fragen.“

Sie antworten: „Herr, wir wollen tun, was du tust und leiden was du leidest.“

Dieses entschlossene Wort hat ihm gefallen; von dem himmelweiten Unterschied zwischen ihm und ihnen hat er nichts gesagt. Sie sind kindisch, sie können das nicht fassen. So sagt er nur: „Überlasset das dem, der euch den Platz anweisen wird. Denn jeder Herr hat wieder seinen Herrn, nur einer hat keinen über sich. Bedenket das: Hat gleichwohl ein Diener treu und schwer gearbeitet, so wird er des Abends trotzdem nicht auf dem obersten Platz der Tafel sitzen und früher als sein Herr anfangen zu essen, sondern er wird erst dem Herrn die Speisen bereiten und ihm den Schemel unter die Füße rücken. Bei euch sei es so: Wer der Größte sein will, der soll den anderen dienen.

Auch ich bin nicht da, um mir dienen zu laſſen, vielmehr um zu dienen und mich aufzuopfern für andere und mein Leben hinzugeben als Löſegeld für viele."

Es iſt ihnen bange, daß er ſo oft und immer öfter von der Hingabe ſeines Lebens ſpricht. Was ſoll das bedeuten? Wie kann er andere retten, wenn er ſelbſt zugrunde geht? Das mag ſich begeben in Feuers- und Waſſernot. Allein um ein Volk zu befreien und es zu Gott zu führen, wie ſoll das mit Aufopferung des eigenen Lebens geſchehen können? Ja die Heiden, die haben freilich ihre Menſchenopfer. — Judas hat wieder beſondere Gedanken. Der Meiſter ſei durch die Mißerfolge herabgeſtimmt. Oder er wolle ſeine Anhänger bloß einmal prüfen, ob ſie die Kraft hätten, mit ihm durch dick und dünn zu gehen. Wäre erſt der Ernſt da, daß er ſich behaupten muß, dann würde er ſchon dreinfahren mit allen Blitzen der Himmel, um die Feinde zu vernichten und die Seinen zu verherrlichen. Habe er doch ſelbſt geſagt, der Glaube ſei ſo ſtark, daß man mit ihm Berge verſetzen könne, ſo werde es ihm ein Leichtes ſein, zur rechten Stunde die Gewalt zu zeigen.

Auf dieſen feſten Glauben des Judas erinnert der Jünger Thomas daran, wie des Meiſters Worte über den Glauben eigentlich gelautet hätten: Wer zu dieſem Berge ſagt, hebe dich weg und wirf dich ins Meer, und zweifelt nicht, ſondern glaubt, daß es geſchieht, ſo wird es ihm geſchehen. Merket wohl, ihm wird es geſchehen. Ob den Berg auch andere,

die nicht glauben, ins Meer fallen sehen, daß hat er nicht gesagt."

„Du denkst also, Bruder Thomas," so spricht hierauf Bartholomä, „daß Dinge, die durch den Glauben geschehen, nur für den Glaubenden allein geschehen. Nur ein inneres Erlebnis, aber als solches für ihn wirklich, weil er es mit dem geistigen Auge geschehen sieht. Für andere jedoch nicht wirklich. Dann, Freund, wären wir verloren. Denn er glaubt, daß die Feinde fallen und sieht sie fallen. Aber sie leben doch und vernichten uns."

„Das sind wohlfeile Reden," sagt der standhafte Judas. „Er hat Lahme gehend und Tote lebend gemacht, das haben alle gesehen. Auch solche, die nicht glauben. Gebet acht! Wird der Meister nur erst bis zum Äußersten gedrängt, dann sollt ihr sehen, was er tut!"

Dieser Meinung schließen sich auch andere an und sie folgen — dem Messias.

Allein immer wieder werden sie aufs neue beunruhigt auf ihren langen schlechten Straßen durch die Wüste und über Fruchtgelände. Auf letzteren hat es manchen guten Tag gegeben und da will es auch nicht immer stimmen. Sie haben gehört, daß der Meister die Kräfte und Genüsse der Welt verwirft und sehen doch wieder, wie er stark und heiter auf Erden dahinwandelt. Recht spät wird's ihnen klar, daß beides sich miteinander vertragen kann. Er genießt, was harmlos und ohne andere zu schädigen — aber er legt keinen großen Wert darauf. Seine

Sinne sind ihm gerade gut genug, um in der Natur das Walten des Vaters zu erkennen und in dieser Erkenntnis glücklich zu sein. Er verneint die Welt nicht, er vergeistigt und vergöttlicht sie. Die irdischen Stoffe sind ihm Bausteine fürs Himmelreich. So finden die Jünger trotz aufsteigender Zweifel sich immer wieder zurecht und so haben sie bei sich beschlossen, die Welt zu verachten und das Leben zu lieben.

Eines Tages sind sie in eine Ortschaft gekommen, in der auffallend große Tatkraft herrscht. Auf den Feldern pflügen sie, in den Werkstätten hämmern sie, emsige Karrenschieber und schwerfällige Kamelführer betreiben Handel und Wandel. Und es ist Sabbath! — Ob in diesem Flecken Heiden wohnen? fragen sich die Jünger. Nein, es ist ein rein jüdischer Ort und die Bewohnerschaft ist so gut gesinnt, daß sie selten ein Ostern vorübergehen läßt, ohne in einer Schar nach Jerusalem zu reisen. So waren ihrer auch einmal vor vielen Jahren dort gewesen, als im Tempel ein junger Mensch gesprochen hatte, dessen Worte sie nimmer vergessen haben. Wenn es zum Wohle der Nebenmenschen sei, so könne man auch am Sabbath arbeiten! Also hatte jener Jüngling mit großer Eindringlichkeit gepredigt. Nun ist wohl unbestritten jede Arbeit dem Menschen zum Wohle und komme der Gemeinde zugute. Damals haben sie angefangen und seither lassen sie die Arbeit nicht einen Tag ruhen. Die Folge davon ist ein großer Wohlstand.

Als Jesus sieht, daß seine Auslegung von damals zu Jerusalem so arg mißverstanden ist, oder aus gewinnsüchtiger Absicht mißdeutet, da gerät er in Entrüstung und auf dem Marktplatz beginnt er so zu sprechen: „Ich sage euch, das Reich Gottes wird von diesen Wucherern genommen und einem Volke gegeben werden, das seiner wert ist." — Zum Wohle der Nebenmenschen! Hängt denn das Wohl von Gütern ab, die einer besitzt? Diese Güter hetzen den Menschen, verhärten sein Herz und machen es beständig beben vor Verlust und Tod. Und das nennt ihr zum Wohle! — „Da ist einmal ein reicher Mann gewesen, der hat nach der Jahre Jagen und Hasten seine Scheunen voll und denkt, von nun an kann ich mir wohl sein lassen und das Leben genießen. Und siehe, in der nächsten Nacht stirbt er und muß seine Güter, denen er Leib und Seele zum Fraß gegeben, solchen hinterlassen, die sich darob streiten und befeinden und seiner spotten. Ich sage euch, wenn ihr die ganze Welt gewinnt, aber eure Seele verlieret — so ist alles verloren!"

Als er so gesprochen hat, tritt ein steinalter Greis zu ihm und sagt: „Rabbite! Du bist arm und hast leicht reden. Du weißt nicht, wie schwer es für den Reichen ist, daß er aufhöre, seinen Reichtum zu vermehren. Auch ich bin einmal arm gewesen, o schöne Zeit! Dann bin ich unversehens zu Gelde gekommen, habe mich dessen gefreut und angefangen zu fürchten, ich möchte es wieder verlieren. Und bei dem Bedarf meines Hauses, der noch schneller als das Vermögen

wächst, kommt es mir vor, das Geld könne nicht reichen und je mehr man habe, je notwendiger sei es, noch mehr zu erwerben. Nun bin ich ein alter Mann und habe dreißig Säcke voll Gold und weiß, daß ich meinen Reichtum nicht mehr genießen kann. Aber das Erwerben und Sammeln kann ich nicht lassen — eher lasse ich das Atmen."

Diesem Greise erzählt Jesus eine kleine Geschichte: „Kinder sind am Wege, schlagen einen fremden Knaben bunter Scherben wegen, die sie sammeln. Und als sie deren einen großen Haufen beisammen haben, kommt der Wegaufseher und wirft mit dem Spaten die Scherben in den Graben. Die Kinder erheben ein Klagegeschrei, er aber sieht, daß an einigen der Scherben Blut klebt und fragt: Woher habt ihr sie genommen? Da erblassen die Kinder vor Schreck und er führt sie vor den Richter."

Das versteht der Greis. Er geht hin und entschädigt alle, die durch ihn zu Schaden gekommen sind, und auf dem Heimweg beginnt er wieder zu sammeln. —

Am nächsten Tage kommt Jesus mit den Seinen in eine andere Ortschaft. Hier ist alles still, die Bewohner liegen unter den Feigenbäumen herum, obschon nicht Sabbath ist. Da fragt Jesus: „Warum arbeiten sie nicht?"

Und einer des Ortes antwortet: „Wir möchten gerne arbeiten, haben aber kein Werkzeug. Es mangelt der Spaten, der Pflug, die Sichel und die Axt, denn unser Schmied feiert. Und gerade er könnte die besten

Meſſer ſchmieden. Andere Schmiede gibt es hier nicht.“

Zu dieſem Schmiede gehen nun unſere Wanderer. Der Mann ſitzt in ſeiner Kammer, lieſt in den heiligen Schriften und betet. Nun fragt ihn einer der Jünger, weshalb er nicht arbeite, da doch Werktag ſei.

Dem antwortet der Schmied: „Seit ich den Propheten gehört habe, iſt bei mir immer Sabbat. Denn man ſoll nicht nach irdiſchen Gütern ſtreben und nicht ſorgen für den morgigen Tag, ſondern das Reich Gottes ſuchen.“

Da geht auch Jeſus in die Hausflur und erzählt, ſo daß es der Schmied hören kann, von dem Manne, der eine Reiſe gemacht hat. „Bevor er davonzieht, ruft er ſeine Knechte zuſammen und übergibt ihnen Geld, daß ſie damit wirtſchaften ſollen. Dem einen gibt er fünf ſchwere Goldſtücke, dem andern zwei und dem dritten eins. Sie ſollten nach eigenem Ermeſſen damit haushalten. Als dann nach langer Zeit der Herr wieder heimgekommen iſt, begehrt er von den Knechten Rechenſchaft, wie ſie die Goldſtücke verwertet hätten. Bei dem erſten haben ſie ſich verzehnfacht. Das freut mich, ſpricht der Herr, weil du in wenigem treu biſt, will ich dir vieles anvertrauen — behalte das Geld. Der andere Knecht hat das Geld verzweifacht, auch den lobt der Herr und ſchenkt ihm Einſatz und Gewinn. Dann frägt er den dritten Knecht, was er mit ſeinem Goldſtück angefangen. Herr, antwortet der Knecht, es iſt ohnehin nicht viel geweſen, ich habe es nicht aufs Spiel ſetzen mögen. Ich

hätte freilich ein zweites Goldstück gewinnen, aber ich hätte auch das eine verlieren können. Darum habe ich nicht damit gewirtschaftet, sondern es an einem sicheren Ort vergraben, damit ich es dir getreu wieder zurückgeben kann. Da entreißt ihm der Herr das Goldstück und gibt es dem, der das seinige verzehnfacht hat. — Dem Trägen und Saumseligen soll das wenige, was er hat, genommen werden, und dem gegeben, der es zu verwerten weiß."

„Verstehst du es?" frägt Matthäus den Schmied. „Die Goldstücke, das sind die Fähigkeiten, die Gott dem Menschen gibt, diesem mehr, jenem weniger. Wer seine Talente brach liegen läßt, ohne sie auszunützen, der ist wie jener Mann, der Kraft und Geschick hat, das Eisen zu bearbeiten, der aber den Hammer weggelegt hat und müßig brütet über Schriften, die er nicht verstehen kann."

„Wie ist denn das," sagt nun jemand, „wer arbeitet, der wird ausgezankt, und wer nicht arbeitet, der wird es auch."

Dem klopft Matthäus auf die Achsel: „Freund, alles zu seiner Zeit! Und nicht das tun wollen, wozu dir das Talent fehlt, sondern das, wofür du es hast."

Der Schmied legt Buch und Gebetriemen hin und ergreift den Hammer.

Aber noch kommt ein Mann herbei und führt Klage darüber, daß diese neue Lehre doch nichts tauge. Er habe ihr nachgelebt und seinen Besitz verschenkt, weil er ihm Sorgen gemacht. Nun, seit er arm sei,

habe er noch mehr Sorgen. So wolle er wieder anfangen zu erwerben.

„Tue das," sagt Jakob der Jünger, „achte nur auf das eine, daß daran nicht dein Herz hängen bleibt und dein Besitz nicht dich besitzt!"

Und wieder andere kommen: „Herr, ich bin Schiffszimmerer! Herr, ich bin Goldschmied! Herr, ich bin Bildhauer! Sollen wir denn nicht unser ganzes Herz unserem Beruf zuwenden dürfen, um etwas Rechtes zu leisten? Wenn wir mit dem Herzen nicht dabei sind, so wird nichts rechtes."

„Ei freilich," sagt der Jünger, „sollet ihr eure Kräfte und Talente anspannen, um etwas zu leisten. Aber nicht des Werkes und nicht des Lobes wegen, sondern Gottes und der Menschen willen, denen ihr dienet. Und freuet euch von Herzen, daß Gott durch euch seine Werke schaffen will." —

Einmal tritt ein Landmann zu Jakobus heran und spricht über das Beten. Der Meister habe gesagt, man solle nur kurz beten, nicht viel reden wie die Heiden, der Vater wisse schon, was uns not tue. Nun, so habe er einmal gebetet, kurz und ohne viel Worte zu machen, aber er sei nicht erhört worden.

Hierauf sagt Jakobus: „Erinnerst du dich nicht, was der Meister erzählt hat von jenem Manne, zu dessen Tür in der Nacht ein Freund kommt und um Brot bittet? Er ist schon im Bette, achtet nicht auf das Klopfen des Freundes und ruft endlich: Geh und laß mich schlafen! Der Freund aber fährt fort zu klopfen und zu klagen, daß er Brot bedürfe und

beginnt ganz ungeſtüm an der Tür zu rütteln. Das dauert fort, bis es dem Manne im Bette läſtig wird. Faſt unmutig ſteht er auf, nimmt ein Brot und gibt es dem Freunde zum Fenſter hinaus. Hat er ſchon nicht dem Freund aus Liebe gegeben, ſo doch um ihn los zu werden. — Der Meiſter hat damit ſagen wollen, daß man durch Beharrlichkeit im Beten Vieles erreicht."

Auf dieſe Belehrung des Jüngers wird jener unwirſch und ſagt: „Alſo wie! Das einemal ſagt er, man ſolle kurz und nur mit wenigen Worten beten, das anderemal wieder, man ſolle nicht ablaſſen zu beten, bis man erhört ſei."

Und Jakobus: „Freund, du mißverſtehſt wieder. Sagt er: Du ſollſt wenig beten? Nein, er ſagt: In kurzen Worten ſollſt du beten. Aber ohne Unterlaß, von ganzem Herzen und im Vertrauen, daß der Vater dich endlich erhört. Und je länger er auf ſeine Hilfe warten läßt, je größer muß dein Vertrauen werden, denn er weiß warum er dich warten läßt und gibt dir endlich mehr, als um was du gebeten. Wenn jener ſchon Brot gegeben hat, um die Beläſtigung los zu werden, um wie mehr wird erſt der Vater dem Kinde geben, das er liebt."

Hierauf jener: „Auch ſo habe ich gebetet, anhaltend und im Vertrauen, und bin doch nicht erhört worden."

„Um was haſt du denn gebetet?"

„Wiſſe," ſagt der Landmann, „ich habe einen Nachbar, der mir vom Baum immer Feigen ſtiehlt,

ohne daß ich ihn dabei erwischen kann. So habe ich gebetet, daß er einmal vom Baum fallen und sich die Glieder brechen möchte. Aber ich bin nicht erhört worden."

Nun muß Jakobus laut lachen über den törichten Mann, der den gütigen Vater um Rache bittet.

„Bitte ihn doch um die Kraft, dem Nachbar zu verzeihen und ihm die Feigen zu schenken, die er nötiger zu haben scheint, als du — und er wird dich ganz sicher erhören." —

„Und wenn," spricht der Jünger weiter, „vom Beten, ohne Unterlaß die Rede ist, so heißt das nicht, fortwährend die Hände falten und fromme Worte sprechen, es heißt vielmehr seine Gedanken stets mit Sehnsucht dorthin zu richten, wo Gott und die ewigen Dinge sind, und alles in unserem Leben, die kleinen wie die großen Angelegenheiten, in Ehrfurcht und Vertrauen mit diesem Maßstabe zu messen."

Darauf antwortet ein Vorlauter: „Wie kann ich denn mein Korn, das ich verkaufen will, mit Gott messen?"

„Wenn du denkst, ich will den Käufer nicht übervorteilen mit gemischtem feuchtem Korn, sondern ihm gute Ware geben, denn so ist's Gottes Wille und ich will durch Betrug nicht meine unsterbliche Seele schädigen — so heißt das, dein Korn und deine Handlung an Gott und Ewigkeit messen."

„Aber siehe!" ruft der andere aus, „mein Geschäftsfreund hat mir auch schlecht gemessen, als er mir Öl verkauft und unterhalb Wasser gegeben hat.

Und in der Schrift heißt es doch: Wie dir gemeſſen wird, ſo ſollſt du wieder meſſen."

Als ſie weiter ziehen, ſchüttelt Jeſus das Haupt. Daß ſeine einfache Lehre doch ſo vielen Mißverſtändniſſen begegnen kann! Beſonders bei ſolchen, denen der Wille dazu mangelt, die nichts denken können, als ihre Begierden und das Behagen ihres Leibes. „Nein," ruft er ſchmerzlich aus, „das Wort faſſen ſie nicht. Ein Beiſpiel muß ihnen gegeben werden, das ſie ſehen und taſten können, ein Beiſpiel, das ſie nie vergeſſen werden."

So haben sie ihren langen Weg allmählich zurückgelegt. Keiner Verfolgung sind sie auf diesen entlegenen Strecken begegnet. Vielmehr haben sie gesehen, wie einiger Same aufgeht — mit Unkraut vermischt. Nach einer Nacht, da sie unter Sykomoren und Feigenbäumen gelagert haben, gelangen sie zu jener letzten Höhe. Jesus geht voraus. Obschon von der Wanderschaft ganz erschöpft und seine Füße wanken wollen, geht er voraus. Die Jünger kommen hinten drein und wie sie auf der Höhe sind, tun ihrer etliche einen hellen Schrei. Ihnen gegenüber, auf der Hochebene des anderen Berges liegt die Königsstadt! Im Morgensonnenstrahle liegt sie da wie aus rotem Golde gebaut, alles überragend der zinnenreiche Tempel Salomons.

Mehrere der Jünger haben Jerusalem bisher noch nie gesehen, ein Gefühl begeisterter Ehrfurcht bewegt sie im Anblicke dieser heiligen Stadt der Könige und der Propheten, und hier — so denkt Judas und manch anderer — hier wird für uns die Herrlichkeit beginnen. Unter Ölbäume setzen sie sich hin, um auszuruhen, ihre Kleider zu ordnen, und einige salben sogar ihr Haar. Dann verzehren sie Feigen und von der Frucht des Johannesbaumes. Sorge macht ihnen der Meister. Die Anstrengungen der letzten Zeit haben ihn hergenommen, seine Füße sind wund. Aber er sagt nichts. Die Jünger sind unter sich eins, daß sie so nicht einziehen können. Jakobus geht hinab den Hang, wo er Hütten sieht, und frägt dort an, ob nicht irgendwo ein Reitpferd aufzutreiben

ſei, oder wenigſtens ein Kamel, auf welchem ein Reiſender in die Stadt reiten könnte. Es würde ſchon entlohnt werden.

Ein gekrümmtes Greislein iſt da, umtrippelt haſtig den fremden Mann und verſichert mit reichlichen Worten, daß weder Pferd und Kamel vorhanden ſei, wohl aber ein Eſel. Und dieſer Eſel wäre nicht zu haben.

Des Meſſias Einzug auf einem ſolchen Tiere? Nein, ſo fangen wir nicht an. Alſo des Jüngers erſter Gedanke. Da fällt ihm ein, daß es alte Propheten vorausgeſagt haben: Einziehen würde er auf einem Eſel. — Jakobus erklärt ſich alſo bereit, den Eſel anzunehmen.

„Du nimmſt ihn an und ich gebe ihn nicht her," ſagt der Alte und hat ein verſchmitztes Lächeln. „Um dieſes Tier hätte ich ewig Leid, wenn ihm etwas zuſtieße. Das iſt kein gewöhnlicher Eſel, mein Freund!"

„Es iſt auch kein gewöhnlicher Reiter, der ſeiner bedarf," ſagt Jakobus.

Der kleine Greis läßt ſich doch herbei, den Jünger in den Stall zu führen. Dort ſteht am Krippengitter das Tier, und wirklich eines von guter Art. Nicht grau iſt es, vielmehr glänzend braun und glatt, die Beine ſchlank, die Ohren zierlich ſpitz und um die großen, klugen Augen hat es lange Grannen.

„Iſt es nicht von der Farbe eines echten Arabers?" ſagt der Greis.

„Es iſt ein ſchönes Tier," gibt Jakobus zu.

„Um einen Silberling und viele Ehre wirſt du es ziehen laſſen. Um Mittag kann es wohl wieder zurück ſein.“

Darauf das Greislein: „Es iſt billig zu bedenken, daß ſich unſereiner um die Fremdenzeit etwas verdienen will. Machen wir zwei Silberlinge!“

„Einen Silberling und Ehre!“

„Machen wir zwei Silberlinge ohne Ehre,“ feilſcht das Greislein. „Ein Traber für Fürſten, ſage ich dir! Im ganzen Judenlande findeſt du nicht wieder ſolches Blut. Wiſſe nur, daß es hoher Abſtammung iſt!“

„Auf dieſe Ehre können wieder wir verzichten,“ ſagt Jakobus, „wenn es nur hübſch aufrecht bleibt.“

Nun erzählt der Greis: „Ums Jahr, als der herodianiſche Kindermord geweſen — ein wenig über dreißig kann's her ſein —. Du weißt ja, daß da drüben zu Bethlehem das Meſſiaskind gelegen iſt, in einem Stall bei Ochs und Eſel. Auf demſelben Eſel iſt das Kind ins Ausland geritten, ſie ſagen, nach Ägypten oder wohin. Siehe und von jenem Eſel ſtammt dieſer ab.“

„Wenn es ſo iſt,“ ſpricht Jakobus lebhaft, „dann iſt das eine wunderbare Fügung!“ Und leiſer ins Geſicht ſagt er es dem Greiſe: „Der Mann, der heute auf dieſem Eſel einziehen ſoll in Jeruſalem, iſt der Meſſias, der dazumal im Stalle geboren worden.“

„Iſt es der Jeſus aus Nazareth?“ fragt der Greis. „Dem vermiete ich das Tier um einen halben

Silberling. Hingegen bitte ich, daß er mir mein Weib heile, sie hat die Gicht seit Jahr und Tag."

So werden sie einig und Jakobus bringt den Esel auf die Höhe des Ölberges, wo sie noch beisammensitzen und nicht satt werden können, hinzuschauen auf Jerusalem. Nur Jesus ist in sich gekehrt, betrübt blickt er auf die leuchtende Stadt.

„O Jerusalem!" so spricht er leise vor sich hin. „Wenn du diese Zeit wahrnähmest! Wenn du erkennen wolltest, was zu deinem Heile ist. Aber du erkennst es nicht und ich sehe den Tag, da grimme Feinde deine Mauern stürzen werden, so daß kein Stein auf dem andern liegen bleibt . . . ."

Johannes legt seinen Mantel aufs Tier, das Jesus nun besteigt. Er reitet talwärts, seine Jünger folgen ihm.

Und nun geschieht etwas Außerordentliches. Schon als sie ins Tal Kidron hinabkommen, wo die Straßen sich kreuzen, eilen Leute herbei und rufen: „Der König kommt! Der Sohn Davids kommt!" Bald laufen auch andere aus den Gehöften, aus den Gärten und gehen an den Straßenrändern gleichen Schrittes dahin und rufen: „Der Messias ist es! Hochgelobt sei Gott, er ist gekommen!"

Man weiß nicht, wer die Nachricht von seiner Ankunft verbreitet hat, weiß auch nicht, wer zuerst das Wort „Messias" gerufen — wenn es nicht etwa Judas, der Jünger, gewesen ist. Gezündet hat es wie ein Lauffeuer, überall Jubelgeschrei erweckend. Als Jesus hinaufreitet gegen die Stadt, wird die

Menſchenmenge ſchon ſo groß, daß der Eſel nur langſam traben kann, und als er durch das Stadttor einzieht, können die Gaſſen und Plätze das Volk kaum mehr faſſen. Ganz Jeruſalem weiß es plötzlich: Der Prophet aus Nazareth iſt da! Fremde aus den Provinzen drängen ſich vor, die ihn anderswo ſchon geſehen und gehört haben. Die den armen Flüchtling verſpottet haben, jetzt da er gehobenen Hauptes einzieht in die Königsſtadt und das Meſſiasgeſchrei die Luft erfüllt, jetzt ſind ſie ſtolz auf ihn und berufen ſich auf Begegnungen mit ihm und auf ſeine Bekanntſchaft. Die Hände ſtrecken ſie ihm entgegen. Viele werfen ihre Kleider auf den Weg, der Eſel trabt darüber hin. Mit Ölzweigen und Palmfächern winken ſie ihm zu und aus hundert Kehlen erſchallt es: „Sei gegrüßt! Sei gegrüßt! Sei gegrüßt, du lange Erwarteter, du heißerſehnter Retter!“ Ordner machen mit langen Stäben die Straße frei, die zum Goldenen Hauſe führt, zum Schloß der Könige. Aus allen Türen und Fenſtern rufen ſie: „Bei mir kehre ein! Unter mein Dach kehre ein, Heiland des Volkes!“ Aber der Strom ergießt ſich gegen das Goldene Haus. Die Jünger, die knapp hinter ihm her ſind und ſich nicht faſſen können, werden umringt, beſtürmt, mit Palmen befächelt, mit jungen Roſen beſtreut. Simon-Petrus hat ſich gleich als zum Meiſter bekannt und kann es nicht hindern, daß man ihn auf die Schultern hebt, ſo daß er ſich duckt und flehentlich bittet, ihn zu Boden gleiten zu laſſen, weil er nicht höher ragen wolle als der Meiſter und weil

es ist, als hielten viele über die Köpfe her ihn für den Messias. Klüger hat es Johannes gemacht, der gebückt und schnaufend das Tier führt, so daß man ihn für nichts weiter als den Eseltreiber hält. Alle übrigen seines Anhanges genießen die Ehren des Meisters wie ihre eigenen. Haben sie doch auch das Elend treu mit ihm getragen. „Jerusalem, du bleibst Jerusalem!“ sagen sie vom Jubelsturm umbraust und berauscht. „Wo uns auch gut gewesen — so hoch ist es nirgends hergegangen, als hier in Jerusalem!“ — Judas kann sich nicht genug zugute tun darob, daß der Meister trotz seines ärmlichen Aufzugs erkannt worden. „Ich habe es ja immer gesagt, daß er sein Wunder wirken wird, wenn es Zeit ist.“

„— Und mir ist doch bange,“ sagt Thomas. „Sie schreien mir viel zu laut. Es sind Kehllaute, aber keine Brusttöne.“

„Verzieh' dich, du hast immer Bedenken.“

„Ich verstehe mich ein wenig auf die Leute. Müßiges Stadtvolk ist bald entzückt, daß will sich ergötzen und jeder Anlaß ist ihm dazu recht.“

„Thomas!“ verweist ihm Matthäus, „Wenn das Demut wäre von dir, daß du der Ehre nicht achtetest. Aber es ist Zweifel. Da sieh' dir dort den dicken Knoblauchkrämer an, der bringt mehr Glauben aus der Kehle. Hörst du — Heil dir, Davids Sohn! ruft er und ist schon heiser geworden vor lauter Freudengeschrei.“

Thomas schweigt, eilt gebückt und ärgerlich zwischen der Menge dahin. Das Heilrufen erfüllt schon

die ganze Stadt, und die Straßen, durch die der Zug ſich bewegt, ſind wie lebendige Palmenhaine. Aller Verkehr iſt erſtickt, alle Fenſter und Dächer ſind voll von Menſchen und alles reckt die Hälſe nach dem Meſſias.

Jeſus ſitzt, beide Füße nach einer Seite gelegt, auf dem Tiere, mit der rechten Hand den Leitriemen haltend. Ernſt und gelaſſen blickt er vor ſich hin, nicht anders, als ritte er im Staubgewirbel der Wüſte. Als vor ihm hoch über Dächern die Zinnen des Königsſchloſſes ragen, wendet er ſein Tier in eine Seitengaſſe — dem Tempelplatze zu. Zwei Hüter am Eingange des Tempels winken heftig mit den Armen, daß die Menge vorüberziehe. Aber ſie ſtockt, der Zug hält und Jeſus ſteigt vom Eſel.

„Nicht in das Goldene Haus? In den Tempel will er?!“ So fragen ſich viele überraſcht. „In den Tempel?!“

„Zu den Rabbiten und Phariten? Dann ſeht einmal zu, was wir erleben werden!“

Mit ernſter Entſchloſſenheit, ohne einen Blick auf das jubelnde Volk zu werfen, ſteigt Jeſus raſch die Stufen zum Tempel hinan. Ein Teil der Menge drängt ihm nach, der andere zerſtreut ſich allmählich. Aber die Rufe: „Geprieſen ſei, der heute gekommen!“ ſind den ganzen Tag nicht verſtummt.

Als er in den Vorhof des Tempels getreten, ſteht er ſtill und ſchaut beſtürzt drein. Da gibt es ja Leben und Bewegung! Hunderte von Leuten aller Arten tummeln ſich durcheinander, in bunten Röcken, in härenen Tüchern, mit hohen Mützen und flachgewundenen Turbanen. Unter gellendem Geſchrei bieten ſie allerhand Waren feil, die da ausgebreitet ſind: Teppiche, Ampeln, Leuchter, Abbildungen des Tempels und der Bundeslade, Obſt, Tonkrüge, Gebetsriemen, Räucherwerk, Seidengewand und Schmuckſachen. Geldwechſler preiſen ihre hohen Zinſen, den Vorteil des römiſchen Geldes, brechen ihre Goldrollen und laſſen ſie in Schalen auseinanderrieſeln, um die Augen der Wallfahrer zu reizen. Kauflustige drängen ſich durch, beſichtigen ſpottend die Waren, feilſchen, lachen und kaufen. Dazwiſchen huſchen Rabbiten umher in langen Kaftanen und weichen Schuhen, die man nicht hört. Die Häupter haben ſie bedeckt mit Sammtkäppchen, aus denen pechſchwarze oder auch eisgraue Locken ſich herabringeln; unter den Armen große Pergamentrollen, — denn es beginnt der Sabbath — ſo huſchen ſie mit würdevollen und zugleich lauernden Mienen umher, feilſchen hier und da mit

Krämern oder Krämerinnen, verſchwinden hinter Vorhängen und erſcheinen wieder.

Als Jeſus von der Schwelle aus dieſes Treiben eine Weile beobachtet hat, überkommt ihn die Entrüſtung. Die Geſchäftigen mit ſeinen Armen auseinanderſchiebend, bahnt er ſich den Weg. An der nächſten Bude rafft er ein Bündel von Gebetsriemen auf, ſchwingt ſie über die Köpfe und ruft ſo laut, daß es alles übertönt: „Ihr Schriftlehrer und Tempelhüter, ſeht ihr es nicht? Die ihr ſonſt ſo trefflich Beſcheid wiſſet im Buchſtaben. In der Schrift ſteht geſchrieben: Mein Haus iſt zum Beten! Und ihr habt Salomons Tempel zu einer Krämerbude gemacht!“ — Das kaum geſagt, ſtürzt er mit der Hand einen Tiſch und ſtößt mit dem Fuß mehrere Bänke um, daß der Trödel durcheinanderkollert auf dem Steinboden, unter den Füßen der zurückweichenden Menge. Sprachlos ſtarren ſie ihn an und er fährt fort zu donnern: „Ein heiliger Zufluchtsort der Bekümmerten und Leidenden ſoll mein Haus ſein, ſpricht der Herr. Und ihr macht eine Mördergrube daraus, erſtickt mit Gewinngier die Seelen. Hinaus, ihr Feilſcher und Schächer, ob ihr mit Waren ſchachert oder mit der Schrift!“ Hoch ſchwingt er die Riemen, auch über die Schriftlehrer und Rabbiten ſchwingt er ſie, ſo daß ſie ihre Köpfe ducken und durch Vorhänge und Tore entfliehen. Aber im Nebenhofe verſammeln ſie ſich, die Rabbiten, Phariten und Tempelhüter, raſch beratend, wie ſie dieſen wahnwitzigen Menſchen ergreifen und unſchädlich machen könnten.

Doch siehe, zu den Toren strömt Volk und immer mehr Volk herein in den Vorhof, umringt den zürnenden Propheten und jubelt: „Gepriesen, Nazarener, der du gekommen bist, den Tempel zu reinigen! Heil und Preis dir, heißersehnter Retter!“

Als die Templer merken, wie es steht, erheben auch sie ihre Stimmen und rufen: „Gepriesen sei der Prophet! Heil, dem Nazarener!“

„Alles ist gewonnen!“ flüstern die Jünger, sich nun auch vordrängend, einander zu. „Auch die Rabbiten jubeln . . .!“

Diese Rabbiten und Templer haben eilig nach Schergen geschickt, machen sich jetzt an Jesus und beginnen, als die Menge ruhiger geworden ist, mit ihm Gespräche zu führen.

„Weiser Mann,“ sagt einer zu ihm, „wahrlich, du erscheinst zu guter Zeit. Es sind Zustände gekommen über unser armes Volk, daß man nicht mehr weiß, wo aus, wo ein. Du bist der Mann, der sich nicht kehrt nach unten und nicht nach oben, dessen Richtschnur die Gerechtigkeit ist. Sage, was meinst du doch: Sollen wir Juden dem römischen Kaiser die Steuern zahlen oder sollen wir sie verweigern?“

Jesus merkt, wo das hinaus will und verlangt, daß man ihm eine Münze zeige. Sie wundern sich, daß er kein Geld in der Tasche hat und halten ihm eine der römischen Münzen vor, wie sie im Lande laufen.

„Von wem kommt diese Münze?“ frägt er.

„Wie du siehst, vom römischen Kaiser."

„Und weß' ist das Bild auf der Münze?"

„Des Kaisers."

„Und weß' ist die Inschrift auf der Münze?"

„Des Kaisers."

„Wessen ist also die Münze?"

Sie schweigen.

Sagt Jesus: „Gebet Gott, was von Gott kommt und dem Kaiser, was vom Kaiser kommt."

Solche, die die Falle durchschaut haben, brechen über diesen Bescheid in Beifall und Jubel aus und reißen auch die Menge wieder dazu hin. Die Templer knirschen insgeheim, daß er der schlauen Schlinge entkommen ist. Sie haben so gerechnet: Sagt er, gebet dem römischen Kaiser die Steuern, so weiß das Volk, er ist nicht der Messias, vielmehr ein Knecht der Fremden. Und sagt er, gebet dem Kaiser die Steuern nicht, so ist er ein Aufwiegler und man läßt ihn festnehmen. Nun aber hat er Kaiser und Volk auf seiner Seite und sie müssen ihn gewähren lassen.

„Es geht ausgezeichnet!" flüstern die Jünger sich zu, „sie bitten ihn schon um seinen Rat, wollen nichts mehr tun ohne seiner."

Die Schriftausleger haben ihn in ihre Mitte genommen, sie wollen nicht ruhen, bis er überlistet wäre. So frägt ihn einer: „Großer Weiser, glaubst du, daß es eine Auferstehung von den Toten gibt?"

„So ist es," antwortet er.

„Daß die Ehe zwischen Mann und Weib unlöslich

ist und daß ein Weib gleichzeitig nur einen Mann haben darf?"

„So ist es."

„Und daß nach dem Tode des einen Teiles der andere wieder heiraten darf?"

„So ist es," sagt Jesus.

„Du hast recht, Herr," redet ein dritter drein. „Wie aber ist es, wenn ein Weib hintereinander sieben Männer hat, weil ihr einer um den anderen gestorben war? Wenn sie nun alle von den Toten auferstehen, so hat das Weib sieben Männer auf einmal, jeder ist ihr rechtmäßiger Mann und sie darf doch nur einen haben?"

Man ist in höchster Erwartung, was er antworten werde, denn die Frage scheint unlösbar. Und Jesus spricht: „Einer, der so frägt, der kennt weder die Schrift noch die Kraft Gottes. Die Schrift verbürgt uns die Auferstehung und die Kraft Gottes das ewige Leben im Geiste. Bei den Geistern aber gibt's keine Ehen — so fällt diese Frage in nichts zusammen."

Neuerdings Beifall und Jubel, von allen Seiten winkt man ihm mit Tüchern zu. Die Schriftlehrer ziehen sich mißmutig zurück, den Häschern abwinkend, die im Hinterhofe bereit gewesen waren.

Nach diesem Empfang in Jerusalem und nach diesem Tempelsieg am ersten Tage getrauen die Jünger sich fest und selbstbewußt aufzutreten in der Königsstadt. Jesus bleibt ernst und schweigsam. In einem verlassenen Hause, das vor dem Tore steht, herbergen sie. Die Jünger sehen nicht recht ein, weshalb er sie nicht in einen Palast geführt habe. Einstweilen möchten sie gerne die Einladung reicher Leute annehmen, um die Huldigungen fröhlich zu genießen, doch Jesus hält sie zurück. Es sei das Osterfest nahe, da gebe es anderes zu tun als sich huldigen und den Kopf beräuchern zu lassen, den man sehr bald in aller Nüchternheit benötigen würde. Nehme er von den Einladungen schon eine an, so sei es die aus Bethanien, wo er treuere Freunde wisse als in Jerusalem. Einstweilen habe er im Tempel noch etwas zu sagen.

Als er am nächsten Tage wieder hinaufgeht, ist die Halle zum Drücken überfüllt von Volk, Rabbiten und Schriftlehrern. Die einen sind gekommen, um endlich seine Verherrlichung zu erleben, die anderen, um ihn zu vernichten.

So tritt ihn einer aus dem Pharitenkreise an und frägt ihn ganz plötzlich, welches das größte Gebot sei?

Jesus steigt auf den Rednerstuhl und spricht: „Ich bin eben gefragt worden, welches das größte Gebot sei. Wohlan. Ich bin nicht gekommen, neue Gebote zu geben, sondern die alten zu erfüllen. Das größte Gebot ist: Liebe Gott mehr als alles und

deine Nahmenſchen wie dich ſelbſt. Auch jene, die mich gefragt haben, eure Lehrer und Schriftausleger, ſagen dasſelbe, doch was ſie tun, das ſtimmt nicht mit dem, was ſie ſagen. Den Worten dieſer Leute möget ihr glauben, aber ihren Werken dürfet ihr nicht folgen. Von euch verlangen ſie das Schwerſte, ſie ſelber rühren keinen Finger. Und was ſie etwa Gutes tun, das tun ſie vor den Leuten, um gerühmt zu werden. Bei Feſtlichkeiten haben ſie gern den erſten Platz und wollen von allen Seiten gegrüßt werden als die Verkünder der Schrift. Die Ehre geben ſie nicht Gott, ſondern ſich ſelbſt. Ich ſage euch: wer ſich erhöht, der wird erniedrigt werden."

Einige der Phariſäer unterbrechen ihn und haben Widerſpruch. Denen wendet er ſich zu, Geſicht gegen Geſicht, und erhebt noch lauter ſeine Stimme: „Ja, ihr Schriftlehrer, nach außen wollt ihr glänzen. Nach außen haltet ihr eure Gefäße rein und eure Wolle weich, inwendig ſeid ihr voll Bosheit und Raubgelüſte. Ihr, die ihr auf den Lehrſtühlen Sitten predigt, ſeid wie jene Gräber, die auswendig mit Blumen geſchmückt, inwendig aber voller Faulnis ſind. Die Väter ſchmäht ihr, weil ſie die Propheten verfolgt haben; die Propheten, die der Herr heute ſendet, tötet ihr, oder laßt ſie verſchmachten. Und wenn ſie tot ſind, baut ihr ihnen glänzende Grabmäler. Fluch euch, ihr Heuchler! Anderen wehrt ihr die Bringer des Heiles, ihr ſelbſt ſteinigt ſie. Ihr ſelbſt geht nicht ins Himmelreich und anderen, die hinein wollen, verſchließt ihr es. Fluch euch, ihr Schein-

heiligen, die ihr unter dem Mantel der Liebe die Häuſer der Witwen, das Habe der Waiſen an euch zieht! Fluch euch, ihr Kriecher, die ihr zu Land und Waſſer, in Schulen und Krankenhäuſern umherreiſet, um Leute für euren Glauben zu werben! Und haben ſie euren Glauben angenommen, ſo ängſtigt ihr ſie mit dem ewigen Feuer und machet Höllenkinder aus ihnen. Ihr Narren und Betrüger, die ihr lehrt, unter heimlichem Vorbehalt zu ſchwören, den Wortlaut gelten zu laſſen und nicht die Meinung! Ihr Toren und Irrlehrer, die ihr das Volk auf kleinliche Nebendinge lenkt, auf Äußerlichkeiten und Gebräuche, anſtatt auf die Hauptſache, auf die Gerechtigkeit, auf die Barmherzigkeit, auf die Liebe! So unſinnig iſt das, als wollte einer die Mücke ſäugen und das Kamel verſchlucken. Ihr Schlangen und Natterngezücht! Ewigen Fluch euch! Wenn Gott ſelbſt ſeinen Sohn ſendet, ſo werdet ihr ihn kreuzigen und werdet heucheln, wir taten es des Volkes willen, denn er war der Verführer. Aber wiſſet, daß der Gottgeſandten Blut von euch gefordert werden wird! Die Zeit iſt nicht mehr fern und das Blut eurer Kinder wird in Bächen durch die Straßen Jeruſalems fließen!"

Während Jeſus ſo geſprochen, zittern ſeine Jünger. In ſolch glühendem Zorn haben ſie ihn noch nie geſehen. Aber es iſt zu früh! Er hat noch keine Soldatenmacht, um ſich zu wehren, wenn ſie ihn jetzt ergreifen. Die Menge iſt erregt in hohem Grade und ihr Beifall wächſt zum Sturme an. Viele kreiſchen vor Entzücken, daß ſolche Worte endlich geſprochen

werden, andere tun drohende Gebärden gegen die Templer. Dieſe — die Rabbiten und Phariten — haben wohl ſchon allerhand Einwände gegen die furchtbaren Anklagen zungenfertig gehabt, doch ſcheint es ihnen klüger zu ſein, den Ausfall des „Volksgunſtjägers" keiner Antwort zu würdigen und einſtweilen raſch, unbemerkt durch Hintertüren zu entkommen.

Der weite Platz vor dem Tempel iſt ein Meer von Menſchenköpfen. Was möglich, das hat ſich hineingedrängt, der allergrößte Teil des Volkes umwogt den gewaltigen Bau und fortwährend ſchreien grelle Stimmen: „Auch wir wollen ihn hören! Er ſoll herauskommen, ſoll im Freien predigen, daß wir ihn ſehen. Heil dem Meſſias-König! Er ſoll herrſchen im Goldenen Hauſe und ſoll herrſchen in Salomons herrlichem Tempel!"

Als Jeſus im Gewirre aus dem Tempel tritt, hört er das Geſchrei und ſteigt auf den Sockel einer der Rieſenſäulen, die den Bau umſtehen. Und hier erhebt er neuerdings ſein Wort und im Angeſichte der Stadt ſchleudert er es hin über die Menge.

„Des herrlichen Tempels rühmt ihr euch? Ich ſage euch, von dieſem Bau wird kein Stein auf dem anderen bleiben. Denn ihr habt gehäuft Miſſetat auf Miſſetat. Keinen finde ich dürſtend, aber trunken ſeid ihr alle. Das Maß iſt voll geworden und dieſes gegenwärtige Geſchlecht wird es noch erleben. Wenn die Drangſal kommt über das Land, dann fliehe auf den Berg, wer im Tale iſt, und wer auf dem Felde iſt, der kehre nicht zurück in die Stadt, und wer

auf dem Dache iſt, der ſteige nicht herab, um etwa den Rock zu holen aus ſeinem Hauſe. Feuer und Schwert würden ihm begegnen. Wehe den hoffenden Frauen und den Kindern in jenen Tagen, ſie werden rufen: Berge, fallet über uns, begrabet uns. Ein Jammer und Wehklagen, wie es unter der Sonne nie geweſen iſt und nie ſein wird. Ein unermeßlicher Zorn wird ſein über dieſem Volke, Jeruſalem wird zerſtört und ſeine Bewohner in Gefangenſchaft fremder Völker geführt werden. Und alſo wird das Gericht ſein, je nachdem die Menſchen guten oder böſen Willens geweſen. Von Zweien, die auf dem Acker ſind, wird der eine angenommen, der andere verworfen werden. Von Zweien, die in einem Bette liegen, wird der eine erhört, der andere verlaſſen werden. Die Fruchtgarben werden in die Scheune kommen und das Unkraut ins Feuer."

Ein Beben haben dieſe Worte angerichtet in der Menge und einer der Jünger ringt verzweifelt die Hände: „Das kann nicht gut enden!"

Nun wird ſeine Stimme milder: „Aber verzaget nicht. Die Tage dieſes Elendes ſollen abgekürzt werden, ich will darum bitten. Wo Aas iſt, dort ſind auch Adler, aus dem Volke der Sünder werden ſich Blutzeugen Gottes erheben. Wie nach hartem Winter die Bäume treiben und ſproſſen, ſo wird aus dem geläuterten Volke das Himmelreich aufblühen. Denn es wird die frohe Botſchaft hindringen durch die ganze Welt und ſelig alle Völker, die ſie annehmen!"

„Der Himmel auf Erden?“ frägt jemand aus der wogenden Menge hervor. Jesus antwortet: „Der Himmel auf Erden, wie ihr ihn wollt — niemals! Denn die Erde ist zu schwach, um den Himmel zu tragen. Auch sie wird einst untergehen und der Untergang Jerusalems wird nur ein Gleichnis gewesen sein. Vorher werden viele Trübsale geschehen. Falsche Propheten werden kommen und sagen: Wir sind der Welt Heiland! Ihr Geist und ihre Wahrheit wird die Leute blenden, aber es wird nicht der heilige Geist und nicht die ewige Wahrheit sein. Eine große Müdigkeit und Verzweiflung wird kommen über die Seelen und sie werden dürsten nach dem Tode. Und wie die Menschen allmählich ihr Licht, ihre Vernunft verlieren, so werden in den Himmeln die Gestirne verlöschen, das Meer wird über das Land treten und das Gebirge ins Meer versinken. Aber in den dunklen Himmeln wird das feurige Zeichen des Gottessohnes erscheinen.“

„Welches ist dieses Zeichen?“ frägt von unten herauf ein graubärtiger Rabbite.

„Wer Augen hat, der wird es bald sehen auf der Schädelstätte ragen, jenes Zeichen, mit dem der Herr einst kommen wird zu richten. Seine Engel werden ihn verkünden in den Lüften, aber nicht in seiner Niedrigkeit wie einst zu Bethlehem; er kommt in aller Kraft und Herrlichkeit, mit der er zur Rechten des ewigen Vaters waltet. Und er wird den Seelen ihre Leiber zurückgeben und vergelten den Treuen mit ewiger Freude, den Verstockten mit ewiger Verwerfung.“

In der Menge fragen bange Augen und flüsternde Worte: „Wann wird dieses geschehen?"

„Wachet, Kinder! Tag und Stunde weiß niemand als Gott allein. Diese Welten werden vergehen, ihr seht es jeden Tag. Alles ist im Wandel, nur die Botschaft vom Vater wird ewig bleiben." —

Der Eindruck, den diese Rede des Propheten auf das Volk gemacht, ist ein ungeheuerer gewesen. Aber die Leute schreien nicht mehr, sie jubeln nicht mehr, sie blicken nicht mehr so frohgemut wie tags zuvor auf zu seinem Angesichte, zu dem Feuerauge, das so zornig lodert. Schweigsam sind sie geworden oder flüstern nur, einer zum anderen. — Ob er es verstanden hätte? frägt dieser leise den Nachbar. Jeder hat verstanden — aber jeder etwas anderes. Jeder ist erfüllt von den Worten, in jedem gären sie, und wo beim Auseinandergehen Gruppen dahin schreiten, da besprechen sie des Propheten Rede und manche beginnen darüber zu streiten.

„Viel erwarte ich nicht von diesem Messias," sagt ein Herbergsvater zu seinen Gästen. „So viel mich dünkt, hat er mehr Schlimmes als Gutes in Aussicht gestellt. Wenn er nichts Besseres bringt, als den Untergang Jerusalems und das Weltgericht, dann hätte er wohl daheim bleiben können in seinem Nazareth."

„Nein, vom Weltgericht bin ich nie ein großer Freund gewesen," ruft ein Häutehändler aus Jericho.

„Es bleibt doch dabei," schreit ein Kamelhaarschneider, „aus Galiläa kommt nichts Gutes!"

„Und aus dem Judenlande auch nicht," lacht ein unpatriotiſcher Schiffsmann aus Joppe. „Ich ſage das, bevor wir unſere jüdiſchen Fürſten und Rabbiten nicht alle verjagt haben und durch und durch römiſch geworden ſind, erwarte ich nichts. Roms Kaiſer iſt der wahre Meſſias. Alle anderen ſollte man pfählen." — Solcher Art ſind die Geiſter entfacht.

Die Templer reiben ſich vergnügt die Hände. „Er iſt nicht klug genug, um gefährlich zu ſein. Das Geſetz allerdings, das wird ihn kaum fangen nach dem, was er geſagt hat."

„Aber das Volk wird ihn richten," ſpricht einer der Älteſten, „das Volk ſelbſt. Gebt acht, ich werde wahrſagen!"

„Nein, in der Tat, Schönredner iſt das keiner," läßt ſich ein Aufſeher vernehmen. „Dem Pöbel ſchmeichelt er gar nicht und meine Mißachtung für den Nazarener iſt heute geringer als geſtern. Fällt er in den Augen der Menge, ſo ſteigt er in den meinen."

„Mich macht der Mann glauben, daß er ſich ſchon ſelbſt aufgibt. Habt ihr ſeine Anſpielung auf die Schädelſtätte gehört?"

„Mein Seel', in etwas ſoll ein berühmter Prophet doch recht behalten," ſpottet einer der Oberprieſter. „Ich glaube, man erſuche den Hohen Rat, daß er für Ruhe ſorgen laſſe zum Feſte. Ihr verſteht mich."

„Es wäre aber doch nicht unbedenklich, jetzt bei dem großen Volksandrang."

„Nach meinem Dafürhalten hat er genug Waſſer

in das Strohfeuer gegoſſen," ſagt der Oberprieſter. „Kein Finger wird ſich rühren, wenn wir ihn nehmen."

„Laſſen wir erſt das Feſt vorübergehen. Die Menge iſt unberechenbar!"

„Wir haben ihm nachgeſtellt durch das ganze Land und hier im Tempel ſoll er uns öffentlich läſtern dürfen? — Nein, die Menge fürchte ich nicht mehr. Bedenklicher iſt das Geſetz."

In einem Engtal am Fuße des Ölberges ist der kleine Ort Bethanien gelegen. Dort steht ein reiches Haus. Es gehört einem Manne, der seit vielen Jahren krank ist; früher der Verzweiflung nahe, ist er nun — seitdem er Anhänger des Nazareners geworden — gottergeben und wohlgemut. Die unheilbare Krankheit kommt ihm beinahe süß vor, denn sie hat alle beunruhigenden Weltwünsche und Hoffnungen zerstört und auch die Befürchtungen. In friedlicher Abgeschiedenheit gibt er sich dem inneren Reiche Gottes hin. Er denkt kaum noch, daß er krank ist, wenn er in seinem Garten sitzt und hinausblickt in das stille Weben der Natur. Er fühlt so ganz die Seligkeit des Himmelreichlebens und hat Dankgebete dafür, daß ein solches Leben kein Tod zerstört, daß es ewig ist, weil es von der unsterblichen Seele in die Ewigkeit hinübergetragen wird.

Aber auch zwei Hausgenossen haben es erfahren. Magdalena, die Schwester seines Weibes, die Gefallene von Magdala, wohnt in seinem Hause, seitdem sie sich vom Meister hat trennen müssen. Nun hört sie es mit freudigem Schreck, daß Jesus in Jerusalem ist. In eine noch größere Erregung darüber kommt ihr Bruder Lazar. Der Jüngling behauptet dreist, an ihm habe der Meister das Größte vollbracht. Er kann nicht genug davon reden und wird ganz unwillig, wenn sie seine Erzählung nicht wie die allerneueste Neuigkeit aufnehmen, obschon sie vor Monaten geschehen, als Jesus in der Wüste Juda gewesen war. Sie haben das Ereignis bewundert über

alle Maßen, aber endlich, wenn das größte Wunder alle Tage erzählt wird, ſo wird es eben alltäglich. „Soll's nur ein anderer erleben, das Sterben!“ ruft Lazar manchmal, ein lebhaftes Geſpräch unterbrechend, in die Geſellſchaft hinein. „Wenn du daliegſt und kalt wirſt. Sie legen dir das Leichenhemd an, binden dir die Tücher ums Haupt, ſtrecken dich aufs Brett und klagen, daß du geſtorben ſeiſt. Du biſt auch geſtorben, aber es iſt anders, als du dir das gedacht haſt. Du weißt davon, du biſt dabei, wenn ſie dich in den Sack ſtecken und in die Gruft tragen und vor Schmerz ihre Kleider zerreißen. Du biſt dabei, wenn dein Leib eingewölbt wird in die feuchte ewige Nacht und zu weſen anhebt. Deine arme Seele krampft ſich zuſammen zu einem Hilferuf, aber die Bruſt iſt tot und die Kehle iſt tot. Und in dieſer Todesangſt, ſie will nimmer aufhören, tritt ein Mann herbei, legt dir die Hand aufs Haupt und ſagt: Lazar, ſteh' auf! — Und die Pulſe heben an zu zucken und die Glieder werden warm und du ſtehſt auf und lebſt! Und lebſt! Weißt du, was das heißt, leben?“

Da muß Magdalena manchmal an den Bruder herantreten, um zu beruhigen und zu ſagen, einen toten Leib zum Leben erwecken das ſei groß, aber eine tote Seele lebendig machen, das ſei noch größer! —

Nun, dieſe Familie zu Bethanien hat heraufgeſchickt nach Jeruſalem und den Meiſter einladen laſſen, daß er mit zweien ſeiner Reiſegefährten in ſein Haus komme, um nach ſchwerer Wanderung einmal

ein wenig in häuslicher Sicherheit der Ruhe zu pflegen. Jesus findet es auch an der Zeit, einstweilen die Stadt zu verlassen und nimmt die Einladung an. Nur sind ihm seine Jünger leid. Jedem von ihnen wäre das gastliche Haus zu gönnen, um nach langem wieder einmal mit dem Meister fröhlich zu sein, wie sie glauben, daß dazu nach dem Siege wohl auch Ursache wäre. Als es die Jünger merken, daß nur zwei ihn begleiten können, sind sie betrübt, da doch alle das harte Los mit ihm hatten teilen müssen.

„Hat euch bei mir je einmal etwas gefehlt?" frägt er, „habt ihr Mangel gelitten?"

„Nein, Herr, niemals!" Denn sie haben an seiner Seite den Mangel nie empfunden. Nun freut der Meister sich ihrer Uneigennützigkeit, denn die zehn entscheiden, der Jüngste und der Älteste sollten mit ihm gehen, das wäre billig. So sind Johannes und Simon Petrus auserkoren. Die übrigen haben Unterkunft bei Bürgern der Stadt. Da ist Joseph von Arimathea, der um Jerusalem Besitzungen hat, er nimmt Jünger auf. Da ist der reiche Simeon, der damals in die Wüste gezogen war, um das ewige Leben zu gewinnen und dabei beinahe das zeitliche eingebüßt hätte. Er ist seither über den Wert der Güter anderer Meinung geworden, wenigstens will er Dürftige mitgenießen lassen, er nimmt Jünger auf. Jakobus hat drüben in Bethphage, am rückwärtigen Hang des Ölberges, zu tun, wo er den Esel gemietet. Dorthin nimmt er auch den Andreas

mit. Das Tier war wohl ſchon zurückgeſtellt, aber noch nicht entlohnt worden. Das Greislein kommt ihnen ſehr freundlich entgegen. Über die Maßen ſei er ſtolz, daß ſein edler Brauner zu ſo hohen Ehren gekommen. Er ſei ſelbſt in der Stadt geweſen und habe gehört, wie der Prophet es denen im Tempel eingetränkt! Das ſei der ſchönſte Tag ſeines Lebens geweſen. Wenn der Herr nun auch komme und ſein Weib von der Gicht heile, dann wäre er bekehrt.

Das ſei ſchon auch darum erfreulich, meint Jakobus, weil ohnehin kein Geld vorhanden, um den halben Silberling zu bezahlen. Das Greislein tut vor Überraſchung einen Pfiff. Er ſehe nun wohl, daß die Leute recht hätten, die auf keinen Galiläer was halten!

Um die Ehre der Landsleute zu retten, haben ſie ſich erboten, im Garten zu arbeiten, bis der Eſel völlig abgedient wäre. So haben denn die beiden Jünger drauflosgegraben und vielleicht ſeines Gleichniſſes von den Arbeitern im Weinberge gedacht. Dabei beſprechen ſie auch die Vorgänge in Jeruſalem und wie ſie ſelbander im Goldenen Hauſe als Miniſter des Meſſias ſich wohl ſein laſſen könnten, ſtatt hier zu ſchwitzen. —

Als Jeſus mit Johannes und Petrus nach Bethanien kommt, läßt der Gaſtherr Amon ſich auf ſeinem Rollwagen ihnen entgegenſchieben und ruft ſeine Frau Martha, daß ſie eilen möge, um den Ankömmlingen die Ehrerbietung zu bezeigen. Doch, dazu hat eine Hausfrau keine Zeit, ſie hat noch in den

Stuben, im Tafelsaal und überall nachzusehen, ob es in Ordnung ist, nötigenfalls selbst nachzuhelfen. Im Hofe tummeln sich Kinder des Gesindes herum und es ist überall eine warme Heimlichkeit. Plötzlich eilt der schlanke schmale Lazar herbei und legt sich dem Meister vor die Füße. Dieser erkennt ihn und sagt: „Lazar, du hast dein Leben, um aufrecht zu sein.“ Da ist der Jüngling aufgestanden. Und dann naht — zögernd und zagend — Magdalena. Er begrüßt sie schweigend.

Auch sie schweigt. Doch als sie bei Tische sitzen, da kniet sie wieder vor ihn hin und ölt ihm die Füße. Mit ihrem Haare trocknet sie ab und weint. Der Wohlgeruch des Öles erfüllt den ganzen Saal, so daß Petrus zu seinem Nachbar lispelt: „Was solch eine Salbe Geld kosten mag! Wenn sie es den Armen geschenkt hätte, wäre es ihm wohl lieber gewesen.“

Das hat Jesus gehört. „Was ist dir nicht recht, Petrus? Sie tut mir Gutes, so lange ich noch da bin. Wenn ich nicht mehr bei euch sein werde, die Armen habt ihr immer noch. Sie hat mir ein Zeichen der Liebe getan, das ihr nimmer vergessen werden soll.“

Petrus schämt sich und sagt leise zum Nachbar: „Er hat recht. Es geschieht oft, daß die Leute eine gute Tat unterlassen und sagen, ich gebe dafür etwas den Armen. Sie sagen es, tun aber weder das eine noch das andere. Er hat recht.“

Dann haben sie gegessen und getrunken im heimlichen Kreise und sind fröhlich geworden. Magdalena

hatte ſich zuerſt ganz unten hinſetzen wollen, der Meiſter aber verlangt, daß ſie zu ſeiner Rechten ſitze. Nun hängen ihre ſchwärmeriſchen Augen an ſeinem Geſichte und es iſt gleichſam, als ſaugten ſie jedes Wort, das er ſpricht, von ſeinem Munde auf. Jeſus iſt wieder unermüdlich im Erzählen von Legenden und Parabeln, in deren jeder ein großer Gedanke liegt. Wenn er ſonſt vor dem Volke herbe die menſchlichen Torheiten rügt, hier behandelt er ſie mit ernſthafter Laune und mit einem warmen Mitleide, daß in allen Zuhörern das Herz auflebt. Der ſieche Gaſtgeber iſt ſelig und winkt immer ſeine Hausfrau herbei, um den Worten des Meiſters zu lauſchen. Doch Frau Martha kann ſich nicht genug tun, die Herſtellung der Speiſen zu überwachen, zu vervollkommnen, die Gäſte zu bedienen und ärgert ſich über die Schweſter Magdalena, die ſich's an ſeiner Seite ſo gut ſein läßt und ſich um nichts kümmert. Da, als ſie wieder mit einem Gericht kommt, legt Jeſus ſeine Hand ſanft auf ihren Arm und ſagt: „Martha, du emſige! Laß doch einmal deine ſorgenvolle Geſchäftigkeit und ſetze dich zu uns. Wir werden ja ſatt an den köſtlichen Dingen und du kümmerſt dich noch immer. Mache es doch wie deine horchende Schweſter, ſie hat das beſſere Teil erwählt, das geiſtige Brot ſtatt des leiblichen."

Hat ſich nun auch Frau Martha ein wenig hingeſetzt, auch ihr Auge hängt an ſeinem Munde, doch weniger daraufhin, was er ſpricht, ſondern wie ihm die Speiſen munden. Er merkt es und ſagt lächelnd:

„Jedes tue Gutes nach seiner Art.“ Und er fährt fort in anmutiger Form die Geheimnisse des Himmelreiches zu offenbaren. Aber immer unterbricht Martha die Rede mit Bemerkungen über die Speisen, mit Aufträgen, die sie den Dienern gibt, bis Jesus fast unwillig wird und sie herb anläßt: „Weißt du denn noch immer nicht, daß ich euch nähren will? Das Wichtige allein ist die Seele!“

Dann sprechen sie auch vom Tag. Amon hat ihm artig seinen Glückwunsch dargebracht zu dem großen Siege in Jerusalem.

„Sieg nennst du das?“ frägt Jesus. „Amon, kennst du die Menschen so wenig? Den Messias-König sehen sie an mir, der morgen das Kaiserreich besiegen wird. Mein Reich ahnen sie nicht, die Verblendeten! Reden, die niederreißen, sind ihnen zum Vergnügen, und Reden, die aufbauen sollen, verlangen sie nicht zu hören. Es ist ein schales Volk, das nur mit Not und Drangsal erweckt werden kann. Aber erweckt wird es werden!“

Nach Tische ruht er auf Kissen, den zartesten, die Frau Martha hat aufbringen können im Hause. An seiner Brust lehnt das Lockenhaupt des jungen Johannes, zu seinen Füßen sitzt Magdalena. Nebenan auf einem Teppich liegt Petrus, weiterhin im Rollstuhl sitzt Amon, der von Frau Martha sich das weiße Haar streicheln läßt. Besonders selig ist heute auch Johannes. Nie hat er den Meister so sanft und mild gesehen, und dennoch bedrückt den Jünger etwas. Auf die frühere Bemerkung über das Volk

zielt er: „Meiſter, wenn ſie wüßten, wie ſehr du ſie lieb haſt!“

„Das ſollten ſie doch wiſſen.“

„Wie du zu ihnen redeſt, Herr, da können ſie es nicht wiſſen.“

„Wie ich zu ihnen rede?“ ſagt Jeſus und ſtreicht mit der Hand über des Jüngers weiches Haar. „Das iſt ganz mein Johannes. Er kann es immer noch nicht faſſen, daß man Büffel nicht mit Pfauenfedern ſtreichelt. Zu herbe bin ich ihm bei dieſen Heuchlern, Verſtockten und Lauen. Wenn ich jene zurückweiſen muß, die täglicher Vorteile wegen Wunder von mir verlangen; wenn ich ihre ängſtlich verhüllten Seelengeſchwüre bloßlegen muß — da bin ich herbe. Und wenn ihre kindiſche Weltſucht, ihr Hängen an Nichtigkeiten zu zerſtören ſind, da bin ich herbe. Und wenn ſie prahlen mit ihren Vorurteilen und Liebloſigkeiten und aus Habſucht und Feindſeligkeit die Schwachen mit Füßen treten, ſo ſtolz darauf, wie die Heiden, die ihren Götzen Menſchenopfer bringen, da wollte ich eine Geiſel aus Skorpionen haben, um ſie zu züchtigen. Wenn aber Verlaſſene zu mir kommen, und büßende Sünder vertrauend bei mir Zuflucht ſuchen, nein, Johannes, da bin ich doch nicht hart?“

Zu den offenen Fenſtern klingt vom Hofe herauf heller Kinderlärm. Da wendet ſich Jeſus zur Hausfrau und ſagt: „Martha! Gut und fein haſt du mich bewirtet in deinem Hauſe. Willſt du mir nicht noch ein Nachfeſt veranſtalten?“

„Was wäre das, Meiſter? Nichts, was du wünſcheſt, ſoll mir unerreichbar ſein.“

„Die Kleinen — laß ſie heraufkommen.“

„Mein armer, guter Knabe, er wird ſich heute die Augen ausweinen, nicht hier zu ſein. Er iſt in Jeruſalem.“

„So ſei er dort unter Gottes Schutz. Die im Hofe ſpielen, laſſe ſie heraufkommen.“

Und dann trippeln ſie ſchüchtern zur Tür herein, zwei ſchwarze Mädchen und ein blonder Knabe, der ein geſchnitztes Kamel in der Hand hat. Als Jeſus ſeine Arme nach ihnen ausbreitet, kommen ſie heran, ſind bald zutraulich und halten die roten Mäulchen auf, in die er ihnen Früchte vom Nachtiſch legt. Petrus, der auf ſeiner Teppichbank gerne ein Schläfchen gemacht hätte, iſt über die kleinen Gäſte nicht gerade erbaut, freut ſich aber, daß der Meiſter ſo ſeelenvergnügt mit ihnen koſt und ſcherzt. Wenn er ſich derlei gönnen wollte, dachte der Alte, weder ihm noch uns würde es ſchaden. Über ſchlechte Ehen iſt er oft erzürnt, wie wenn er ihnen das Beiſpiel einer guten gäbe? Weit um brauche er vielleicht nicht zu ſuchen. — Noch andere Gedanken beunruhigen den Jünger, allein über gewiſſe Dinge iſt es ſchwer, mit ihm zu ſprechen.

Da ſagt Jeſus zum Knaben: „Benjamin, ſetze dich nun einmal auf dein Kamel, reite zu jenem Manne dort hinüber und frage ihn, weshalb er ſo ſchweigſam iſt?“ Dieſer Aufforderung, ſich an der Unterhaltung zu beteiligen, kommt Petrus nach, aber

nicht auf das glücklichſte. „Meiſter," ſagt er unſicher, „was mir anliegt, das ſtimmt ſchlecht zu dieſem ſchönen Tag."

Solche Bemerkungen, meint Frau Martha launig, ſeien ſchon die rechte Art, um in einem trauten Kreiſe den Frohſinn zu erhöhen. Petrus iſt nicht der Mann, ein Geheimnis lange in ſich niederhalten zu können. Er ſagt gegen den Meiſter gewendet: „Heute früh, oben in der Stadt, habe ich etwas reden gehört und ſie tun dir immer unrecht."

„Was iſt denn wieder geredet worden, Petrus?"

„Sie ſagen dem Propheten nach, das wäre auch einer von ſolchen, die ſchöne Worte haben und nichts tun. Nicht einmal die Kranken wolle er heilen, die ferne her zu ihm kommen."

„Das reden ſie?"

„Ja, Herr, ſo ſagen ſie — allerhand ſo."

Jeſus hebt das Haupt und blickt munter in den Kreis. Dieweilen er eines der Mädchen auf dem Knie ſchaukelt, ſpricht er gelaſſen hin: „Alſo, daß ich nur ſpreche und nichts tue, ſagen ſie. In ihrem Sinne haben ſie recht. Ich bete nicht, meinen ſie, weil ſie es nicht ſehen. Ich faſte nicht, weil man weniger als wenig nicht eſſen kann, außer man ſitzt einmal im Überfluß, wie bei Frau Martha. Ich gebe nicht Almoſen, weil mein Säckel leer iſt. Was tue ich alſo Gutes? Ich arbeite nicht, weil in ihren Augen meine Arbeit nicht zählt. Ich wirke nicht ſtets Leibeswunder, weil ich gekommen bin, die Seelen zu heilen. Amen,

sage, möchtest du deinen Herzensfrieden vertauschen gegen gesunde Beine?"

„Herr!" ruft Amon lebhaft aus, „wenn sie sagen, daß du nichts Gutes tust, so sollen sie bloß einmal im Hause des alten Amon zu Bethanien anfragen. Du bist gekommen unter mein Dach und meine Seele ist gesund worden."

„Und mir hast du Auferstehung und Leben gebracht?" schreit Lazar leidenschaftlich vom unteren Ende des Saales her.

„Und mir — mehr als das," spricht Magdalena, feuchten Auges blickt sie auf zu ihm, beugt sich nieder, küßt seine Füße.

Alsbald ruft auch Petrus aus: „Eine Eintagsmücke war ich gewesen und er hat mich zum Menschen gemacht. Er tut mehr als alle Rabbiten und Ärzte und Feldherren zusammen!"

Da wendet diesem sich Johannes zu: „Bruder, und warum hast du das denen zu Jerusalem nicht gesagt? Hast du dich vor ihnen gefürchtet?"

„Ist dieser Mann feige?" frägt der Knabe, mit dem Fäustchen nach Petrus deutend. „Ei, so hilf uns doch, wenn wir im Hof Löwe und Schaf spielen!"

Jesus schüttelt den Kopf über solche Reden und sagt: „Nein, feige ist mein Petrus nicht, aber etwas schwankend noch für einen Fels. Wer sich in solchem Alter noch zu erziehen vermag fürs Reich Gottes, wahrlich, der ist kein Schwächling."

Frau Martha, die aufgestanden ist, um für das

Abendbrot zu ſorgen, meldet von draußen herein, die Mutter der Kinder habe gerufen, ſie ſollten in ihre Stube kommen, um die Haggadah zu leſen.

Die Kleinen verziehen mißmutig ihr Geſichtchen. „Die Haggadah leſen!“ murrt der Knabe träge gedehnt, viel zu geringſchätzig für das heilige Oſterbuch.

„Lieſeſt du denn nicht gerne von Gott, mein Kind?“ frägt Jeſus.

„Nein,“ antwortet der Knabe trotzig.

Johannes kneipt ihn an der roten Wange: „Schlingel! Von Gott ſollten brave Jungen immer gerne hören.“

„Aber nicht immer leſen!“ begehrt der Kleine auf. „Die Haggadah iſt langweilig zum Totwerden.“

Hierauf Jeſus: „Auch das iſt ſchon einer der Unglücklichen, denen Gott verleidet wird mit den Buchſtaben. Bliebet ihr nicht lieber bei mir, Kinder, als die Haggadah zu leſen?“

„Ja, ja, wir bleiben bei dir!“ Und alle drei hängen an ſeinem Halſe.

Frau Martha berichtet der Mutter: „Sie leſen die Haggadah mit ſechs Armen!“

In diesem frohgemuten Stilleben sind der Tage zwei vergangen, da spricht Jesus zu den Jüngern: „Es ist vorüber, wir gehen hinauf nach Jerusalem.“

Das Fest soll in der Königsstadt begangen werden und Jakobus hat schon einen Saal bestellt, in dem der Meister mit seinen zwölf Getreuen feierlich Ostern halten will. So beginnen die Jünger sich wieder um ihn zu versammeln. Aber sie kommen mit besorgten Mienen. Auf ihren Gängen durch die Stadt haben sie unerfreuliche Erfahrungen gemacht. Die Volksstimmung hat völlig umgeschlagen, man redet weniger mehr vom Messias als vom Aufwiegler und Volksverführer, genau nach der Tonart wie in Galiläa. Nur daß hier die Ausdrücke leidenschaftlicher sind und begleitet von drohenden Gebärden. Thomas hat vor dem Stadttore, wo der Felshügel sich erhebt, zweien Zimmerleuten zugeschaut, die an langen Pfählen Querbalken festnageln. Er will wissen, was sie machen, und erhält zur Antwort, daß zum Feste Missetäter gepfählt würden. Auf näheres Befragen erfährt er nur, daß es Wüstenräuber wären.

„Wüstenräuber?“ redet ein Vorübergehender drein, „was ist das, Wüstenräuber? Wüstenräuber gibt's jedes Jahr. Diesmal werden ganz andere Leute in die Höhe gehoben werden!“

„Ja, wenn man sie erst haben wird,“ gibt ein weiterer dazu. „Sein Gefolge, das soll sich zwar noch umherducken in der Stadt, er selbst ist geflohen. Ein

wahrer Spaß, wie die Häſcher umherlaufen und wiſſen nicht wohin.“

Thomas verlangt nicht mehr zu hören, er macht ſich davon.

Auch Judas hat ähnliches vernommen, nur noch deutlicher, ſehr klar, es handelt ſich um den Meiſter. — So weit alſo iſt es! Und alles falſcher Lärm geweſen. Noch ſind auf den Straßen die Ölzweige und Palmenblätter nicht ganz zerſtampft, die Zeugnis geben vom Meſſiasjubel vor vier Tagen. Und heute? Heute ſuchen ihn die Häſcher! Aber — iſt er nicht ſelber ſchuld? Den Feinden in den Rachen laufen und ſie ärgern und läſtern — ſonſt nichts. Hat er auch nur eine Falte ſeines Mantels gerührt, um zu zeigen, wer er iſt? Daß er über das Meer geſchritten iſt, daß er Tote erweckt hat, wer glaubt es noch? Gelächter, wenn man's erzählt. Warum tut er jetzt nichts? Ein einziges Wunder und wir wären gerettet. Vielleicht, daß er es mit Abſicht zum äußerſten kommen laſſen will, damit ſeine Macht um ſo leuchtender ſein wird. Sie ergreifen und feſſeln ihn, führen ihn unter des Geſindels Luſtgeſchrei hinaus — und plötzlich vom Himmel kommt die Engelsſchar mit glühenden Schwertern, die Feinde ſtürzen zu Boden, der Meſſias ſteigt verklärt auf den Thron. Das wird geſchehen, muß geſchehen. Je eher je beſſer für uns alle. Wie man es nur beſchleunigen könnte? Es ſcheint, ſeine Unentſchloſſenheit muß zur Entſcheidung gedrängt werden. Ich wollte, ſie hätten ihn ſchon, damit wir herrliche Oſtern halten könnten.

— Das ſind ſo die Gedanken des Jüngers Judas von Karioth. Durch die abendlichen Straßen ſchreitet er halbverloren hin. Die Zinnen und Türme ſtehen ins trübe Rot der untergehenden Sonne hinein. Mehrere Söldnertruppen begegnen ihm, ein Hauptmann hält ihn an und fragt, ob er nicht aus Galiläa wäre?

„Mich dünkt, ihr fragt dem Propheten nach," antwortet Judas, „nein, ich bin es nicht."

„Aber du weißt um ihn, ich merke es."

Judas holt aus der Bruſt einen tiefen Atemzug, als ob er etwas ſagen wolle. Sagt aber nichts und geht ſeines Weges dahin. So kommt er in das Haus, wo ſie um den Meiſter bereits verſammelt ſind.

Der Saal iſt geräumig und düſter. Eine einzige Ampel hängt nieder über dem großen weißgedeckten Tiſch, der in der Mitte ſteht und um den ſie ſich ſchon zuſammengeſetzt haben. Der Meiſter ſo, daß ihn alle in der Runde gut ſehen können. Vor ihm ſteht ein breiter Teller mit dem gebratenen, unzerteilten Oſterlamm. Daneben in flachen Schalen das Oſterkraut. Weiter hin auf dem Tiſche ſtehen die Schalen und liegen die Brote, wie ſie zur Erinnerung an das Manna in der Wüſte ohne Sauerteig zu dieſem Feſte gebacken werden. Nahezu in der Tafel Mitte ſteht ein Becher mit rotem Wein. Sie ſchweigen oder ſprechen gedämpft zueinander, ſo daß die Schritte des eintretenden Judas, wie leiſe er auch auftritt, einen Hall geben. Faſt erſchrickt er vor dieſem Hall. Dann

grüßt er mit ſtummem, tiefem Kopfneigen und ſetzt ſich hin. Gerade dem Johannes gegenüber, der zur Rechten des Meiſters iſt, ſowie zu deſſen Linken Petrus.

Ein ſchweigender Ernſt. Das erſte Oſtern in Jeruſalem! — Jeſus nimmt eines der Brote, bricht es und legt die Stücke hin. Jakobus zerteilt das Lamm in dreizehn Teile.

„Dreizehn ſind uns bei Tiſche!“ flüſtert Thaddä zu ſeinem Nachbar Bartholomä. Dieſer ſchweigt. Sie eſſen nicht, ſitzen da und ſchweigen. Die Ampel flackert, ſo daß der rötliche Schein auf dem Tiſche ſachte hin und herzuckt. — Nun erhebt Jeſus das Wort und beginnt zu ſprechen.

„Eſſet und trinket. Die Stunde kommt.“

Johannes legt die Hand zärtlich auf die ſeine und frägt: „Was meinſt du, Herr, daß du ſagſt, die Stunde kommt?“

„Freunde,“ ſagt Jeſus. „Ihr werdet nicht begreifen, wie das ſein kann, was in dieſer Nacht geſchehen wird. Sie werden kommen und mich zum Tode richten. — Ich werde nicht fliehen, denn es muß ſo ſein. Ich habe Zeugnis zu geben vom Vater im Himmel und ſeiner Botſchaft, indem ich bereit bin, dafür zu ſterben. Würde ich nicht ſterben wollen für meine Worte, ſo wären ſie wie Sand in der Wüſte. Würde ich nicht ſterben wollen, ſo wären meine Freunde nicht gerechtfertigt und ſie müßten an mir irre werden. Ein guter Hirte gibt ſein Leben für ſeine Herde.“

„Meiſter," ſagt nun Thomas und ſeine Stimme zittert, „nicht wenn du lebſt, nur wenn du ſtürbeſt, müßten wir an dir irre werden."

Da blickt Jeſus betrübt im Kreiſe umher und ſpricht: „Einer unter euch wird irre, da ich noch lebe."

„Wie meinſt du das, Herr?" frägt Judas.

Und Jeſus: „Des Menſchen Sohn geht ſeinen Weg, der von Ewigkeit ihm gezeichnet iſt. Doch jenem wäre beſſer, er wäre nie geboren worden. — Einer der Meinen wird mich verraten noch in dieſer Nacht."

Wie von einer Wucht ſchwer getroffen, ſo ſind ſie einen Augenblick ſtumm. Dann brechen ſie aus: „Wer iſt es? Wer iſt es?"

„Einer von den Zwölfen, die an dieſem Tiſche ſitzen."

„Meiſter, was trübt dir dein Denken?" ſo ruft jetzt Petrus, „untreu iſt keiner!"

Und zu dieſem Jeſus: „Simon Petrus! Und ein anderer an dieſem Tiſche wird mich verleugnen, noch ehe am Morgen der Hahn kräht!"

Da ſchweigen alle, denn es iſt ihnen ſehr bange geworden.

Nach einer Weile fährt er fort ſo zu ſprechen: „Wie im Rate des Vaters beſchloſſen worden iſt, ſo geſchieht es. — Für euch aber beginnt jetzt die Zeit der Arbeit. Ihr werdet meine Apoſtel ſein, die Sendboten, die in die weite Welt ziehen, um allen Völkern zu ſagen, was ich euch geſagt habe. Ihr

ſollet das Salz der Menſchheit ſein und ſie mit Weisheit durchdringen, Ihr ſollet der Sauerteig ſein, der ſie erregt. Anderen habe ich geſagt, tuet die guten Werke heimlich, euch ſage ich: Laſſet euer Licht leuchten, damit ſie ein Vorbild haben. Seid klug wie die Schlangen und laſſet euch von Heuchlern nicht betrügen; ſeid wie kundige Wechsler, die nur echte Münzen annehmen, falſche aber zurückweiſen. Seid ohne Falſch wie Tauben und gehet hin, arglos wie Schafe, die unter Wölfe gehen. Haben ſie mich verfolgt, werden ſie auch euch verfolgen. Wo ihr für andere Frieden ſäet, wird für euch das Schwert aufgehen. Es wird auch ſein, daß euer Friedenswort Unfrieden ſtiftet; ein Bruder wird gegen den anderen ſtreiten, Kinder werden ſich gegen ihre Eltern erheben — weil die einen für mich und die anderen gegen mich ſind. Aber es kommt die Zeit, da ſie eins ſein werden, eine Herde unter einem Hirten. Dann wird auf Erden ein großes Feuer ſein, das des Eifers für den Geiſt und für die Liebe. Ich wollte, daß es ſchon brennte! — Verzaget nicht, daß ihr ſo, mit eurer Einfalt und ſchwerer Zunge, der Sprachen unkundig, hinausziehen ſollet in die fremden Länder. Zur Stunde, da ihr reden ſollet, wird mein Geiſt aus euch reden in allen feurigen Zungen. Schwieget ihr, ſo müßten die Steine reden, ſo wichtig iſt das, was geſagt werden muß. Ihr müſſet reden zu den Niedrigen von der frohen Botſchaft; ihr müſſet reden zu den Mächtigen, die Gewalt haben, euren Leib zu töten, doch nicht eure Seele. Es werden

Tage der Verſuchung und der Verfolgung kommen, ich will den Vater unabläſſig bitten, daß er euch beſtehen laſſe. — Seid nicht betrübt. Wenn ich jetzt nicht hinginge, ſo könnte der Geiſt nicht in euch kommen. Das Sichtbare iſt ein Feind des Unſichtbaren. — Ich habe viel in Gleichniſſen zu euch geredet, damit es beſſer in eurem Gedächtniſſe bleibe. Ich hätte euch noch vieles zu ſagen; mein Geiſt wird zu euch reden und in ihm werdet ihr alles leichter faſſen, auch wenn ich nicht in Gleichniſſen rede. Auf euch baue ich meine Gemeinde, erſchließet das Reich Gottes allen, die es ſuchen. Was ihr in meinem Namen tut auf Erden, das wird auch im Himmel Geltung haben beim Vater. — Und nun gebe ich euch meinen Frieden, wie ihn die Welt nicht geben kann. Ich bleibe mit meinem Geiſte und mit meiner Liebe bei euch."

— — — — — — — — — — — — — —

Dieſe großen Worte ſind geſprochen. Ein feierlicher Friede ruht auf den Herzen. Judas iſt hinausgegangen. Die übrigen ſitzen ſchweigend und blicken voll unbegrenzter Innigkeit auf den Meiſter. Sie können es nicht faſſen, was er geſagt hat, aber das fühlen ſie, es ſind Worte, vor denen die Erde bebt und die Himmel ſich neigen.

Und nun geſchieht etwas Außerordentliches. Es iſt kein Wunder, es iſt mehr als ein Wunder. Jeſus ſteht vom Tiſche auf, bindet ein Vortuch um, nimmt ein Waſſerbecken, kniet hin vor einen und den andern und wäſcht ihnen die Füße. Sie in ihrem Staunen

laſſen es geſchehen. Als er zu Petrus kommt, ſagt dieſer: „Nein, Meiſter, du ſollſt nicht mir die Füße waſchen.“

Hierauf Jeſus: „Wenn ich es nicht tue, ſo biſt du nicht mein.“

Und Petrus: „Wenn es ſo iſt, dann waſche mir auch Kopf und Hände, o Herr, damit es klar wird, wie ſehr ich dein bin.“

Dann Jeſus: „Ihr nennet mich den Herrn und ich waſche euch die Füße. Das geſchieht, damit ihr wiſſet, unter Menſchen gibt es keinen Herrn, nur Brüder, die einander dienen ſollen. Sehet, ich habe euch lieb. Einen größeren Beweis ſeiner Liebe kann niemand geben, als wenn er ſtirbt, damit die Seinen leben. So hinterlaſſe ich euch dieſes Vermächtnis: Brüder, liebet euch untereinander. Wie ich euch liebe, ſo liebet euch untereinander.“

Überwältigt von dieſen Worten ſinkt Johannes ins Knie und legt ſchluchzend das Haupt auf ſeinen Schoß. Und Jeſus ſagt noch einmal: „Kinder, liebet euch!“

Dann ſetzt er ſich mit ihnen wieder zu Tiſche. Alle ſind ſchweigend. — Jeſus nimmt ein Brot in die Hand, hebt es ein wenig himmelwärts, daß es geſegnet ſei, und bricht es entzwei. Dann reicht er zur Rechten und zur Linken die Stücke hin und ſpricht: „Nehmet hin und eſſet. Es iſt mein Leib, der ſo für euch wird hingegeben.“

Sie nehmen es hin. Hierauf ergreift er den Becher mit Wein, hebt ihn gegen Himmel, daß er

gesegnet sei, reicht ihn zur Runde und spricht: „Nehmet hin und trinket. Es ist mein Blut, das so für euch wird vergossen.“

Und als alle daraus getrunken haben, sagt er noch die Worte: „Dies tuet zu meinem Andenken.“

Als nach dieſem Mahle die Jünger auseinandergehen, iſt ihnen trotz aller Bangigkeit nicht bewußt, daß es der Abſchied geweſen. Sie ſuchen ihre Herbergen auf. Nur Johannes, Petrus und Jakobus begleiten in dunkler Nacht den Herrn, als er hinausgeht zur Stadt, hinabſteigt in das Tal bis zum Fuße des Ölberges. Dort iſt ein großer Garten. Zwiſchen den Sebenbäumen und hängenden Cypreſſen liegen weiße Steine, auf dem Raſen ſprießt friſches Frühlingsgras. Jeſus ſagt zu den Seinen: „Ruhet hier ein wenig.“ Er ſelbſt geht tiefer in den Garten hinein. Der Himmel iſt von einem dünnen Wolkentuche bedeckt, ſo daß das Mondlicht fahl auf der Erde liegt. Die Stadt dort auf dem Berge ragt finſter und ſtarr, lautlos alles, nur den Bach Kidron hört man rieſeln vom Tale her. Jeſus ſteht und ſchaut zwiſchen den dunklen Bäumen gegen Himmel. Sein Atem geht ſchwer, auf ſeiner Stirn ſteht Schweiß. Eine große Angſt iſt in ihm, eine Angſt, die er bisher nicht gekannt. Hat er nicht oft des Todes gedacht und ſich mit ihm vertraut gemacht in Gedanken? Weiß er nicht, daß der himmliſche Vater ihn aufnimmt? — Jetzt gehört er noch dieſem ſüßen Leben, und noch ſtehen ihm die Wege offen, dem Tode zu entrinnen. Iſt ſeine Seele denn ſo krank geworden, daß ſie bedrängt wird in der Vorſtellung, wie der Feind ſchon aus iſt, um ihn zu ergreifen? Kann er denn nicht noch über den Berg gehen, gegen Jericho, in die Wüſte, ans Meer? — Nein, fliehen nicht. Freiwillig vor die Richter will

er treten, um für das, was er gesagt hat, einzustehen. Aber — dieses Hintreten vor die Macht, die er beleidigt hat, heißt nichts anderes als sterben. In solchen Jahren sterben müssen! Wenn es auch ruft: Du verlierst nichts an dieser Welt! — die Natur empört sich gegen das Sterben. — Er läßt sich nieder auf die Erde, daß sein Haupt den Rasen berührt, so als ob die Erde mit heißen Armen ihn an sich zöge. — Muß es denn sein, o Vater? — Gerne wäre ich noch bei den Menschen geblieben, um sie mir näher zu bringen. Wer soll die Meinen führen, die noch schwach sind. Behüte du sie vor allem Bösen, aber nimm sie nicht von der Welt. Sie sollen leben und deinen Namen verbreiten. Wenn es möglich ist, so lasse mich bei ihnen. Wenn es aber sein muß, so nimm mir diese Angst und steh' mir bei. Aber nicht verlangen kann ich, mein Gott, nur demütig bitten. Ist es dein Ratschluß, daß ich alle menschlichen Qualen durchleide, so geschehe dein Wille. Nimm dieses Opfer für alle, die dich erzürnt haben. Verlangst du es, so nehme ich die Sünden der Welt auf mich und büße sie, daß du versöhnt seiest. Aber wenn es abzuwenden ist, Vater, mein Vater im Himmel, so hab Erbarmen mit deinem Sohn, der dein Erbarmen verkündet hat." — So betet er und in seinem grenzenlosen Weh verlangt ihn nach den Seinen. Er geht hin und findet sie schlafend. Arglos wie Kindlein schlafen sie und wissen nichts von dem schrecklichen Kampf. Den Petrus weckt er auf und sagt: „Mir ist traurig

zum Vergehen. In dieſer Stunde ſolltet ihr doch mit mir wachen.“

Der Jünger rafft ſich träge und ſchwer auf und rüttelt die anderen. Als Jeſus die Armen ſieht, denkt er: Was ſollen die mir? Er läßt ſie, nochmals geht er hin, um allein mit ſich fertig zu werden. Und nochmals betet er: „Hilf mir, Herr Gott, verlaß mich nicht!“ Aber die Himmel ſchweigen, die Einſamkeit iſt nicht zu ertragen und neuerdings kehrt er zu den Jüngern zurück. Sie ſchlafen ſchon wieder. So feſt und ſo friedſam ruhen ſie, ſind müde von der harten Welt. — So mögen ſie ſchlafen. — Von ſeiner Stirn rinnen Tropfen, wie Blut, ſo tropfen ſie zur Erde. Ein drittesmal wendet er ſich zum Vater: „Dich allein rufe ich in meiner Verlaſſenheit. Niemand hört von meiner Pein. Sie ſchlafen und von der Straße her klirren die Speere. Herr Gott, ſende deine Engel, daß ſie mich ſchützen!“

Kein Blatt regt ſich und kein Hauch, der Himmel bleibt ſtarr und ſtumm.

— Das iſt die ſchweigende Sprache Gottes. Ich ergebe mich ſeinem Willen . . . .

Judas — da er noch im Saale geſeſſen als einer der Zwölfe — hat nicht mehr jedes ſeiner Worte vernommen, ſo wirr und wild war es in ihm ſchon geworden. So iſt er aufgeſtanden, hat den Saal verlaſſen und taumelt durch die öden Straßen der Stadt. — Einer, der an dieſem Tiſche ſitzt, wird mich verraten! Er kennt alſo des Menſchen Gedanken. Damit iſt ihm alle Macht gegeben. Aber er weiß es nicht, er wird es nicht inne, er muß erſt gezwungen werden, ſeine Macht zu gebrauchen. — Anderes kann Judas nicht mehr denken. Der eine Gedanke, mit dem er ſich vorher wie ſpielend vertraut gemacht, beherrſcht Kopf und Herz mit ganzer Gewalt. Er geht durch das hallende Stadttor, das zu dieſer Oſterzeit nicht verſchloſſen iſt. In einem Buſchwerk will er die Nacht verbringen, ſiehe, da wandelt auf der Straße der Meiſter vorüber mit den Dreien. Judas reckt ſein Haupt zwiſchen dem Gezweige hervor, um ihnen nachzublicken. Sie wandeln zu Tale. Geht das Bethanien zu? — Jetzt fährt's in ihn. Haſtig rafft er ſich auf und eilt geradewegs zum römiſchen Hauptmann.

„Ich weiß, wo er iſt.“

„Du willſt wohl Geld dafür haben, Jude?“

„Darum ſage ich es nicht.“

„Und du ſagſt es doch.“

„Weil ich es nicht mehr erwarten kann. Ihr werdet ihn kennen lernen!“

„Alſo, wo weilt er?“

„Ich will mit den Söldnern gehen. Es ſind um ihn mehrere, auf einen werde ich zugehen und ihm die Wange küſſen. Derſelbe iſt es.“

„Wie viel verlangſt du für dieſen Liebesdienſt, Kanaille?“ frägt der Hauptmann.

„Wenn Ihr mich beſchimpft, gut. Suchet ihn nur allein. Ich weiß, was ich will.“

„Alſo, was willſt du? Sind dir dreißig Silberlinge genug?“

„Der Mann iſt mehr wert.“

„Ich feilſche nicht.“

„Gebt was ihr wollt. Mich dünkt, er wird euch noch teuer zu ſtehen kommen.“

Der Handel iſt abgemacht. Judas, der Säckelwart, tut die Münzen in den gemeinſamen Beutel und denkt, hätten wir's früher gehabt, was wir jetzt kaum mehr nötig haben! Dann nimmt ihn ein Trupp von Söldnern in ſeine Mitte und mit Fackeln trabt der Zug zur Stadt hinaus und hinab in das Tal Kidron. Er überſchreitet den Bach, am Eingang des Gartentores will er vorüber gegen Bethanien hin. Ein flüchtig ſpähender Blick des Judas bemerkt im Mondesdämmer Geſtalten, die unter einem Buſch auf dem Boden liegen. Er ſteht ſtill, lauert und erkennt die Brüder. Alsbald winkt er den Söldnern, leiſe in den Garten zu treten. Leiſe auftreten, das iſt wohl Sache der Verräter, aber nicht der Krieger. Trab und Schwertergeklirr weckt die Jünger. Das iſt ein anderes Wecken, als das milde Mahnen des Herrn!

— Sie ſpringen auf und eilen hin, wo er auf den Knien liegt.

Judas tritt vor und ſagt: „Hab' ich euch denn erſchreckt?" Dann geht er auf Jeſus zu: „Du wacheſt noch, Meiſter?" Er neigt ſich grüßend hin, küßt ihn leicht auf die Wange und denkt in zitternder Erwartung: Meſſias-König, nun offenbare dich!

Da ſtürmen die Söldner heran. Es hat ſich ſchon Pöbel dazu geſchlagen mit Stangen und Knütteln, ſo wie man gewalttätigen Verbrechern naht. Jeſus tritt ihnen einige Schritte entgegen und bietet ſeine Hände dar, daß ſie ihn bänden. Johannes wirft ſich dazwiſchen, er wird zur Erde geſchleudert. Jakobus ringt mit Zweien, Petrus reißt einem Krieger das Schwert aus der Scheide und haut auf einen Tempelknecht ein, daß das Ohr vom Leibe fliegt.

„Was unterfängſt du dich!" ruft Jeſus dem Jünger zu. „Schlägſt du drein, ſo töten ſie dich. Nicht mit dem Schwert, mit dem Worte werdet ihr ſiegen. — Du aber, Volk von Jeruſalem! Als wäre ich ein Mörder, ſo grimmig ziehſt du gegen mich aus. Noch nicht fünf Tage iſt es her, und mit Palmen und Pſalmen haſt du mich in die Stadt geleitet. Was habe ich inzwiſchen getan? Im Tempel bin ich geſeſſen, mitten unter euch, warum habt ihr mich nicht ergriffen?"

Da ſpotten ſie: „Iſt es dir heute etwa nicht früh genug? Kannſt du deine Himmelsleiter nicht mehr erwarten? Geduld, ſie iſt ſchon gezimmert."

Als die Jünger ſolche Andeutungen hören und

der Meiſter ſich gelaſſen hingibt, da weichen ſie zurück. Die Stangen und Speere klingen aneinander, die Menge johlt, die Fackeln qualmen — und ſo wogt der Zug gegen die Stadt hinauf. Judas ſteht hinter einem Baumſtamm, lugt zwiſchen dem Geäſte hin auf den ſchauerlichen Zug und ſeine Augen quellen aus dem Geſichte vor Entſetzen.

Um Mitternacht werden die Richter geweckt. Die jüdiſchen Oberprieſter, daß ſie ihn beſchuldigten, die heidniſchen Richter, daß ſie ihn verurteilten. Der Oberprieſter Kaiphas verläßt ſeine Kiſſen ſehr gern; er iſt vergnügt darüber, daß ſie ihn endlich haben, aber die Anklage — ſo meint er — möge der Oberprieſter Annas machen, der ſei jünger, mit den römiſchen Geſetzen vertrauter und werde die nicht unſchwierige Sache am beſten vollführen. Er, Kaiphas, ſei zur Zeugen- und Siegelſchaft zu jeder Minute bereit. Annas freut ſich unbändig, daß dieſer Galiläer, der im Tempel das Phariſäertum ſo beiſpiellos geſchmäht hat, endlich dingfeſt iſt. Es ſei geraten, noch in dieſer Nacht mit ihm fertig zu werden, ehe ſich das Volk einmiſchen kann, auf das nie ein Verlaß iſt. Was jedoch die Anklage betrifft, ſo müſſe wohl die ganze hohe Prieſterſchaft von Jeruſalem zuſammentreten, um den heiklen Fall zu beraten. Der Mann ſei offen geſtanden nirgends recht zu faſſen. Seine Volksreden, ſein Auftreten im Tempel genügten leider noch nicht, man müſſe ihn einer Miſſetat überweiſen, womöglich einer ſtaatlichen, wenn ihn dieſer Heide, der römiſche Statthalter, verurteilen ſoll.

So kommen ſie zuſammen bei Kaiphas zur Beratung. Große Päcke von Schriften haben ſie unter dem Arm, worin alles Bedenkliche, das ſeit dem erſten Auftreten des Nazareners bekannt geworden, verzeichnet ſteht. Beſonders die galiläiſchen Rabbiten haben Bände geliefert, um ihn zu verdächtigen. Doch

dem Statthalter würde das alles nicht genügen. Man muß den Kernpunkt ſcharf herausarbeiten.

So wird Jeſus vorgeführt. Seine Hände ſind gebunden, ſein Kleid verunreinigt und zerriſſen, ſein Geſicht zerſchlagen. Der Pöbel hat ſeinen Mut ſchon an ihm erprobt. Er ſteht ruhig da. Keine Angſt iſt mehr in ihm, nur Betrübnis liegt in ſeinem Auge. Sie blättern in den Schriften und ſprechen leiſe untereinander. Es wird bekannt gemacht, wer Zeugenſchaft gegen ihn vorzubringen habe, der ſolle ſich melden. Es meldet ſich niemand, ſo daß die Prieſter ſich verdutzt anblicken. Wer ihn ſchon ſchlägt und anſpeit, der wird doch wiſſen warum!

Ein ſchief gewachſener Mann tritt endlich vor. Er ſei ſeines Zeichens zwar nur Kamelhändler, aber er wiſſe etwas. Die Geſchichte vom Walfiſch! Dieſer Galiläer habe geſagt, ſo wie der verſchluckte Jonas nach drei Tagen aus dem Walfiſch hervorgegangen ſei, ſo würde er drei Tage nach ſeinem Tod aus dem Grabe hervorgehen. Dann habe dieſer Menſch auch geſagt, den Tempel Salomons, zu deſſen Bau man ſiebenundvierzig Jahre lang gebraucht, könne er zerſtören und in drei Tagen wieder aufbauen. Man werde noch andere Zeugen bringen, daß er es geſagt hat.

Einige meinen jetzt, wenn ſonſt nichts wäre, dieſe Walfiſch- und Tempelgeſchichte ſei eitel Großſprecherei und ſonſt nichts.

„Gotteslästerung ſind ſie!“ ruft Kaiphas aus. „Alles was er ſagt, hat einen verſteckten Sinn. Er

hat nichts anderes gemeint, als daß er drei Tage nach ſeinem Tode wieder auferſtehen wird, um das Judentum zu zerſtören und ein neues Reich aufzurichten.“ Dann wendet er ſich an Jeſus: „Haſt du das geſagt?“

Jeſus ſchweigt.

„Alſo, er leugnet es nicht, er hat es geſagt. Der Zorn Jehovas, der ſchwer laſtet auf Israel, durch dieſen Läſterer und falſchen Propheten iſt er herabbeſchworen worden. Und der Verderber leugnet es nicht.“ Dann wendet Kaiphas ſich gegen das Volk, das ſich im Vorhof immer mehr anſammelt: „Wer noch etwas gegen ihn weiß, der kann vortreten und ſprechen.“

Da rufen mehrere Stimmen: „Er iſt ein Gotteslästerer, er iſt ein falſcher Prophet, er hat den Fluch Jehovas auf uns gebracht!“

„Hört ihr's?“ ſagt der Oberprieſter, „das iſt Volksſtimme! — Doch um der ſtrengſten Gewiſſenhaftigkeit zu genügen, geben wir ihm ſelbſt noch einmal das Wort, damit er ſich rechtfertige. — Jeſus von Nazareth! Viele wiſſen, du hätteſt geſagt, daß du Chriſtus ſeieſt, der Gottgeſandte. Antworte klar und unzweideutig. Ich frage dich: Biſt du Chriſtus, der Sohn Gottes?“

„Du ſagſt es,“ antwortet Jeſus.

Nochmals und mit gehobener Stimme frägt Kaiphas: „Bei allem was dir heilig iſt, ſchwöre jetzt auf deine Worte. Biſt du der Gottesſohn?“

Und darauf ſpricht Jeſus zum Oberprieſter:

„Wenn du es nicht glaubſt, da ich wie ein armer Sünder vor dir ſtehe, ſo wirſt du es glauben, wenn ich herabkomme in den Wolken des Himmels zur Rechten des allmächtigen Gottes!“

Als Jeſus dieſe Worte geſagt hat, wendet Kaiphas ſich gegen die Verſammlung: „Was wollt ihr noch mehr? Wenn das keine Gotteslästerung iſt, dann lege ich mein Amt ab. Dann haben wir andere, die weniger geſagt, viel zu ſtrenge beſtraft. Was ſoll mit ihm geſchehen?“

Mehrere Prieſter zerreißen zornig ihr Gewand und rufen: „Er ſoll ſterben.“

Dieſer Ruf pflanzt ſich fort in einem vielſtimmigen Schrei weit in die Straßen hinaus. Sofort unternehmen die Prieſter das Nötige, damit das Urteil noch in der Nacht gefällt und womöglich vollzogen werden könne vor dem Feſte, ohne Aufſehen.

Wenn der Judenkönig Herodes noch was mitzureden hätte, der würde ſich dieſes Nebenbuhlers aus Nazareth mit einem Fingerzucken entledigen; aber man muß zum römiſchen Statthalter. Alſo wird in der Nacht auch Pontius Pilatus geweckt. Dieſer, ein Römer, iſt vom Kaiſer nach Jeruſalem geſetzt, um das Judenland zu halten trotz Herodes, deſſen jüdiſches Königtum nichtig geworden iſt. Das ſtörriſche Judenvolk dem Kaiſer zu verwalten, dieſes Amt — ſo ſagt er oft — habe ihm ſein Unſtern zugewieſen. Er wäre lieber im feinen Rom geblieben, deſſen Götter er immer viel liebenswürdiger gefunden hat als den widerharigen Jehova, um den ſich allerlei Sekten

zanken, bis nun auch dieſer Nazarener dazu kommt. Als Pilatus aus dem Schlafe geſtört den Anlaß wahrnimmt, flucht er. „Schon wieder die törichte Geſchichte mit dem Nazarener, der in Begleitung einiger Bettler auf einem Eſel in Jeruſalem einreitet und ſagt, er ſei der Meſſias. Das Volk lacht dazu. Und das ſoll ein politiſcher Fall ſein? Man ſoll ihn zum Tempel hinausjagen und die Leute ſchlafen laſſen.“

Vor ſeinem Fenſter aber lärmt die Menge: „Er iſt ein Gotteslästerer! Ein Betrüger und Verführer. Ein Aufruhrſtifter. Er ſoll gerichtet werden!“ Pilatus weiß nicht, was er tun ſoll. Da kommt noch ſeine Gemahlin herbei und beſchwört ihn, dieſem Jeſus von Nazareth nichts anzutun. Sie habe einen ſchrecklichen Traum gehabt von ihm. Er ſei geſtanden in einem weißen Kleide, ſo leuchtend wie der Mond. Dann ſei er hinabgeſtiegen tief in einen Abgrund, wo die Seelen der Hingerichteten klagen, habe ſie aufgerichtet und zur Höhe geführt. Dann hätten grimmige Engel mit großen ſchwarzen Flügeln die Richter herbeigeſchleppt und in den Abgrund geſtürzt. Darunter ſei auch er, Pilatus, geweſen und noch jetzt ſchalle ihr in den Ohren ſein Wehgeſchrei.

„Mach' mir den Kopf nicht noch wirrer mit deinem Gerede!“ herrſcht er ſie an. Der Lärm auf der Straße wird immer drohender.

Jeſus iſt erſchöpft und hat ſich im Hofe des Pilatus, von Bütteln umgeben, auf einen Stein geſetzt. Die Menge kommt heran und treibt mit ihm Hohn und Spott. Den roten zerſchliſſenen Mantel eines

Beduinen haben ſie ihm umgehangen als Königspurpur, aus einer Dornhecke des anſtoßenden Gartens haben ſie eine Krone geflochten und ſie auf ſein Haupt geſetzt. Ein dürres Rohr haben ſie gebrochen und es ihm in die Hand gegeben zum Szepter. Mit Speichel haben ſie ſeine Wange geſalbt. Und dann neigen ſie ſich vor ihm bis zur Erde und ſingen mit kreiſchenden Stimmen: „Wir grüßen dich, Geſalbter, Meſſias-König!“ Und ſtrecken ihm die Zunge vor.

Jeſus ſitzt da und läßt gelaſſen alles über ſich ergehen. Mit betrübtem Auge blickt er die Zudringlinge an — nicht in Verachtung, nur voll Mitleid.

Seine bis zu Tode erſchreckten Jünger ſind nun freilich auch herbeigekommen, halten ſich aber hinter den Mauern. Petrus knirſcht über den ruchloſen Verrat, der begangen worden iſt und kann's nicht ausdenken, was dieſer Judas getan hat. Angſtvoll ſteht er im letzten Hofe, wo es dunkel iſt. Da prallt eine Magd auf ihn, die zum Brunnen will, um Waſſer zu ſchöpfen.

„Auch ſo einer!“ ruft ſie aus, „was ſtehſt du nur da herum? Geh' doch und huldige deinem König!“

Petrus will ſich gegen den Ausgang wenden.

„Du biſt,“ ſpricht ſie weiter, „doch auch einer von dieſen Galiläern!“

„Was geht mich Galiläa an!“ ſagt er.

Ruft ein Türſteher dazwiſchen: „Freilich iſt er auch ein Galiläer, man ſieht's doch an ſeinem Gewand. Er gehört zum Nazarener.“

„Ich kenne ihn nicht!“ verſichert Petrus und will

enteilen. Der Türſteher hält ihm den Schaft ſeines Speeres vor die Füße. „Gemach, Jude! Dort auf dem Thron ſitzt dein König. Huldige ihm, bevor er in die Wolken fliegt!"

„Laßt mich zufrieden, ich kenne dieſen Menſchen nicht!" ruft Petrus und eilt davon. Als er zum Tore hinausläuft, kräht gerade über ihm auf der Planke ein Hahn. — Petrus ſtutzt. Hat er beim Abendmahl nicht von einem Hahn geſprochen? „Und ein anderer wird mich verleugnen in dieſer Nacht, noch ehe der Hahn kräht!" — Jetzt wird es dem alten Jünger klar, was er getan hat. Aus Angſt, mitergriffen zu werden, hat er ſich von ſeinem Herrn losgelogen. Von ihm, der ihnen alles geweſen, alles alles! Nun in ſeiner Not laſſen ſie ihn allein, haben nicht einmal den Mut, ſich als ſeine Anhänger zu bekennen. O Simon! ſagt er zu ſich ſelbſt, du hätteſt auf deinem See bleiben ſollen, anſtatt einen Gotterwählten zu ſpielen! Er mir ſein Himmelreich und ich ihm das! — So zerriſſen iſt ſein Leben jetzt, daß er hinausſchleicht in die Öde. Dort wirft er ſich auf Geſtein, ringt die Hände und kann nicht aufhören zu weinen.

Endlich iſt Jeſus hinaufgebracht worden in den Saal zum Statthalter. Als Pilatus ihn in der unerhörten Vermummung ſieht, beginnt ſich in ihm die Laune zu regen. Er will nicht umſonſt des Schlafes verluſtig geworden ſein. Wohlan, die Juden haben heute ihren Meſſias-König gehöhnt, ſo will er ſie mit ihm höhnen.

Die Anklagen hat er entgegengenommen, aber er findet nichts. „Wie?“ ſagt er zu den Oberprieſtern und ihrem Anhang, „euren König ſoll ich verurteilen? Ja, was denkt ihr denn?!“ Dann — anſtatt den Angeklagten mit ſeiner richterlichen Würde zu zerſchmettern, will er ſich mit ihm in ein Geſpräch einlaſſen. So armſelig der Nazarener jetzt daſteht, etwas muß doch an ihm ſein, daß er die Maſſen derart hat erregen können. Er will ihn ein wenig kennen lernen. Er richtet an ihn mit freundlicher Art ſpöttiſche Fragen, ob er von Gott wirklich etwas Beſonderes wiſſe? Ob er es ihm nicht mitteilen wolle, denn auch Heiden wären bisweilen begierig nach dem Himmelreiche. Wie man es anfangen müſſe, einen Gott zu lieben, den noch niemand geſehen hat? Oder welcher unter den Göttern denn der wahre ſei? Auch möchte er für ſein Leben gerne wiſſen, was Wahrheit überhaupt ſei?

Jeſus antwortet ihm nicht mit einem Worte.

„Der Tugend des Stolzes ſcheinſt du mir nicht zu entbehren,“ ſpricht Pilatus weiter, „ſiehe und das gefällt mir an dir. Du weißt übrigens doch, vor wem du ſtehſt? Vor dem, der die Macht hat, dich zu töten oder freizugeben.“

Jeſus ſchweigt.

Die Menge, die bereits den großen Hof erfüllt, wird immer lauter und ungebärdiger. Rabbiten huſchen umher, um das Feuer zu ſchüren und man verlangt das Todesurteil. Da zuckt Pilatus die Achſeln. Er verſtehe dieſes Volk nicht. Er könne doch keinen ſchuldloſen Menſchen zum Tode bringen laſſen! Den Na-

zarener, mit allem, wie er angetan ist, läßt er hinaustreten auf den Söller. Er selbst nimmt einem Sklaven die Fackel aus der Hand, um das Bild des Erbarmens zu beleuchten. „Seht!“ ruft er hinab auf die Menge, „welch ein armer Mensch!“

„An den Pfahl mit ihm! Ans Kreuz mit ihm!“ lärmt die Masse.

„Wenn ihr,“ sagt Pilatus immer in seinem spitzen Tone, „wenn ihr euer Osterschauspiel schon nicht entbehren wollet, so geht hinaus, es werden ohnehin Verbrecher gepfählt an diesem Tage. Was sagt ihr zu Barab, dem Wüstenkönig? Jerusalemiten! Lasset es mit einem König genug sein.“

„Diesen Jesus wollen wir am Pfahl sehen!“ tobt die Menge.

„Aber beim Jupiter, weshalb denn? Ich finde keine Schuld an ihm.“

Tritt einer der Oberpriester scharf zu ihm hin:

„Wenn du diesen Gotteslästerer freigibst, diesen Aufwiegler, der — wie er sagt — das Judenvolk von der Knechtherrschaft erlösen will, der die teuflische Gewalt der Rede hat, die Massen hinzureißen — wenn du diesen Menschen wieder in das Volk mischest, dann bist du deines Kaisers ärgster Feind. Dann werden wir den erhabenen Herrn um einen Statthalter bitten, der so treu dem Kaiser ist, als wir es sind!“

„Ihr wollet kaiserlicher sein als Pontius Pilatus?!“ Dieses Wort schleudert er ihnen zu, mit Verachtung ihre Gestalten messend. So oft Rom eines ihrer verbrieften Standesrechte streift, bäumen sie sich

auf; so oft sie Macht bedürfen, um ihre volksfeindlichen Sonderzwecke durchzusetzen, kriechen sie vor Rom. Die kennen kein Volk und keinen Kaiser, ihr Tempelgesetz ist ihnen eins und alles. Und wollen dem Statthalter vorschreiben, kaiserlich zu sein! — Aber die Menge brüllt. Im Hofe wogt mit Gewalt der Sturm. Tausend Stimmen, grollende, schreiende, kreischende, verlangen den Tod des Nazareners. In demselben Augenblick schickt zu Pilatus seine Gemahlin und läßt ihn erinnern an ihren Traum. Schon gedenkt er, den Angeklagten auf der Stelle freizugeben. — Da taucht dort unten über den Köpfen im Zwielichte der Fackeln und des anbrechenden Morgens ein dunkler Körper auf. Einer jener Henkerspfähle ist's, mit Querbalken, wie sie draußen an der Schädelstätte gezimmert werden, nur klobiger und ragender. Man hat das Kreuz herbeigeschleppt und als es die Menge ansichtig wird, bricht sie in verstärkter Wut aus: „Gekreuzigt! Gekreuzigt! Jesus oder Pilatus!"

Jesus oder — Pilatus, hört er!

„Jesus oder Pilatus!" schallt es weiter, von Hof zu Hof, von Straße zu Straße.

„Hörst du es, Statthalter?" frägt ihn einer der Oberpriester. „Es kann für nichts mehr gebürgt werden. Du siehst, man ist wach geblieben in dieser Nacht. Das Volk ist rasend!" Damit ergreift er den Gerichtsstab und hält ihn dem Pilatus hin. Dieser ist blaß geworden im Angesichte der offenen Empörung. Er winkt mit den Armen, er wünsche zu sprechen. Soweit dämpft sich der Lärm, daß er die Worte rufen

kann, heiser ruft er sie hin: „Ich kann an diesem Menschen nichts Böses finden. Aber ihr wollt ihn kreuzigen. Gut, so falle sein Tod auf euer Gewissen!“ In ein Wasserbecken taucht er absichtlich nach jüdischer Art die Hände, damit jene, die nicht hören, es sehen können, triefend hebt er sie vor dem Volke auf: „Meine Hände sind rein von seinem Blute. Ich übernehme keine Verantwortung.“ — Dann ergreift er den Stab, bricht ihn mit denselben Händen entzwei und wirft die Stücke Jesus zu Füßen.

Da erhebt sich ein Jubelsturm: „Heil dir, Pilatus! Heil dem Statthalter des großen Imperators! Heil dem großen Statthalter des Imperators!“

Die Oberpriester verneigen sich demütig vor ihm und die Büttel ergreifen den Verurteilten.

Von verwegenen Jungen getragen, ſchwankt das große Kreuz über den Köpfen der Menge hin und her. Alles ſucht dieſem unheimlichen Holze auszuweichen; ſtoßt einer lachend den Nachbar zum Kreuze hin, ſo ſchnellt dieſer kreiſchend wieder ins Gedränge zurück. Und dabei beſtändig das Gejohl: „Heil Pontius Pilatus! Ans Kreuz mit dem Nazarener!“ Jeſus wird aus dem Saale in den Hof geführt und die Büttel müſſen ihn ſchützen vor der Volkswut. Sie führen ihn dem Kreuze zu.

Ein Hofwächter zeigt ſich, gaukelt mit den Armen heftig umher und ſchreit: „Hier wird nicht gepfählt! Hinaus mit ihm! Hier wird nicht gepfählt!“

„Zur Schädelſtätte!“

Als die Jungen merken, ſie könnten den Pfahl wieder dort hintragen müſſen, wo ſie ihn geholt, laſſen ſie ihn zur Erde fallen, daß es dröhnt, und laufen davon.

„Er ſoll ſein Holz ſelber tragen!“ rufen mehrere; den Bütteln iſt das recht, ſie binden ihm die Hände los und legen das Kreuz auf ſeine Schulter. Er knickt ein unter der Laſt. Sie ſchlagen ihn mit Stricken wie ein Laſttier; er ſchwankt mit zitternden Schritten wegshin, das Kreuz ſo auf ſeiner rechten Schulter tragend, daß der eine Holzarm an der Bruſt niederliegt, mit den Händen feſtgehalten. Der Schaft wird auf der Erde nachgeſchleift. Um ſeinen Leib haben ſie einen Strick geſchlungen, an dem ſie ihn führen. Heftig reißen ſie ihn voran, ſo daß er ſtolpert und mehrmals zu Boden fällt. Die Menge hintendrein

ſucht ihm alles anzutun, was ſie glaubt, daß ihm weh tun kann. So ſchwankt Jeſus dahin, unter dieſem wuchtigen Holze gebeugt, das Gewand voller Straßenlehm, das Haupt von den Dornen verſehrt, daß die Blutstropfen niederrieſeln an ſeinem wirren Haar, über ſein zerriſſenes Geſicht. Noch nie war eine ſo armſelige Geſtalt hinausgeſchleppt worden zur Schädeſtätte, noch nie war ein armer Sünder auf ſeinem Todeswege ſo grauſam verachtet worden. Und noch nie hat aus dem Antlitze eines Verurteilten ſo viele Hoheit und Sanftmut geleuchtet, als aus dieſem Geſichte. Dort an der Ecke ſtehen etliche Frauen aneinandergedrängt, die aus Neugierde ſo früh aufgeſtanden ſind, um den Zug zu ſehen. Doch als ſie ihn ſehen, da wird ihnen anders zu mute, in lautes Klagen brechen ſie aus über die unerhörte Grauſamkeit. Zu dieſen erhebt Jeſus ſeine bebende Hand, als wollte er abwinken: „Während eure Männer mich morden, zerfließt ihr in Wehmut. Klaget nicht um mich, klaget um euch und beweinet eure Kinder, die der Eltern Sünden büßen werden!“ Eine der Frauen achtet nicht des raſenden Pöbels, ihr weißes Tuch reißt ſie vom Haupt und neigt ſich zum Kreuztragenden, um an ſeinem Geſichte Schweiß und Blut zu trocknen. Als ſie dann in ihr Haus zurückkehrt, um das Tuch ins Waſſer zu legen, da ſieht ſie daran — das Antlitz des Propheten. Und aus den entſtellten Zügen iſt es, als blicke ihr Güte und Dank entgegen für das Liebeswerk. Allſogleich laufen die Frauen zuſammen, um das Wunder zu ſehen und das Tuch mit ſolchem Bilde

an ſich zu feilſchen. Aber die Eigentümerin verſchließt es in ihrer Kammer.

Nachdem Jeſus unter dem Kreuze das drittemal zuſammengeſtürzt iſt, vermag er nicht mehr ſich zu erheben. Die Büttel zerren und ſtoßen ihn, die begleitenden römiſchen Söldner ſind zu ſtolz, um dieſem elenden Juden den Richtpfahl zu tragen. So wird die Menge aufgefordert, daß jemand hervortrete, den armen Sünder aufrichte und das Holz weiter ſchleife. Hohngelächter iſt die Antwort. Aus dem nächſten Haustor ſpringt ein derber Schuſter und verlangt geifernd, daß man dieſe Kreatur hinwegſchaffe vor ſeiner Tür. Es ſcheueten ſich die Kunden!

„So laſſet ihn doch einige Augenblicke raſten!“ mahnt einer der Soldaten, auf den Hingefallenen weiſend, deſſen Bruſt in kurzen heftigen Atemſtößen wogt.

Da ſchwingt der Schuſter ſeinen Riemen und ſchlägt auf den Erſchöpften los. Dieſer rafft ſich auf, um wieder einige Schritte weiter zu wanken. Steht jäh ein Greis, uralt und verwittert da. Er iſt gekommen aus der Wüſte, wo die großen Gedanken wohnen. Er iſt gekommen um zu ſehen, ob Jeruſalem noch aufwärts ſteige oder niederwärts ſinke. Das Sinken will er ſchauen, denn ſein Sehnen iſt Ruhe. Dieſer Greis ſteht vor dem Schuſter und ſagt ihm leiſe: „Enkel des Uria! Dieſem Ärmſten verweigerſt du die kurze Raſt. Du ſelbſt wirſt ewig raſtlos ſein. Allen Jammer der Menſchheit wirſt du mit erleben und nimmer ruhen können. In dir wird

der Fluch deines Volkes ſich erfüllen, herzloſer Jude!"

Zur ſelben Stunde iſt es, daß der Bürger Simeon einſam in ſeinem Hauſe ſitzt, über ſein Geſchick nachdenkt und betrübt iſt. Seit jenem Wüſtenritte, von dem er geſchlagen und beraubt nach Hauſe gekommen iſt, hat er vieles an ſich geändert nach den Worten des Propheten, bei dem er Seligkeit geſucht. So unmöglich es ihm damals geſchienen, es iſt doch manches möglich geworden. Er hat ſeine Sklaven freigegeben, ſeine Frauenſchar entlaſſen, das Übermaß ſeiner Güter an Dürftige verſchenkt und auf allen Glanz verzichtet. Und doch iſt er nicht glücklich, ſein Herz iſt kahl und leer. — Darüber ſinnt er, als von der Straße herauf das Geſchrei der Volksmenge dringt. Was iſt das ſo früh am Tage? Er blickt hinab, ſieht über den Häuptern die Spieße der Kriegsknechte blinken und wie einer der armen Sünder, die an dieſem Tage hingerichtet werden ſollen, hinausgebracht wird. Abwenden will ſich Simeon von dieſem widerlichen Anblick, als er noch ſieht, wie der Menſch ſelbſt den Pfahl ſchleppt und von Bütteln mißhandelt immer wieder darunter zuſammenbricht, daß das Kreuz klingend auf den Stein ſchlägt. — In dieſem Augenblick erfaßt es ihn. Ohne zu denken eilt er auf die Straße, drängt ſich vor zu dem Gequälten, um ihm aufzuhelfen. Und als er dem Armen ins zerriſſene Antlitz ſchaut, über das eine Träne niederrinnt, da packt ihn ſo das Mitleid, daß er ſich unter das Kreuz ſtellt, es auf ſeine Schulter nimmt und weiter trägt. Neuer-

dings bricht das Gejohle des Pöbels los, Schimpf und Straßenkot ſpritzt hin über Simeon. Er achtet es nicht, er merkt es nicht. Ganz iſt er verſunken in das was er tut, ganz geht er auf im Verlangen, dem Unglücklichen, der neben ihm dahin wankt, die Laſt tragen zu helfen. Ein wunderſames Gefühl iſt in ihm, eine heiße Freude, die er bisher nicht gekannt. All ſeiner Tage Freuden ſind nicht zu vergleichen mit dieſer Seligkeit, immer und immer hätte er mögen ſo hingehen neben dem elenden Menſchen und tragen helfen und ihn lieben . . .

Iſt es das? Iſt es das, was man Leben nennt? Zu ſein, wo die Liebe iſt? Zu tun, was die Liebe will?

Im ſtillen Hauſe zu Nazareth war die Bangnis immer größer geworden. Da denkt Maria, ſie wolle zum heiligen Feſt nach Jeruſalem reiſen, im Tempel ihr Leid Gott zum Opfer bringen und ihn anflehen, daß er ihren verirrten Sohn erleuchte und ihn wieder zu dem Glauben der Väter zurückführe. Unterwegs über Samaria und Judäa gedenkt ſie vergangener Tage, da ſie mit dem treuen Joſeph dieſe Pfade gewandelt war gegen Bethlehem, und der unbegreiflichen Dinge, die dazumal geſchehen ſind.

Sie kommt in das Tal, wo die graue dürre Erde iſt. Der Ort, wohin Adam und Eva nach Vertreibung aus dem Paradieſe verſetzt worden waren. Sie denkt an der erſten Eltern ungeratene Kinder und ſie ſieht im Geiſte einen kleinen, lieben Enkel Adams, der ganz unſchuldig iſt und doch das Elend der Erde mit den Schuldigen tragen muß. Der Knabe ſtellt ſich traurig an die Hecke und guckt in das verlorene Paradies hinein. Dort am Baume der Erkenntnis ſteht ein weißer Engel, der ſieht das Kind und er hat Leid. Er bricht vom Baume einen Zweig, reicht ihn dem Knaben hinaus und ſagt: „Siehe, hier haſt du etwas vom Paradieſe. Stecke den Zweig in die Erde. Er wird Wurzel ſchlagen und wachſen und immer neue Keime treiben, bis einſt aus ſeinem Stamm der Thron des Meſſias wird gebaut werden.“ — O Gott, wo iſt dieſer Stamm und wo iſt der Thron des Meſſias? ſeufzt Maria und zieht wegshin.

Als ſie nach tagelangen Beſchwerden am Morgen in der Stadt ankommt, ſieht ſie, wie durch Gaſſen

und Straßen die Leute nach einer Richtung hinſtrömen. Sie frägt den Herbergsvater, was denn das wäre? Er entgegnet, ob ſie nicht auch hinauswolle, um den Hinrichtungen beizuwohnen?

„Gott bewahre mich davor!“ antwortet Maria, „glücklich jeder, der nicht hinaus muß.“

„Siehe, hier kommen ſie ja!“ ruft der Herbergsvater froh überraſcht. „Sie kommen hier vorbei. Ich glaube gar, es iſt der Meſſias-König! Ach, wie hätte ich die Fenſter mindeſtens um je einen Silberling vermieten können!“

Das Weib aus Galiläa will zurück ins Haus, da drängt es von dieſem her und ſie wird mit der Menge gegen die Gaſſe geſchoben, wo ſie plötzlich vor ihm ſteht. Vor Jeſus, ihrem Sohn. — Als er ſo die Mutter ſieht, will ihn der Reſt ſeiner Kraft verlaſſen, doch er bleibt aufrecht. Einen Blick unſäglicher Betrübnis und Liebe wendet er ihr zu, einen kurzen Blick, in dem alles liegt, was in ſolcher Begegnung das Kind der Mutter zu ſagen hat. Dann zerren ſie ihn vorüber mit Stößen und Flüchen.

Maria ſteht wie verſteinert. Tränenlos iſt ihr Auge, betäubt ihr Haupt, erſtarrt ihr Herz. — Das hat mir Gott vorbehalten! So kann ſie noch denken, dann wird ſie im Gedränge willenlos und taumelnd weiter geſchoben. Alles iſt ihr verſunken in einer blauen Nacht, nur Sterne tanzen vor ihren Augen.

Endlich iſt der Zug durch die Gewölbe des Doppeltores hinausgekommen in das Freie. Über der ſtarrenden Gegend liegt ein feuchtes, blaſſes Licht.

Ganz nahe zur Rechten ragt der Steinhügel. Dort geht es lebhaft her. Emſige Arbeiter graben auf der Höhe tiefe Löcher, andere bereiten Pfähle für zwei Wüſtenräuber. Dieſe wilden Geſellen ſind ſchon halb entblößt und die Henkersknechte ſchlingen Stricke, um ſie an die Hölzer zu binden. Es ſind der hagere braune Barab und der blaſſe tiefäugige Dismas. Der eine ſtarrt mit ſeinen Habichtsaugen grimmig drein, ballt die Fäuſte und will die Feſſeln zerreißen. Der andere iſt gebrochen und ſein Haar hängt nach vorne wirr herab. Hinter dem Turme der Stadtmauer ſind Jünger herangekommen, aber entſetzt wieder zurückgewichen, bis auf Johannes, Jakobus und Petrus. Auch Petrus iſt nun entſchloſſen ſich als Anhänger des Jeſus von Nazareth zu bekennen, und koſte es das Leben. Doch niemand kümmert ſich mehr um dieſe fremden Leute. Auch den Judas haben die Jünger hinter den Felsbüheln huſchen geſehen, er iſt furchtbar verſtört, ein Jammerbild der Verzweiflung. So über alle Maßen entrüſtet ſie gegen den Verräter geweſen, dieſes Elendgeſpenſt bricht ihren Zorn, er iſt ihnen nur noch ein Weſen des Grauens.

Simeon hat das Kreuz bis zur Höhe getragen. Und als er es dort niederlegt und dem neben ihm herangewankten armen Sünder noch einmal ins Geſicht ſchaut, erkennt er den Propheten. Erkennt den Mann der Wüſte, den er einſt angeſprochen hat um das ewige Leben. Von ſeinen Worten damals hat er wenige befolgt, aber keines vergeſſen. Nun ahnt er, daß die Lehre dieſes Mannes, wer ihr nachleben

könnte, zur inneren Glückſeligkeit führen muß. Und dieſer Lehre wegen ſoll der Mann hier hingerichtet werden?

Der Hauptmann herrſcht Simeon an, ſich zu entfernen. Dann legen zwei Henkersknechte Hand an Jeſus, um ihn zu entkleiden. Einen einzigen raſchen Blick gegen Himmel ſchlägt er auf, dann ſchließt er die Augen und läßt es ruhig geſchehen. Die Büttel haſchen nach dem Kleide, balgen ſich darum und weil ſie ſich nicht einigen können, welchem es gehören ſoll, ſo würfeln ſie. Dabei beſchuldigen ſie einander der Fälſchung und wollen ſich neuerdings balgen. Da haſtet der Trödler Schobal herbei und meint grinſend, es wäre nicht der Mühe wert, daß ſie ſich die Köpfe einſchlügen des alten Rockes eines armen Sünders wegen. Das Kleid ſei zerriſſen und blutig, es ſei keinen Groſchen gut, doch um den Streit zwiſchen tapferen Landsknechten zu beenden, biete er der Groſchen vier, die ſie in Frieden unter ſich teilen könnten. So iſt der Rock dem Schobal zugeſchlagen worden. Dieſer geht ſofort mit dem Kleid in der Menge herum: Es ſei der Rock des Propheten, der eben gepfählt werde! Wer von dieſem Tag ein Andenken haben wolle! Der Rock koſte nicht einmal die Hälfte ſeines Wertes, um zwölf Groſchen ſei er zu haben!

Ein Mann trägt im Korbe lange eiſerne Nägel herbei. Dieſer Nazarener wird nicht angebunden, ſondern angenagelt, denn er habe einmal geſagt, er ſteige vom Kreuz herab. Als ſie merken, daß Jeſus einer Ohnmacht nahe iſt, bietet man ihm einen Labetrunk

aus Eſſig und Myrrhen. Er winkt dankend ab und wie er anhebt umzuſinken, fangen ihn die Henkersknechte auf und legen ihn ans Kreuz.

Die Menge drängt plötzlich nach rückwärts. Viele wollen es nicht ſehen, das was jetzt geſchieht. Sie verſtummen. Das hat man ſich anders gedacht. Seine Sanftmut, mit der er alles erträgt, die Qualen, den Hohn, den vor Augen ſtehenden Tod — dieſe heldenhafte Sanftmut fällt wie ein Berg auf ihre harten Herzen. Solche, die ihn ſonſt verachtet, jetzt möchten ſie ihn haſſen, aber ſie können nicht. Sie ſind ohnmächtig vor dieſer zerſchmetternden Sanftmut. — — Welch ein Schall jetzt! — Das Klingen des Hammers, der auf Eiſen geſchlagen wird. „Wie das Blut ſpritzt!“ flüſtert jemand. Zwei Hämmer ſchlagen auf Nägel und bei jedem Schlage zucken Erde und Himmel. Aller Atem iſt erſtarrt in der Menge und es verſtummt das Lärmen der nahen Stadt. Nichts als das Klingen der Hämmer. Da gellt im Volke plötzlich ein durchdringender Schrei. Ein fremdes Weib, das ihn ausgeſtoßen und das zu Boden ſinkt. — Immer nach rückwärts wogt die Menſchenmaſſe, keiner will in den erſten Reihen ſtehen und doch ſtreckt ſich jeder, um über die anderen hinweg zu ſehen. Man ſieht, wie Stangen ſich heben und wieder ſenken. Hart und ſcharf erſchallt der Befehl des Hauptmannes, da richtet es ſich auf. Zuerſt erſcheint über den Häuptern der obere Balken, er trägt eine weiße Tafel. Dann ſieht man die Querbalken, an denen zuckende Menſchenarme hängen, dann das Haupt, ſich in krampfigen Schmer-

zen bewegend. Und so taucht das Kreuz mit dem nackten Menschenleibe in die Lüfte empor. Langsam hebt es sich, von Stangen gestützt, und als es aufrecht steht, läßt man des Kreuzes Fuß in die Grube prallen, so heftig, daß mit dumpfem Gestöhne der Körper schüttert. Die Nägelwunden an Händen und Füßen reißen klaffend weit, das Blut rinnt in dunklen Strähnen über den blassen Leib, am Stamme herab und tropft zur Erde. Und da schallt aus dem Munde des Gekreuzigten der helle Schrei: „O Vater, verzeih' ihnen, verzeih' ihnen! Sie wissen nicht, was sie getan haben!"

Im Volke erhebt sich sonderbares Gemurmel, und jene, die den Ruf nicht verstanden haben, lassen ihn von Nebenstehenden wiederholen. „Für seine Feinde bittet er? Für seine Feinde? Für seine Feinde betet er?!"

„Dann — dann ist es kein Mensch gewesen!"

„Die ihn geschmäht, verleumdet, verhöhnt, geschlagen, gekreuzigt haben — denen verzeiht er? Sterbend denkt er an die Feinde und verzeiht ihnen? — So ist es doch, wie er gesagt hat. Wahrlich dann ist es der Christus! Ich habe es gleich gedacht, es ist der Christus. Schon am letzten Sabbath habe ich es gesagt!" Solche Stimmen werden laut. Im Gedränge schlüpft der Trödler Schobal umher und bietet den Rock des Messias aus um zwanzig Silberlinge.

„Wenn es der Messias ist," ruft ein heiserer Rabbite, „dann mag er sich gerade einmal selbst befreien.

Einer, der anderen helfen will und ſich ſelbſt nicht helfen kann, iſt ein ſchlechter Meſſias."

„Nun, Meiſter!" ruft ein Pharite, „wenn du den zerſtörten Tempel wieder aufbauen willſt, nun iſt es Zeit. Steig' vom Kreuz herab und wir glauben dir." Ein wehmutstiefer Blick des Gekreuzigten auf die beiden Spötter, ſie verſtummen. Als ſei plötzlich eine Stelle der Schrift in ihnen lebendig geworden: Für euere Miſſetaten muß er verbluten!

Als alles vom Kreuze zurückgewichen iſt und die Henkersknechte ſich anſchicken, auch die beiden Wüſtenräuber aufzurichten, ſchwankt das Weib hin, das vorher der Ohnmacht unterlegen, ſie ſchwankt, vom Jünger Johannes geführt, dem hohen Kreuze zu und umarmt den Stamm, ſo daß das Blut auf ſie niederrinnt. Als ob ſieben Schwerter ihr Herz durchbohrt hätten, ſo über alles Ermeſſen groß iſt ihre Pein. Jeſus ſchaut nieder, wie dumpf iſt ſeine Stimme, als er nun ſpricht: „Johannes, nimm dich der Mutter an! — Mutter ſiehe, Johannes, dein Sohn!"

Erhebt ſich in der Menge Gemurmel: „Seine Mutter? Seine Mutter iſt das? O armes Weib! Und der junge, ſchöne Menſch ſein Bruder. Dieſe armen Leute! Seht, wie er ſie jetzt aufrichtet, wie er ſie tröſtet!"

Mancher fährt ſich mit der Hand über die Augen und die Weiber ſchluchzen. Und es hebt ein dumpfes Klagen an durch das Volk zu gehen. Durch dasſelbe Volk, das vorher ſo wütend ſeinen Tod verlangt hat. Und ſie ſprechen untereinander.

„Lange wird er nicht mehr leiden."

„Nein, ich vertrage ſonſt etwas. Alle Oſtern bin ich dabei, aber diesmal —"

„Wenn ich nur wüßte, was auf der Tafel geſchrieben ſteht."

„Die über ſeinem Haupte iſt? Ich merke, mich verlaſſen meine Augen."

„Inri!" ruft jemand.

„Inri? Es ruft jemand Inri."

„Die Buchſtaben ſtehen auf der Tafel."

„Aber der Menſch heißt doch nicht Inri."

„Etwas anderes, mein Lieber. Das iſt ein Spott von Pilatus. Jesus Nazarenus Rex Judaeorum."

„Bleib' mir mit dieſer verdammten Römerſprache vom Leib!"

„Auf gut hebräiſch: Jeſus von Nazareth, König der Juden."

„Freunde, das wird wohl etwas anderes heißen!"

„Jetzt haben ſie ihn in der Mitte," ſagt einer, denn die beiden Räuber ſind zu ſeiner Rechten und zu ſeiner Linken aufgerichtet worden. Der zur Linken reckt ſeinen Hals und mit verzerrtem Geſicht ſpottet er nach Jeſus hin: „Mich dünkt, Nachbar, du biſt auch einer von denen, die man nur deshalb henkt, weil ſie die Schwächeren ſind. Springe vom Pfahl, ſchlage drein und die Kotſeelen werden dich vergöttern."

Dem gibt Jeſus keine Antwort. Hingegen hat er ſein Haupt nach jenem gewendet, der ihm zur Rechten hängt. Dieſer ſieht den Augenblick nahen, wann

ihm die Beine gebrochen werden. In seiner Todesangst und in seiner Reue um das verlorene Leben, wendet er sich dem zu, den sie Messias und Christus nennen. Und als er den Blick sieht, den Jesus auf ihn richtet, da geht durch das Herz des Missetäters ein wundersames Schauern. Wie der Gekreuzigte ihn anschaut, brechenden Auges — o Gott! — das ist jener unvergeßliche heilige Blick, der ihm einst in der Jugend Tagen von einem Kindlein geschenkt worden war. Dismas hebt an zu weinen und sagt: „Herr, du bist vom Himmel! Wenn du heimkommst, gedenke mein!"

Und Jesus spricht zu ihm: „Allen Büßern Gnade! Dismas, heute noch wirst du mit mir beim himmlischen Vater sein!" —

„— Er ist vom Himmel!" murmelt es im Volke. „Er ist vom Himmel!" Einer der römischen Krieger wirft seinen Speer weg und ruft in höchster Erregung: „In aller Wahrheit, das ist der Sohn Gottes!"

„Der Sohn Gottes! — Der Sohn Gottes! — Löset ihn los! Gottes Sohn ist es, der am Kreuze hängt!" Wie eine dumpfe Lawine rollt dieser Ruf durch die Menge. Wie ein Schreckruf, wie das Innewerden eines ungeheuerlichen Irrtums, des ungeheuerlichsten, der seit Bestehen der Welt begangen worden. Der dort am Kreuze hängt, es ist der Sohn Gottes! —

Weiter unten in der Steinkluft ein armer Sünder. Mit dürren Fingern wühlt er sich aus dem Boden hervor, mit aufflackernden Augen schaut er aufs Kreuz

hin. Aus ſeiner Bruſt quillt wie ein blutiger Brunnen das Gebet um Gnade. Und neben ihm kniet eine Frau und faltet die Hände gegen das Kreuz hin. Und ringt die Hände dem Weibe zu, das unter dem Kreuze ſteht und fleht um Gnade für das Kind ....

Die Buchſtaben I. N. R. I. über dem Kreuze heben an zu leuchten. Und in den Lüften eine Stimme: I. N. R. I. — Jeſus Nähe rettet ihn! —

„Der Gottesſohn! Der Gottesſohn!“ Nimmer verſtummt der Ruf. „Der Gottesſohn am Kreuze!“

„Der Rock des Gottesſohnes! Um hundert Goldſtücke den Rock!“ Der alte Schobal ſchreit es aus, das Kleidungsſtück mit dem Stock in die Höhe haltend wie eine Fahne. Zu dieſer Fahne ſchwört der Trödler, denn der Wert der Ware iſt ſeit einer Stunde um das Tauſendfache geſtiegen. „Hundert Goldſtücke für den Rock des Gottesſohnes!“ Aber er hat höchſte Zeit ſich davonzumachen, das Volk von Jeruſalem iſt entrüſtet über den Krämer, der im Angeſichte des ſterbenden Heilandes Geldgeſchäfte betreibt. Das gute, fromme Volk von Jeruſalem!

Von den Oberprieſtern iſt keiner zu ſehen, ſie haben ſich verzogen. Nur der heiſere Rabbite iſt da, der laut Pſalmen betet, gleichſam als Zuſpruch für den Sterbenden.

„Halte du deine Läſterklapper zu!“ ſchreit dieſem jemand unters Kinn hinein. „Ihr habt ihn umgebracht.“

„Ihr? Wer ihr?“ frägt der Rabbite mit gutgeſpielter Harmloſigkeit.

„Ihr, die Schriftausleger und Templer, habt ihn zum Tode gebracht und niemand anderer als ihr!“

Hierauf antwortet der Rabbite gar ernsthaft: „Besinne dich, Freund, was du sagst, ob du deine Anklage gegen den würdigen Stand auch verantworten kannst vor dem furchtbaren Jehova. Wir Templer ihn zum Tode gebracht! Jedermann weiß, wer ihn verurteilt hat. Fremdlinge, die immer unseres Volkes Verderber gewesen sind. Jedermann weiß, wer ihn auf Verlangen des Volkes gekreuzigt hat!“

Auch dem wird es dringend, sich aus dem Staube zu machen. Immer lauter werden die Stimmen: Volk und Richter sind von den Oberpriestern gedrängt worden! Diese sind schuld! —

„Schweigt! Er lebt noch!“

Alle Blicke haften am Kreuze.

Jesus wendet sein Haupt der Menge zu und stöhnt verschmachtend: „Durst! Durst!“

Der Hauptmann läßt einen Schwamm in Essig tauchen und ihn durch einen Stab hinaufreichen, daß der Sterbende die Labnis sauge.

Zwischen den Steinen liegt ein junges Weib mit aufgelöstem Haar. Es kniet und stützt seine Ellbogen auf die Erde, leise wimmernd: „O Heiland, o Heiland! Die Sünden!“

Noch einen Blick hat er auf die Seinigen. Dann hebt er rasch das Haupt und stößt gegen Himmel den Schrei aus: „Vater, nimm meinen Geist an! Mein Vater! Verlaß mich nicht! —“ Starr schaut er empor, mit weitgeöffneten Augen starrt er in den

Himmel auf — dann knickt das Haupt ein und hängt herab über die Bruſt.

Johannes ſinkt zur Erde, verdeckt mit den Händen ſein Geſicht. Es iſt vollbracht!

— — — — — — — — — — — — —

Die Menge iſt faſt bewegungslos geworden. Sie ſtehen und ſtarren und haben bleiche Geſichter. Die Stadtmauern ſind fahl, die Sträucher ſind grau, die jungen Blüten ſind blaß und ſchließen ſich. Am Himmel ſteht die Sonne glanzlos wie ein Mond und ihre Schatten ſind geſpenſtig. Geſchreckte Dohlen und Fledermäuſe ſchwirren umher und umflattern die Kreuze in dieſer ungeheuerlichen Dämmerung. Auf dem Hügel ſpringen Felſen auseinander und Totenſchädel rollen den Hang hinab. — Und die Menſchen, als ob ſie die Sprache verloren hätten, ſo ſtehen ſie ſtumm und ſtarren einander an.

„Jetzt iſt etwas geſchehen!“ ſagt ein alter Mann für ſich hin. —

Sachte fängt es an in der Menge ſich zu regen, unſicher anfangs, aber bald bewegter und lauter.

„Was iſt jetzt geſchehen?“ fragt ein Nebenſtehender.

„O Freund! Was jetzt geſchehen iſt, das hat die Welt aus dem Gleichgewicht geworfen. Was es iſt, das weiß ich nicht, aber es hat die ganze Welt aus dem Gleichgewicht geworfen. Iſt es nicht das Weltende, ſo iſt es der Weltanfang.“

„Inri! Inri!“ ruft die Stimme eines ſchaudernden Wahnſinnigen.

Dann beginnt ein Durcheinanderſchreien: „Was iſt das? Es wird Nacht! — All meiner Tage iſt mir nicht ſo bang geweſen, wie jetzt!“

„Seht ihr es, das Kreuz — wie es wächſt! Höher, immer höher auf! Immer höher auf! — Ich kann nicht hinſchauen. Das rieſengroße Kreuz!“

Nun kommen Nachrichten. „Im Tempel iſt eine Säule geborſten! Der Vorhang zum Allerheiligſten — mitten entzwei geriſſen! Draußen an der Gräberſtätte ſind Grüfte aufgeſprungen und die Toten — mit weißen Tüchern noch umhüllt — ſteigen hervor!“

„Das Weltende!“

„Der Weltanfang!“

„Jeſus Chriſtus!“

— — — — — — — — — — — — —

Wie Frühlingsföhn über die Steppe, ſo brauſt es hin durch die Menſchenmenge: Jeſus Chriſtus! — Durch ganz Jeruſalem hallt das Wort, durch das weite Judenland ſchallt es hin, das urgewaltige Wort — ein feuriger Sturm umbrandet, umleuchtet es den Erdball bis auf den heutigen Tag. —

Am Kreuze, auf dem der tote Meiſter hängt, haben die Seinigen ſich verſammelt. Es ſind ihrer jetzt mehr als geſtern, auch ſolche darunter, die in der Nacht noch „Kreuziget ihn!“ geſchrien haben. Die Jünger ſtehen aufrecht, ſchweigend, ohne Klage. Maria die Mutter an Johannes Seite, daneben Magdalena. Eine wunderbare Herzensruhe iſt in ſie gekommen, ſo daß ſie ſich ſelber fragen: „Wie iſt denn das möglich? Iſt nicht unſer Jeſus geſtorben?“

„O Brüder," ſagt Petrus, „mir iſt, er lebt!"

„Er in uns und wir in ihm," ſagt Johannes.

Unruhig iſt nur Bartholomä. Mit Beklommenheit frägt er den Bruder Jakobus, ob dieſer denn nicht auch verſtanden hätte: Vater, verlaß mich nicht? — Jakobus gedenkt eines anderen Wortes und eines anderen Bruders. Er geht vom Kreuze weg, um den Judas zu ſuchen. Er will ihm ſagen, daß der Meiſter noch im Sterben ſeinen Feinden verziehen hat, er will ihm mitteilen des Heilandes Vermächtnis: Den Sündern Gnade!

Seit dem Frühmorgen, als der Meiſter im Hauſe des Statthalters zum Tode geſprochen worden, iſt Judas planlos umhergeirrt. Er hatte zum Hauptmann wollen, um ſich dem Gerichte zu ſtellen als einen falſchen Zeugen und Spion, als einen, der Menſchen um Geld verkauft. Deß verlacht man ihn und läßt ihn ſtehen. Dann läuft er zu einem der Oberprieſter, um zu ſchwören, daß ſeine Angabe ſo nicht gemeint geweſen, daß ſein Herr kein Übeltäter iſt, vielmehr der Geſandte Gottes, der ſeine Feinde zertreten wird. Er wolle ihn nicht angegeben haben — und den Verräterſold ſtelle er dem Templer zurück. Dieſer zuckt die Achſeln, ihn gehe das nichts an, er habe kein Geld gegeben und nehme auch keines. Da wirft Judas ihm die Silberlinge vor die Füße und raſt davon. Sein langes Haar flattert im Winde. Hinter der Stadtmauer huſcht er dahin, um dem Zug zuvorzukommen und ſich an der Schädelſtätte ſtatt des Meiſters pfählen zu laſſen. Aber das iſt zu ſpät,

er hört die Hammerſchläge klingen. Ins Tal Kidron geht er hinab. Da iſt es ganz menſchenleer, denn alles iſt auf der Richtſtätte. Ausgeſtoßen iſt Judas, ſelbſt von der ſchaugierigen Menge ausgeſtoßen, hingeworfen als Verräter. Furchtbar, unausdenkbar, was er getan! — Wehe, warum hat er ſich nicht geoffenbart? Sanft wie ein Lamm iſt er vor den Richtern geſtanden, geduldig, wie keiner noch ſo geſehen worden, hat er das Holz getragen. Oder iſt es am Ende doch das? Den Feinden nicht widerſtreben, ſein Geſchick mit Gotteswillen tragen, für des Vaters Botſchaft das Leben laſſen — iſt am Ende doch dieſe Herrlichkeit die Sendung des Meſſias? — Und ich? Ich habe ihn in einer anderen ſehen wollen. Und habe den Irrtum begangen, größer als alle Irrtümer aller Toren zuſammen. Und nun ausgeſtoßen aus der Gemeinſchaft der Gerechten und ausgeſtoßen aus der Gemeinſchaft der Sünder. Dem Zuchtloſen und dem Mörder Verzeihung, dem Verräter nicht. Beſſer, der wäre nie geboren worden, — er hat es ja ſelbſt geſagt. Andere dürfen in den Wüſtenhöhlen ihre Sünden abbüßen, dürfen ihre Miſſetaten mit dem Blute löſchen — und ich außerhalb aller Liebe und aller Sühne für ewige Ewigkeiten verworfen! — So des Judas unendliche Klagen. Den ganzen langen Tag hat er ſich hingetrieben hinter Mauern und Büſchen, in Höhlen ſich verborgen. Da plötzlich ſchießt es in ihm auf: Das iſt ungerecht. Ich habe an ihn geglaubt. Daß ich ſo feſt an ihn geglaubt habe! Der ein ſolches Vertrauen verwirft! Kann der Gott-

menſch ein ſolches Vertrauen verwerfen? Nein, er iſt es nicht, er iſt es nicht ....

Mit dieſem Hinſchleudern der letzten Stütze iſt ſein Geſchick entſchieden. Als es dunkel wird, huſcht er an einem Meierhof vorbei. Dort an der Wand hängen Bindeſtränge, einen davon rafft er an ſich und eilt den Berg hinan. Hinter Jeruſalem über den Höhenrücken geht die Sonne unter wie eine große, rote, glanzloſe Scheibe. Noch einmal zieht es ſein Auge, das letztemal, dem Lichte zu, dem verlöſchenden. Und in dieſem roten Runde ſteht groß und dunkel ein Kreuz. Das auf der Schädelſtätte hochragende Kreuz — mitten im trüben Sonnenball. Rieſig und dunkel ſteht es in der blutigen Scheibe — — grauenhaft! Unerträglich dem verzweifelnden Judasherzen. Wie auf wilder Flucht ſpringt er hin gegen einen dürren Feigenbaum. — Hinter ihm her iſt Jakobus. Dieſer hat ihn vorher den Hang hinanklettern geſehen, hat mit dem Flügel ſeines Mantels gewinkt: „Bruder! Ich bin es, der Jakobus! Vom Meiſter komme ich. Höre, Bruder! Den Sündern Gnade! Allen Büßern Gnade! Höre es!“ Faſt atemlos hinauf und hin zum Feigenbaum. — Beine und Arme hängen ſchlaff nieder, der Mund ſchief gezogen, zwiſchen den Lippen die Zunge hervor. Der Abendwind ſchaukelt ſachte den Körper. — Der Unſelige hat auf des Heilands Gnade nicht gewartet. —

Gegen Ende desſelben Tages iſt es auch, daß jener morgenländiſche Greis, der aus der Wüſte iſt, wo die großen Gedanken wohnen, der müde Greis,

der dem Enkel des Uria zweimal den Fluch ewiger Unraſt zugerufen hat, daß dieſer in Jeruſalem zu einem Steinmetz geht. Es dünkt ihm doch Zeit, ſich einen Grabſtein zu beſtellen. Und auf dieſen Grabſtein ſollen eingemeißelt werden die Buchſtaben I. N. R. I.

„Haſt du dich auch zum Nazarener geſchlagen?“ fragt ihn der Steinmetz.

„Weshalb fragſt du das?“

„Weil es die Inſchrift ſeines Kreuzes iſt.“

„Es iſt die Inſchrift meines Grabes,“ ſagt der Greis, denn es heißt:

„IM NIRWANA RUH' ICH“.

Als alles dieſes geſchehen iſt, geht Joſeph der Arimathäer, ein derber, freimütiger Jünger Jeſu, zum Statthalter Pilatus, um ihn zu bitten, daß des Propheten Leib noch an demſelben Abend begraben werden dürfe.

„Iſt er denn ſchon gebrochen?“ fährt ihn Pilatus an.

„Herr, das braucht es nicht. Er iſt tot.

„Ich traue euch nicht.“

„Es iſt richtig, Herr. Der Hauptmann hat ihm den Seitenſtich gegeben. Nicht ein Tropfen Blut.“

„Ich bin vor euch gewarnt worden,“ ſagt Pilatus ungnädig. „Ich werde einen Aufſeher hinſchicken und das Grab bewachen laſſen.“

„Wie es dem Herrn beliebt.“

„Der Mann ſoll ja geſagt haben, daß er am dritten Tage aus dem Tode auferſtehen werde. Man vermutet, daß ſeine Freunde ihm dazu gerne helfen würden.“

Joſeph ſtellt ſich knapp vor den Statthalter hin und ſagt: „Herr! Was berechtigt dich zu einem ſolchen Argwohn? Sind wir Juden denn ganz rechtlos geworden in unſerem Vaterlande? Nicht genug, daß dieſer beſte aller Menſchen, dieſer Gottmenſch verurteilt wird ohne auch nur den geringſten Schein von Recht, verdächtigt man auch noch die Seinigen, als wären ſie Betrüger und Leichenräuber.“

„Dafür müſſet ihr euch bei euren Prieſtern bedanken," ſagt Pilatus mit kaltem Hohn.

„Dieſe Kaſte kennen wir," verſetzt Joſeph, „und du kennſt ſie auch, Statthalter. Aber du fürchteſt dich vor ihr. Unſer Meiſter wäre mit ihnen fertig geworden. Du aber biſt ein ſchwankendes Rohr. Mancher unſerer großen Männer iſt zugrunde gegangen an römiſchem Übermut, unſerem Herrn hat römiſche Feigheit das Leben gekoſtet."

Den Statthalter durchzuckt es, aber er bleibt kalt. Mit der Hand winkt er ab: „Laſſet mich endlich einmal zufrieden mit dieſer Geſchichte. Machet was ihr wollt mit ihm. An die Grube kommen Wächter und ich — habe heute der Judennaſen mehr als genug geſehen."

Damit iſt der Arimathäer entlaſſen. Zwar ungnädig, aber mit der Geſtattung, den teuren Leichnam zu bergen.

Mittlerweile iſt den beiden Wüſtenräubern die Qual geendet worden. Und Dismas befreit von Barab, an den ihn ein dämoniſches Geſchick das ganze Leben lang gefeſſelt hatte. Jeſus iſt zwiſchen ſie getreten und hat den Unbußfertigen von dem Bußfertigen geſchieden. Zwar ihre Leiber ſind in die gleiche Grube geworfen worden, die Seele Dismas wird zum geladenen Stelldichein gefunden haben.

Als nun der Arimathäer vom Statthalter zurückkehrt, wird zur ſpäten Stunde Jeſus vom Kreuze gelöſt und mit Tüchern zur Erde gelaſſen. Nach-

dem der Leib mit köſtlichem Öle geſalbt worden, wickeln ſie ihn in weiße Linnen und tragen ihn hinab in den Garten Joſephs. Dort haben ſie ihn zur ſtillen Nacht ins Grab gelegt.

Ein heiliger Frieden atmet auf Erden und am Himmel leuchten die Sterne wie Ampeln zur Ruhe des Herrn.

In der Nacht, die dieſem ſchwerſten aller Erdentage gefolgt iſt, hat Maria, die Mutter, wohl nicht geſchlafen. Und doch hat ſie ein Geſicht geſchaut, wie es noch keinem Wachenden vor die Seele getreten.

Als ſie ſo hingeſunken am Steine lehnt und ihr Auge am Kreuze ruht, das hoch und ſtarr in den Himmel aufragt, da iſt es ein Baum voll weißer und roter Blüten. Es iſt, als ſei er entſproſſen jenem Zweig vom Paradieſesbaum, den der Engel einſt über die Hecke hat gereicht . . . Er ſteht mitten in einem lieblichen Roſengarten, von Düften, Waſſerrieſeln und Vogelſang durchzogen und über allem ein wonniges Licht. Zu dieſem Eden wandern aus einem weiten Abgrunde unüberſehbare Menſchenſcharen. Sie ſteigen aus dunklen Tiefen langſam und feierlich hinan zur lichten Höhe. Ganz voran ein Paar, der Urvater Adam, Arm in Arm mit Eva. Gleich hinter dieſen Abel, Arm in Arm mit Kain. Dann ſchon in dichteren Reihen die Allväter, die Richter und Könige, die Propheten und Sänger, darunter Abraham und Iſaak, Jakob und Joſeph, Salomon und David, Zechias und Joſias, Eleazar und Joachim und ganz hinten — allein wandelnd ein Greis, der ſich ſtützt an den Stab, aus dem Lilien ſprießen — Joſeph, ihr Ehemann. Ihm eilt es nicht, er bleibt ſtehen und ſieht ſich um nach Maria.

Sie ziehen ein ins Paradies.

Das hat Maria geſchaut, dann bricht der Tag an.

Strenge nach den Vorschriften war das Grab des Nazareners gehalten worden. Vor die Felsnische, in welcher der Leichnam gelegen, haben sie einen schweren Stein gewälzt, den der Hauptmann auf Wunsch des Statthalters an allen Ecken und Enden versiegelt hat. Am Eingange sind zwei scharf bewaffnete Kriegsknechte aufgestellt worden mit dem Auftrage, jeden Verdächtigen vom Grabe zurückzuweisen. Und nun, nach der Beisetzung am dritten Tage, geht in Jerusalem eine unerhörte Neuigkeit um. — Der Nazarener ist auferstanden!

Am Morgen dieses Tages — so wird erzählt — sind zwei Frauen zum Grabe gegangen, die Mutter des Gekreuzigten und dessen Jüngerin Magdalena. Anfangs sind sie überrascht, daß die Wächter fehlen, und dann sehen sie, der Stein ist weggewälzt. Die Felsnische ist leer, nur das weiße Linnen ist noch da, in das er gewickelt gewesen. Es liegt am Rande der Gruft und seine Enden hängen hinab. Die Frauen heben an zu weinen, daß man ihnen auch den Leichnam weggenommen, da sehen sie einen weißen Knaben stehen und hören, wie er spricht: „Der, den ihr suchet, ist nicht hier. Er lebt und geht mit euch nach Galiläa."

Wie in einem wonnesamen Traum, so sind die Frauen vom Grabe hindangetaumelt. Da steht ein Mann im Garten, den sie anfangs für den Gärtner halten. Sie wollen ihn fragen, er tritt ihnen freundlich entgegen — Mit jugendlich schönem, leuchtendem Angesichte, kein Makel und keine Wunde,

außer an den Händen die Nägelſpuren. So ſteht er vor ihnen. Sie erſchrecken, ſie hören, wie er ſagt: „Der Friede ſei mit euch! Ich bin es.“ — Weil es ſo ſonnenhell iſt, halten die Frauen ihre Hände vor die Augen und wie ſie wieder aufblicken, haben ſie ihn nicht mehr geſehen.

Das Grab des Nazareners iſt leer! Alles pilgert aus der Stadt, um zu ſehen. Seit der Kreuzigung hat ſich im Volke die Stimmung ganz gewendet. Kein Schmähwort mehr und viele ſchlagen heimlich an ihre Bruſt. Die Oberprieſter ſind verſammelt und befragen die Wächter, wie das zugegangen. Dieſe wiſſen nichts vorzubringen.

„So ſaget doch wenigſtens aus, daß ihr geſchlafen habt und daß ihn ſeine Anhänger geſtohlen haben müßten.“

„Würdige Herren!“ antwortet einer der Wächter. „Daß wir geſchlafen hätten, können wir zweimal nicht ſagen, einmal, weil es nicht wahr iſt und das andere mal, weil wir beſtraft würden.“

Hierauf einer der Templer: „Ihr könnt es aber trotzdem ſehr gut ſagen. Denn geſchlafen habt ihr doch ſicher in eurem Leben einmal. Und der Strafe wegen wollen wir es beim Statthalter ſchon durchſetzen, daß euch nichts geſchieht.“

Die tapferen Römer dünkt es am klügſten, mit der Obrigkeit ſich nicht zu überwerfen und das auszuſagen, was ſie am liebſten hört. Alſo die Wächter haben geſchlafen und mittlerweile iſt der Leichnam entwendet worden von ſeinen Jüngern, um ſagen

zu können, er ist auferstanden. Das wird bekannt gemacht und die Nachrichten von der Auferstehung des Nazareners sind verklungen.

Die Jünger selbst haben es nicht glauben können. Etliche von ihnen haben sogar kurzweg gemeint, Pilatus und seine Hintermänner dürften am besten wissen, wohin der Leichnam geraten sei. Andere hingegen sind von einer Begeisterung erfüllt, wie nie zuvor, von einer schöpferischen Kraft, die ihnen Bilder der letzten Tage mit qualvoller Deutlichkeit vor Augen stellt.

Nun ist es, daß zwei der Jünger hinauswandern nach dem Orte Emaus. Sie sind betrübt und besprechen unterwegs das unfaßbare Unglück, das sie getroffen hat. Da gesellt sich ein Fremder zu ihnen frägt sie, weshalb sie so traurig wären?

„Wir gehören zu den Seinen," antworten sie.

Weil er darauf schweigt, als ob er es nicht verstanden hätte, so fragen sie, ob er denn ganz fremd sei in Jerusalem und nicht wisse, was sich in den letzten Tagen dort begeben hat?

„Was hat sich denn also begeben?" frägt er.

Er würde doch gehört haben von Jesus, dem Propheten, der so große Taten vollführt und ein neues, wunderbares Wort Gottes verkündet hat. „Vom himmlischen Vater voller Liebe, vom Himmelreich im eigenen Herzen und vom ewigen Leben. Es ist wohl nicht anders, als daß in diesem Verkünder Gott selbst Menschengestalt angenommen hat, um ihnen ein vollkommenes Leben vorzuleben. Und diesen

Gottmenſchen nun hat man hingerichtet in Jeruſalem.“ Seither ſeien ſie grenzenlos verlaſſen und deshalb wären ſie traurig. Er habe zwar verſprochen, daß er aus dem Tode auferſtehen werde als Bürge für ſeine Botſchaft von der Menſchen Auferſtehung und dem ewigen Leben. Nun ſei aber ſchon der dritte Tag. Es gehe freilich wohl ein Gerede, daß heute morgens zwei Frauen ihn ſollen geſehen haben mit den Nägelwunden. Aber ſo lange ſie nicht ſelbſt ihre Hand in ſeine Wunden legen könnten, wäre es nicht zu glauben und es werde wohl auch bei ihm ſo ſein, wie bei allen Entſchlafenen.

Hierauf ſpricht der Fremde: „Wenn der Auferſtandene zu euch nicht kommt, wie er den Frauen erſchienen iſt, ſo geſchieht es nur, weil euer Glaube zu ſchwach iſt. Wenn ihr ſchon ihm nicht glaubt, aus den Weisſagungen ſollte euch doch bekannt ſein, wie Gottes Geſandter leiden und ſterben muß, weil man nur durch dieſes Tor zur ſeligen Herrlichkeit gelangen kann.“

Unter ſolchem Geſpräche ſind ſie nach Emaus gekommen, wo die beiden Jünger einkehren wollen im Hauſe eines Freundes. Der Fremde, dünkt ſie, wolle noch weiter wandern, aber er iſt ihnen lieb geworden auf dem Wege, deshalb laden ſie ihn ein, mit ihnen ins Haus zu treten: „Herr, bleib' bei uns. Der Tag neigt ſich, es will ſchon Abend werden.“

Alſo iſt er mit ihnen eingekehrt. Und was iſt nun geſchehen? Als ſie bei Tiſche ſitzen und der Fremde das Brot genommen hat, flüſtert einer zum

andern: „Siehe, wie er das Brot bricht! Ist das nicht unser Jesus?“

Und wie sie ihn in namenloser Freude umarmen wollen, sehen sie, daß sie unter sich allein sind.

So haben es zwei Jünger erzählt und niemand glaubt lieber als der Trödler Schobal; nun will er dreihundert Goldstücke für den Rock des Auferstandenen.

Am wenigsten sicher der Urständ ist Thomas. „Warum nur?“ frägt der Jünger. „Ist er denn des leiblichen Lebens wegen gekommen? Hat er nicht alles auf das geistige Leben gesetzt? So wird der wahre Jesus Christus im Geiste bei uns sein.“

In diesem Vertrauen sind jene Jünger, die mit dem Meister aus Galiläa gekommen, wieder heimgereist in ihr Land. Dort hat sich auch einiges geändert. Die Verurteilung des Nazareners, ohne eine Schuld an ihm zu finden, hat die Galiläer arg entrüstet. Sein großes Sterben hat sie aufgeschreckt. Nein, ein gewöhnlicher Mensch war es nicht gewesen, dieser ihr Landsmann! An seinen Anhängern wollen sie nun gut machen, was sie an ihm gesündigt. So werden die Jünger in Galiläa gut aufgenommen und man möchte ihnen die Lebensstellungen wieder einräumen, die sie zwei Jahre vorher verlassen haben. Johannes hat die Mutter heimgebracht und zieht mit ihr ins stille Haus von Nazareth. Die übrigen versuchen es ebenfalls mit der Alltagswelt, aber sie können nichts, als immer nur an den Meister denken, und wo auch nur zwei oder drei von ihnen zusammen-

kommen, ist er im Geiste unter ihnen. Eines Tages sind sie beisammen in einer Hütte am See. Sie sprechen von seiner Gottessohnschaft, und mehrere, die sich nun auch ein wenig in der Schrift umgesehen haben, führen Beweise an. Die Prophezeiungen, die in ihm eingetroffen sind, die Psalmen, die er erfüllt hat, die Wunder, die er gewirkt hat. Und daß er nach seinem Tode gesehen worden ist von vielen.

Darauf sagt plötzlich Thomas: „Mit dem, Brüder, weiß ich nicht viel anzufangen. Auch andere Dinge sind geweissagt worden, Wunder gewirkt haben auch die Propheten, und auferstanden? Was hilft es mir, wenn er doch nicht leiblich bei uns ist?"

Sie erschrecken sehr. Sie beben vor Schreck. Nicht des Meisters, sondern des Bruders wegen. Thomas aber spricht weiter: „Warum nennt ihr nicht das größte Zeichen, das wahre Zeichen seiner Gottheit? Warum sprecht ihr nicht von seinem Worte? Von der Gotteskindschaft, von der Feindesliebe, von der Erlösung? So hört mich doch, was ich sage, was wir alle erlebt haben und zu jeder Stunde erleben. Er hat uns von der Weltgier losgelöst, er hat uns die Liebe und die Freude gelehrt, er hat uns sicher gemacht des ewigen Lebens beim Vater im Himmel. Das hat er durch sein Wort getan. Für dieses Wort ist er gestorben und in diesem Worte wird er leben. Dieses göttliche Wort, ihr Brüder, ist mir der Beweis von seiner Gottsohnschaft. Ich bedarf keines anderen."

„Kinder!" sagt Johannes. Zwar ist er unter

ihnen der jüngſte, aber er ſagt: „Kinder! Laſſet ſolche Reden. Der Glaube iſt das Wiſſen des Herzens. Sind wir nicht von Herzen ſelig, daß wir den Vater gefunden haben, ſo nahe bei uns, ſo treu mit uns, ſo ewig für uns, daß uns nichts mehr geſchehen kann? Dieſe Leiber fallen hin, aber er iſt die Auferſtehung und wer an ihn glaubt, der ſtirbt nicht. Er hat die Menſchenkinder ſo ſehr geliebt, daß er ſeinen eingeborenen Sohn hingegeben, damit jeder, der an ihn glaubt, ewig lebe. Darum ſind wir ſo ſelig, weil wir in Gott ſind und Gott in uns iſt.“

Alſo hat ſein Lieblingsjünger geſprochen in wonniger Verzückung. Da leuchtet es in ihnen auf und ſie ſehen die unermeßliche Bedeutung deſſen, der in Menſchengeſtalt unter ihnen gelebt hat.

Überall, wo ſie gehen und ſtehen, klingen ihnen im Ohre ſeine Worte. Die Verheißung, daß er ihnen nach Galiläa folgen wird, iſt erfüllt, ſein Geiſt iſt mit ihnen, ſie ſind deſſen ſicher geworden. Aber dieſer Geiſt läßt ihnen die Ruhe des Alltags nicht, er iſt wie Sauerteig, der ihr Weſen erregt, er iſt wie ein Funke, der ſie zu hellem Brand entzündet und ihnen die feurigen Zungen gibt zur Verkündung der frohen Botſchaft. Sie müſſen fort. Keiner will es zuerſt ſagen und auf einmal ſagt es jeder: Wir müſſen in die weite Welt. — — Ohne viel Vorbereitung, mit Mantel und Stab, ſo wie ſie mit ihm gewandelt, ziehen ſie davon. Nach Jeruſalem wollen ſie zunächſt, um an ſeinem Grabe noch einmal zu ſtehen, und dann

fort nach allen Richtungen hin, um Jeſus, den Sohn Gottes, zu predigen. —

Alſo bin ich am Ende meines Geſichtes. Nur von der Begegnung muß ich noch ſagen, die ſo merkwürdig und ſo folgengroß geworden iſt. Eines Tages, da die Jünger auf ihrer Wanderung nach Jeruſalem unter Mandelbäumen raſten, ſehen ſie im Tale einen Trupp von Reitern. Es ſind Landsknechte mit einem Hauptmann. Dieſer ſcheint die Jünger bemerkt zu haben, denn er ſprengt auf ſeinem Rappen heran. Die Jünger erſchrecken ein wenig und Thaddä, der gute Augen hat, ſagt: „Gnade uns Gott, das iſt der grimme Weber!“

„Wir wollen ihn ruhig erwarten,“ ſagen die Brüder und bleiben ſtehen. Als der Reiter ganz in ihrer Nähe iſt, ſteigt er raſch vom Pferde und frägt: „Seid ihr des Jeſus von Nazareth?“

„Wir ſind ſeine Jünger,“ antworten ſie freimütig.

Da fällt er vor Petrus, dem älteſten, aufs Knie, breitet die Arme aus und ruft: „Nehmt mich an! Nehmt mich an! Ich will würdig werden, ſein Jünger zu ſein.“

„Aber, wenn ich recht erkenne, biſt du doch Saul, der ihm nachgeſtellt hat,“ ſagt Petrus.

„Nachgeſtellt, verfolgt, ihn und die Seinen!“ ſpricht der Reiter und raſch von den Lippen ſtürzen ſeine Worte. „Vor zwei Tagen noch ausgezogen gegen ſolche, die geſagt haben, er ſei auferſtanden. Immer muß ich denken an dieſen Menſchen, der ſo unheim-

lich in die Seelen greift. Tag und Nacht muß ich an ihn denken und an vieles, was er gesagt hat. Und wie ich auf der Steppe dahinreite im Abenddämmern, siehe, da ist über mir ein Licht, daß das Pferd sich bäumt, eine weiße Gestalt steht vor mir und seine gegen Himmel erhobene Hand hat ein Wundmal. Wer bist du, daß du mir den Weg vertrittst? rufe ich ihn an. Und er antwortet: Ich bin der, den du verfolgst! — Euer Auferstandener ist's gewesen. — Warum verfolgst du mich, Saul, was habe ich dir getan? — Lebendig steht vor mir euer Jesus, der Christ! — Ja, ihr Männer aus Galiläa, nun glaube ich, er ist auferstanden. Und wie ich sein Wort bisher verfolgt habe, so will ich von nun an helfen, es zu verbreiten. Brüder! Nehmt mich an!"

Das ist mein Anbild von der Bekehrung des Saul zum Weltapostel. Er schickt nun den Rappen ins Tal zurück und geht in Freude und Demut mit den Galiläern gegen Jerusalem.

Als sie nach einigen Tagen auf den Ölberg kommen, wo sich dem Blick das erstemal die Königsstadt darbietet, sehen sie es: Auf dem Felsen steht — Jesus. In der Gestalt, wie er immer gewesen, steht er da und den Jüngern ist es zu Mute wie sonst, wenn sie bei ihm haben können sein. Sie umgeben ihn im Kreise und er blickt sie gütig an. Und plötzlich hören sie, wie er mit leiser Stimme fragt: „Habt ihr mich lieb?"

„Herr," antworten sie, „wir haben dich lieb." — —

Er frägt noch einmal: „Habt ihr mich lieb?"

Sie ſagen: „Herr, du weißt es, daß wir dich lieb haben.“ — —

Dann frägt er zum drittenmal: „Habt ihr mich lieb?“

Und ſie rufen alle zugleich: „Es iſt unausſprechlich, o Herr, wie ſehr wir dich lieb haben!“

„So geht nun hin. Gehet zu den Armen und tröſtet ſie, zu den Sündern und richtet ſie auf. Zu allen Völkern gehet und lehret ſie alles, was ich euch geſagt habe. Wer an mich glaubt, der wird ſelig ſein. Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben. Ich gehe nun zum Vater ein. Meinen Geiſt und meine Gewalt hinterlaſſe ich euch: Den Augen das Licht, den Zungen das Wort, den Herzen die Liebe. Und den Sündern Gnade — —“

Noch haben ſie ihn ſo ſprechen gehört und — iſt doch ſonſt niemand da als ſie, die Jünger. Auf dem Steine ſind zwei Fußſtapfen eingeprägt. Schweigend atmen die Himmel. Sie ſinken auf ihr Angeſicht und ſchauen es, wie er aufſteigt zu den Wolken, wie er entſchwebt im Lichte und wie er eingeht zum Vater, zu dem auch wir einſt kommen werden durch unſeren Heiland Jeſus Chriſtus.

Herrgott Vater! Ich danke dir, daß du mir gegönnt haſt, das Leben, Leiden und die Urſtänd deines eingeborenen Sohnes zu betrachten und an ſeinen Worten und Verheißungen mich zu laben in dieſer angſtvollen Zeit. In den Qualen der Ungewißheit, die ſchrecklicher ſind als der Tod, habe ich Mut geſchöpft aus dem großen Gleichniſſe des Lebens und Troſt erhalten aus der Erſcheinung meines Erlöſers. Die heiligen Büßer haben meine Hoffnung geſtärkt. Um des gekreuzigten Heilands willen, o Herr, lege Erbarmen in das Herz meines Königs. Sterben, wenn es Gott will, wie Dismas ſtarb. Nur Verzeihung. Im Namen Jeſus rufe ich zu dir, o Vater, um Gnade! Um Gnade für den Sünder. Amen.

Schluß.

Das also ist die Schrift. Ein Handwerksmann hat sie geschrieben in der Armensünderzelle. Das Schlußgebet war genau an dem Tage, als es sich nach seiner Verurteilung das sechstemal wochte.

Konrad schreckte ein wenig auf.

So tief hatte er sich die letzte Zeit in das Heilandsbild versenkt, daß er fast in ihm aufging. In den Tagen hatte er daran geschrieben, in den Nächten davon geträumt. Zu Bethlehem war er gewesen an der Krippe. Am See Genezareth wandelte er, in der Wüste von Judäa nächtigte er und reiste dann nach Sidon, übers Gebirge nach Jerusalem. Auf dem Ölberg stand er, in Bethanien und beim Abendmahl saß er an Jesus Seite. — — Gefangen hier im Strafhause, verurteilt zum Tode! — Beinahe ließ ihn in diesem Augenblick der Gedanke gleichgültig. Hatte er nicht erst das große Sterben auf Golgatha erlebt? Dagegen versinkt alles andere. Ihm war, als habe er den Tod bereits hinter sich. Der Auferstandene füllte sein Herz aus. Er konnte sich nicht trennen von den heiligen Erinnerungen. Da plötzlich der Gedanke: Wenn's kommt, ich werde stark sein. Seine Mutter hatte ihm einst erzählt von jenem römischen Scharfrichter. Der hatte einen Christenjüngling enthaupten sollen, war aber von so heftigem Mitleid erfaßt worden, daß er in Ohnmacht fiel. Der Jüngling labte ihn und sprach ihm Mut zu; so wie er

ſelbſt die Pflicht habe, zu ſterben, ſo habe der Scharfrichter die Pflicht, zu töten. — Aber dann ſagte ſich Konrad: Du biſt der Schuldige und darfſt dich mit einem Heiligen nicht vergleichen. Wäreſt du wohl Büßer und Held genug, ſo zu tun? Wäreſt du es? — Mit Jeſus ſüß zu ſterben, aber noch ſüßer, mit ihm zu leben.

Vom Kerkermeiſter wurde er befragt, ob er denn nicht wieder einmal in das Freie gehen wolle?

In das Freie? Ei ja ſo, in den Hof hinaus, wo aller Kehricht zuſammengeworfen wird. Auch der Menſchenkehricht. Nein, er danke. Er wolle in der Zelle bleiben. Lange könne es ja nicht mehr dauern.

„Lange kann's nit mehr dauern," ſagte der Alte. Aber daß der verwundete Kanzler mittlerweile geſtorben war, das ſagte er nicht. Konrad hätte es nach der größeren Zärtlichkeit des „alten Bären" ahnen können, daß ſeine Angelegenheit nicht glänzend ſtand.

„Wenn Sie recht brav ſind," ſagte der Alte, „ſo ſollen Sie das nächſtemal unter grünen Bäumen ſpazieren gehen."

„Alſo doch? — Doch?!" Konrad dachte an die Begnadigung und wurde aufgeregt. Über ſeine Wangen zuckten rote Flecken.

„Was Sie meinen, das noch nit. Wiſſen's, zum König iſt halt ein weiter Weg. Aber kommen kann's jede Stunde. Ich wart' auch ſchon mit Schmerzen drauf. Wiſſen's Ferleitner, ich nehm' nachher meinen Abſchied."

Zur ſelben Zeit erſchien in der Zelle wieder ein-

mal der Pater. Er pflegte allemal mit heiterer Miene und frohem Gottesgruß in dieſe dunkle Kammer zu treten. Troſt zu bringen, das war ja ſein Amt. Wenn er es nur immer richtig anzufangen wüßte. Zumeiſt, wenn der ſtattliche Mönch erſchwitzt hereinkam, trocknete er ſich mit dem blauen Sacktuch das Geſicht und pries mit lauter Stimme den Gefangenen glücklich in ſeinem kühlen Gemache. Diesmal jedoch erſchrak er. Wie ſah der Häftling aus? Abgemagert bis zum Gerippe, zwiſchen den fleiſchloſen Lippen quollen die Zähne hervor; die Augen waren groß aufgetan und in ihnen leuchtete ein wunderſames Feuer.

„Da Sie mich ſchon gar nimmer rufen laſſen wollen, lieber Ferleitner, ſo muß ich freilich wohl einmal ungerufen kommen, um zu ſehen, was Sie treiben. Sie waren doch nicht krank?“

„Iſt vielleicht die Entſcheidung da?“ fragte der Sträfling.

„Daß ich nicht wüßte,“ antwortete der Mönch. „Wie ich ſehe, ſtört man Sie in der Arbeit.“

Denn Konrad hatte verſäumt ſeine Blätter wegzuräumen. So mußte er nun auch geſtehen, daß er ſie geſchrieben habe.

„Iſt es denn hier nicht zu dunkel zum ſchreiben?“

„Man gewöhnt ſich daran. Anfangs war's dunkel, aber es iſt immer heller geworden.“

„Am Ende gar — das Teſtament?“ fragte der Pater mit gehobenen Brauen. Es hätte launig ſein ſollen.

„So etwas ähnliches."

„Schau, schau! Also zu testieren haben Sie!"

„Ich nicht. Ein anderer."

Der Pater blätterte in den Schriften, las hie und da eine Zeile, schüttelte ein wenig seinen geschorenen Kopf und sagte: „Es sieht in der Tat aus, als wäre das so etwas, wie das Neue Testament. Haben Sie aus dem Evangelium abgeschrieben?"

„Nein, ein solches hatte ich nicht, geistlicher Herr. So habe ich mir selber eines machen wollen."

„Ein Evangelium? Sich selber machen wollen? Sie? Nur gerade so aus sich heraus?"

„Das nicht. Oder vielleicht doch ein wenig. So nach alten Erinnerungen. Für die Irrtümer werde wohl freilich ich verantwortlich sein."

„Na — jetzt bin ich aber neugierig geworden," rief der Pater aus. „Dürfte man die Sachen nicht lesen?"

„Es wird nicht der Mühe wert sein. Aber ich habe mir nicht anders zu helfen gewußt."

„Sie haben sich dabei wohl angestrengt, Ferleitner?"

„Nein gar nicht. Eher erfrischt, wenn man so sagen könnte. Mir tut's leid, daß ich schon fertig bin. Habe dabei an sonst nichts gedacht — alles vergessen."

So hat ihn das Feuer verzehrt, dachte sich der Mönch.

„Wollen Sie mir erlauben, Ferleitner, daß ich die Sachen mit mir nehme für ein paar Tage?"

Er gestattete es schüchtern. Doch als der Mönch die Blätter zusammengerollt in den äußeren Kuttensack gesteckt hatte, so daß die Rolle ungefügig hervorstand, und als er damit davongegangen war, da schaute Ferleitner traurig in das Leere und hatte Heimweh nach seiner Schrift. So selig war er gewesen über ihr, wochenlang. Wie wird ein Geistlicher darüber denken? Da wird alles falsch sein. Solche Leute sehen den lieben Herrgott ganz anders als unsereiner. Und wenn er's gar verkritisiert, dann ist die Freude weg.

Er mußte seine Blätter übrigens nicht lange entbehren. Schon am nächsten Morgen brachte der Pater sie zurück. Er habe am Abend angefangen zu lesen und die ganze Nacht daran gelesen. Aber mit seiner Meinung wollte er nicht recht heraus. Und Ferleitner fragte auch nicht. Schier unbehilflich saßen sie beisammen am rauhen Brettertisch und nicht einmal der Mönch wußte, wie das, was er vorbringen wollte, zu sagen wäre. Nach einer Weile hob er das Paket der Schrift, legte es wieder hin und meinte, daß vom kirchlichen Standpunkte aus natürlich allerlei dagegen einzuwenden sei. „Auch den Geschichtspharitäen, wie der Verfasser sagen würde, dürfte manches nicht recht sein. Ich weiß, Ferleitner, Sie haben mich ja gebeten um das Evangelienbuch. Hätte ich gewußt, daß Sie so weit sind, würde ich es gerne gebracht haben. Nun, vielleicht ist es besser so. Ich muß Ihnen schon sagen, Konrad Ferleitner, daß ich mich schon lange über nichts so gefreut habe, als über diese Ihre Be-

trachtungen und — man kann auch ſagen — Dichtungen. Nach Fehlern ſollen jene jagen, die ſich an Fehlern freuen. Das Wichtigſte iſt der lebendige Glaube und der lebendige Jeſus. Und das iſt da. — Mein Sohn!" Er legte dem Gefangenen eine Hand aufs Haupt. „So von Herzen fromm iſt das empfunden, ich wollte dir das Sakrament darauf reichen. Ja, Konrad, du biſt ſchon gerettet. — Tu' nur fleißig beten."

Konrad verdeckte mit den Händen ſein Geſicht. Er weinte ſtill. Er war ſo glücklich darüber, was der Prieſter da geſprochen.

„Ich habe ſogar gedacht," ſetzte nach einer Pauſe der Pater bei, „daß dieſe Aufſchreibungen auch andere leſen könnten, die nach einem einfältigen Gotteswort ſuchen und nichts Rechtes finden können. In Krankenhäuſern und Armenherbergen und Gefangenhäuſern gibt es genug ſolche Leute. Beſonders auch, die in deinem Falle ſind. Hätteſt du etwas dagegen einzuwenden?"

„Mein Gott, warum nicht," antwortet Konrad, „wenn dieſe Schriften anderen Unglücklichen ſo wohl tun könnten, als ſie mir wohlgetan haben! Aber ich weiß nicht — 's iſt auch nicht ſo gemeint. Ich habe nur zu mir ſelber ſprechen wollen."

„Natürlich müßte dies und das noch geändert werden," ſagte der Pater. „Wir wollen die Schrift doch zuſammen einmal durchſprechen."

„Glauben Euer Hochwürden," — faſt lauernd

ſagte es der Gefangene — „daß — dazu noch Zeit ſein würde?“

„Beſonders auch einen recht guten und paſſenden Titel müßten wir finden. Denken Sie, daß das Kind auch einen Namen haben muß.“

„Ich habe gerade einmal die Buchſtaben I. N. R. I. darübergeſchrieben.“

„Iſt etwas wunderlich. Man wird nicht wiſſen, was damit anfangen. Wenigſtens würde noch ein zweiter, ein Untertitel nötig ſein.“

„Mir iſt der Titel auch gleichgültig,“ ſagte Konrad. „Vielleicht wüßten Sie etwas.“

„Ich werde nachdenken. Darf ich die Schrift noch einmal mitnehmen? Gut, ſo will ich mich nun in meinen alten Tagen erſt literariſch verſuchen. Wenn der Tiſchlergeſell ein ganzes Buch ſchreibt, ſo wird der Franziskanermönch wohl wenigſtens einen Titel dazu finden können. — Haſt du vielleicht ſonſt etwas auf dem Herzen, mein Sohn? Nicht. Na — dann Gott mit dir. Ich komme recht bald wieder.“ An der Tür wendete er ſich noch einmal um: „Sage mir, gibt dir der Proſoß wohl auch genügend zu eſſen?“

„Mehr als ich bedarf.“

— — — — — — — — — — — — —

Draußen waren die heißen Sommertage. Konrad wußte nichts davon, dachte nicht daran. Da kam der Kerkermeiſter mit der Erlaubnis, er dürfe ausnahmsweiſe eine halbe Stunde im Baumgarten ſpazieren gehen. Konrad nahm das ziemlich gleichgültig an, dann wurde er von einem Aufſeher hinaus-

geführt. Die gewölbten Gänge entlang taumelte er faſt, hatte es ſchier verlernt, ſo gerade für ſich hinzuſchreiten. Er hielt ſich am Arme des Begleiters und ſagte: „Mir iſt ganz ungleich.“

„Halten Sie ſich nur ruhig an, es geſchieht Ihnen nichts.“

„Kommen wir ganz hinaus, ganz ins Freie?“

„Sie werden jetzt täglich eine halbe Stunde im Baumgarten ſpazieren gehen.“

„Ich weiß nicht,“ ſagte Konrad mit Zagen, „ich fürchte mich — vor der Sonne.“

Da waren ſie ſchon unter freiem Himmel, im weiten, hellen, grünen Lichte. Er mußte ſtehen bleiben. Eine Weile bedeckte er mit der Hand die Augen, dann ſchaute er auf und bedeckte wieder die Augen. Und hub an zu zittern. Der Aufſeher ſchwieg und führte ihn. So ſchwankte er hin unter den hellen Schatten der Wildkaſtanien. An beiden Seiten weite, goldgrün leuchtende Flächen mit Blumen und Roſen, deren lodernde Farben zitterten wie die Luft über einem Feuer. Darüber der blaue Himmel mit der furchtbar herrlich funkelnden Sonne. Und alles durchklungen von Vogelgeſang. O Leben! Leben! Er hatte ja ſchon vergeſſen, was das heißt, leben! Er ſtöhnte auf. Es konnte ein Klageruf geweſen ſein oder auch ein Jauchzen. Dann ſetzte er ſich auf eine Bank und ruhte erſchöpft und ſchaute hinaus. Und ſchaute hinaus in das unermeßliche Licht. Über ſeine welken Wangen rannen ſtill die Tränen.

Nach einer Weile machte der Aufſeher Miene,

voranzuſchreiten. Konrad erhob ſich unſicher und ſie gingen langſam weiter. Zu einer weißen Marmorbüſte kamen ſie, die in einer Runde von leuchtenden Blumen auf dem Steinſockel ſtand.

Konrad blieb ſtehen, legte ſeine Hand über die Augen, blickte auf die Büſte und fragte: „Wer iſt denn das?“

„Das iſt der König,“ antwortete der Aufſeher.

Konrad betrachtete den Kopf lange. Und dann ſagte er leiſe und ſehr bewegt: „Wie freundlich er dreinſchaut! Wie freundlich er mich anſchaut!“

„Ja, es iſt ein guter Herr.“

Da begann es ſachte im Herzen des armen Sünders zu jubeln. Die Welt ſchön. Die Menſchen gut. Das Leben ewig. Und über allem der himmliſche Vater . . .

Der Aufſeher blickte auf die Uhr: „Die Zeit iſt abgelaufen.“

Konrad wurde zurückgeführt in ſeine Zelle. Er ſtolperte über die Schwelle und ſtieß an den Tiſch, ſo dunkel war es. Aber in ſeiner Bruſt zitterte und jubelte es fort. Die Welt ſchön. Die Menſchen gut . . . .

Dann — leiſe, ganz ſachte und leiſe kam wieder die Bangigkeit. Müde war er, legte ſich ein wenig hin aufs Stroh. Da knarrte das Türſchloß. Konrad erſchrak und ſtand auf. — Was kommt jetzt? Was kommt? —

Der Pater trat ein, raſch und munter. Die

Schriftrolle in der Hand ſchwingend, rief er: „Frohe Botſchaft! Frohe Botſchaft!“

Konrads Hände zuckten nach der Bruſt. „Frohe Bot —? Doch? Doch? — Leben? Wieder leben?“ So rief er aus, hell klingend. Dann ſtand er einen Augenblick unbeweglich, dann — ſetzte er ſich auf die Holzbank.

„Ja, mein Sohn,“ ſagte der Mönch. „Frohe Botſchaft wollen wir die Schrift nennen. I. N. R. I. Frohe Botſchaft eines armen Sünders. Das ſtimmt aufs Evangelium, das paßt köſtlich, nicht wahr? Ja, nicht wahr?“ Er hielt inne und ſtutzte. — „Ferleitner, iſt Ihnen etwas?“

Konrad war an die Wand geſunken, den Kopf eingeknickt auf die Bruſt. Er röchelte. Der Pater langte raſch nach dem Waſſerkrug, um den Ohnmächtigen zu laben. Und er zankte gutmütig darüber, daß er ſich gleich ſo niederwerfen laſſe und netzte ihm die Stirn. Da merkte er, wie es in der Bruſt Konrads ſtille ward, und das Auge, wie es verglaſte. Er rief um Hilfe. Der Kerkermeiſter erſchien. Er ſah es, ſtockte einen Augenblick — — — um dann leiſe zu ſagen: „Gut iſt's.“

Dann war es ſtill. Und plötzlich rief der Alte fröhlich aus: „Gut iſt's: Brav biſt, Herrgott!“

Als hernach der Franziskaner durch die langen Gänge ſchritt, in Wehmut Gott dankend für das ſelige Wunder dieſes Mißverſtändniſſes, begegnete ihm am Tore der Gerichtspräſident. Schwerfällig, mit jedem Schritt ſich auf den Stock ſtützend, kam er heran.

Als er den Mönch sah, ging er auf ihn zu. „Lieber Pater," sagte er heiser, „Sie werden leider eine recht schwere Nacht haben. Der Delinquent Ferleitner wird einen Priester brauchen. Morgen sechs Uhr früh muß er dran."

Ein kurzes Schweigen. Dann antwortete der Pater: „Herr Gerichtspräsident! Delinquent Konrad Ferleitner braucht keinen Priester und keinen Richter mehr. Er ist begnadigt."

Verlag von L. Staackmann in Leipzig.

Von demſelben Verfaſſer bereits früher erſchienen:

Mein Himmelreich

Bekenntniſſe, Geſtändniſſe und Erfahrungen aus dem religiöſen Leben

403 Seiten. 23. Tauſend.

Inhalt: Ich glaube. Vom Manne der frohen Botſchaft. Die letzte Raſt. Das ewige Leben. Chriſt auf der Heide. Unſere liebe Frau. Die heilige Weihnachtszeit. Oſtern. Pfingſten. Sonntag. Die Ohrenbeichte. Kirchenmuſik auf dem Dorfe. Das Gebet im Landvolke. Religionsfrevel im Landvolke. Los von Rom? Wie ich mir die Perſönlichkeit Jeſu denke. Folgen einer Konfiskation. Über das Bibelleſen. Der Wauwau. Gedanken in ſchlafloſen Nächten. Demut. Auf halbem Wege. Ein Gottesleugner. Herr, wir gehen zu Grunde! Es kann Dir nichts geſchehen.

Die chriſtliche Welt ſchreibt u. a.: . . . . . Ein ganz köſtliches Buch in der Tat, wert, in weiteſten Kreiſen verbreitet zu werden, in Kreiſen zumal, denen die kirchliche Weiſe, Gott zu ſuchen, fremd geworden iſt, und die doch das Verſtändnis für Ewiges nicht verloren haben. . . . . Iſt doch das ganze Buch ein geradezu herrliches Zeugnis für die tiefgehenden Wirkungen, die der Proteſtantismus der Gegenwart auch auf außer-evangeliſche Kreiſe auszuüben beginnt.

Hamburger Poſt ſchreibt: Wir beſitzen wenige Bücher, in denen ein ſolcher Freimut einherſchreitet, wenige, in denen eine ſolche Innigkeit, eine ſolche herzerhebende wahre Frömmigkeit waltet als in dieſem Buche, in dem Roſegger ſeine ganze Seele ausſchüttet. . . . .

Weltgift. Roman. 11.—15. Tauſend. 25 Bogen 8°.

Als ich jung noch war. Neue Geſchichten aus der Waldheimat. Mit dem Bildnis des Verfaſſers als Waldbauernbub. 14. Tauſend.

Erdsegen. Vertraul. Sonntagsbriefe eines Bauernknechtes. Ein Kulturroman. 21. Tauſend.

Idyllen aus einer untergehenden Welt. 13. Tauſend.

Das ewige Licht. Erzählungen aus den Schriften eines Waldpfarrers. 37. bis 39. Tauſend.

Sonnenſchein. Novellen und Skizzen. 19. Tauſend.

Der Waldvogel. Neue Geſchichten aus Berg und Tal. 11. Tauſend.

Mein Weltleben oder wie es dem Waldbauernbuben bei den Stadtleuten erging. Mit dem Bildnis des Verfaſſers. 18. Tauſend.

Preis des Bandes broſch. **M. 4.—**, in Leinen geb. **M. 5.—**, Halbfranz **M. 5.50.**

Verlag von L. Staackmann in Leipzig.

Weihnachts-Novitäten 1904:

Otto Ernst,

Asmus Sempers Jugendland.

Der Roman einer Kindheit. ca. 23 Bogen 8°.

Vornehme Ausstattung. Brosch. M. 3.50, gebunden M. 4.50.

Emil Ertl, Feuertaufe.

Neues Novellenbuch. 22 Bogen 8°.

Brosch. M. 3.50, gebunden M. 4.50.

Inhalt: Bergfrieden. Schicksal. Die Rose. Flammenschrift. Christl. Die grüne Tasche. Apportl. Als der Flieder blühte.

Rudolf Greinz,

Das goldene Kegelspiel.

Neue Tiroler Geschichten.

Brosch. ca. M. 3.—, gebunden ca. M. 4.—.

Inhalt: Das goldene Kegelspiel. Das Dreikönigs-Orakel. Der Stiegel Bader.

Peter Rosegger.

Ein Beitrag zur Kenntnis seines Lebens und Schaffens.

Von Hermine und Hugo Möbius.

3. Tausend. 10 Bogen in Lexikon 8° auf Kunstdruckpapier, mit vielen Illustrationen und verschiedenen Kunstbeilagen; elegant kartoniert. Preis M. 3.50.

Dieses groß angelegte und längst schon erwartete Werk ist in Form einer **Künstler-Monographie** vornehmster Art erschienen. Die Herausgeber, mit dem Dichter in langjähriger Freundschaft verbunden, bieten hierin die Früchte ihrer genauen **Kenntnis des Lebens** und der **Werke Roseggers** und sind bei dieser Arbeit von allen kompetenten Persönlichkeiten aufs wärmste unterstützt worden. Es ist dadurch ein überaus **wertvolles** und **hochinteressantes Buch** entstanden, welches bestimmt ist, den Tausenden von Verehrern Roseggers das Wesen und Schaffen dieses liebenswerten Poeten näher zu bringen.

Einen neuen, reich illustrierten Verlags-Katalog mit Originalbeiträgen der Dichter Peter Rosegger, Friedrich Spielhagen und Otto Ernst liefert die Verlagshandlung jedem Interessenten gratis und franko.

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 06663 5155